

# Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

**Sigm. Freud**

Unter Mitwirkung von

G. Bose Kalkutta	M. Eitingon Jerusalem	Thomas M. French Chicago	Lewis B. Hill Baltimore	S. Hollós Budapest
Ernest Jones London	J. W. Kannabich Moskau	M. R. Kaufman Boston	Bertram D. Lewin New York	Kiyoyasu Marui Sendai
K. A. Menninger Topeka	S. J. R. de Monchy Rotterdam	Charles Odier Paris	Philipp Sarasin Basel	Harald Schjelderup Oslo
	Alfhild Tamm Stockholm		Y. K. Yabe Tokio	

redigiert von

Edward Bibring  
London

Heinz Hartmann  
Paris

Wilhelm Hoffer  
London

Ernst Kris  
London

Robert Waelder  
Boston

Georg Gerö . . . . .	Zum Problem der oralen Fixierung
Otto Fenichel . . . . .	Über Trophäe und Triumph
Ludwig Eidelberg. . . . .	Die Wirkungen der Erziehungsgebote
Dorothy T. Burlingham . . . . .	Phantasie und Wirklichkeit in einer Kinderanalyse
Eduard Hitschmann. . . . .	Selma Lagerlöf, ihr Wesen und ihr Werk
Hugo Klajn . . . . .	Fehlleistung infolge unbewußter Todeswünsche gegen das einzige Kind

Referate und Berichte

---

1) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfang von mehr als zwei Druckseiten erhalten nach Wahl 15 Separata oder zwei Freixemplare des betreffenden Heftes.

2) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen.

3) Die Manuskripte sollen in Schreibmaschinenschrift (einseitig und mit Zeilenabstand) geschrieben sein. Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

4) Fahnen werden den Autoren nur auf ausdrücklichen Wunsch zugeschickt. Korrekturen in den Fahnen werden nur ausnahmsweise zugelassen. Die Kosten der Korrekturen sind vollständig vom Autor zu tragen.

5) Mehr als 15 Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt.

---

Wir machen unsere Autoren auf folgendes aufmerksam:

Nach den gesetzlichen Bestimmungen kann bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren über Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Auf Grund eines generellen Übereinkommens mit dem „International Journal of Psycho-Analysis“ steht es jedoch jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung der Redaktion der letztgenannten Zeitschrift das Recht der Übersetzung und des Wiederabdrucks einzuräumen.

Die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einer anderen Zeitschrift muß, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes verlangt werden.

Die Redaktion

---

Redaktionelle Mitteilungen und Sendungen bitten wir zu richten an  
Dr. Edward Bibring und Dr. Ernst Kris, Institute of Psycho-Analysis  
96 Gloucester Place, London, W. 1.

Bestellungen und geschäftliche Zuschriften aller Art an den Verlag  
Imago Publishing Co.  
6, Fitzroy Square, London, W. 1.

---

# Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago

Herausgegeben von Sigm. Freud

---

XXIV. BAND

1939

Heft 3

---

## Zum Problem der oralen Fixierung

Von

Georg Gerö

Kopenhagen

I

Die Psychoanalyse kommt in eine Phase der Entwicklung, in der die Fülle des zu ordnenden Materials eine Differenzierung der Begriffsbildung fordert. Bei dem Versuch, das Gesetzmäßige im Geschehen zu erfassen, dürfen die individuellen Unterschiede, die Abweichungen vom Idealtypus nicht mehr vernachlässigt werden. Das jetzige Entwicklungsstadium unserer Wissenschaft stellt die Forschung vor die Aufgabe, die Gesetzmäßigkeiten so zu fassen, daß auch das Individuelle, das Einmalige erklärt werden kann. Der Gedanke entspringt nicht aus einer methodologischen Überlegung, sondern aus der Praxis: Bei einigen Fällen führte der Versuch, den Anteil der oralen Fixierung in der Neurose abzumessen, zur Feststellung, daß der Begriff der oralen Fixierung selber eine Differenzierung verlange. Menschen, die wir als oral fixiert zu bezeichnen pflegen, können in ihrer manifesten Charakterstruktur wie in der Symptomatik ihrer Neurose sehr verschieden sein. Das Problem ist, ob irgendwelche faßbaren Differenzen der Triebqualität „oral“ aufzufinden sind, oder ob das wechselvolle Bild, das oral Fixierte bieten, aus den Kombinationsmöglichkeiten der Triebentwicklung stammt oder aus dem gegenseitigen Einfluß von Triebentwicklung und Ichentwicklung.

Die Analyse einiger Fälle, bei denen wesentliche Züge in der Charakterbildung wie in der Symptomatik der Neurose als beeinflußt durch die Schicksale oraler Triebregungen erkannt werden können, gibt uns die Möglichkeit, einiges zur Klärung dieser Frage beizutragen.

Will man verfolgen, auf welche Weise ein Trieb den Charakter, die Eigentümlichkeiten eines Menschen beeinflußt, und welche Bedeutung in dem System „Person“ ihm zukommt, so weist uns Freud den Weg, wenn er feststellt: „Die bleibenden Charakterzüge sind entweder unveränderte Fortsetzungen der ursprünglichen Triebe, Sublimierungen derselben oder Reaktionsbildungen gegen dieselben.“<sup>1</sup>

Wir sagen nicht viel mehr als das, was in dem Freudschen Satz steht, wenn wir dem heutigen analytischen Sprachgebrauch gemäß formulieren, daß Charakterzüge sich verstehen lassen als Resultate zwischen spezifischen Abwehrmethoden des Ichs und den abgewehrten, aber in modifizierter Form sich dennoch durchsetzenden Abkömmlingen des Es. Das „Mehr“ in unserer Formulierung besteht darin, daß der Begriff der Abwehr umfassender ist als die von Freud in dem zitierten Satz genannten Tribschicksale. Freud nennt darin nur eine von vielen möglichen Abwehrmethoden, nämlich die Reaktionsbildung, und stellt dieser zwei andere Tribschicksale gegenüber: die direkte Beeinflussung des Verhaltens durch den Trieb und die Sublimierung. In unserer Formulierung wird außerdem noch ausgesprochen, daß das Neurotische, das will sagen, Automatisierte, Erstarrte am Charakter ähnlich wie das Symptom ein Kompromiß darstellt und neben der Abwehrtätigkeit des Ichs auch die Spuren der abgewehrten Es-Regungen in sich trägt. Ein Gedanke, der von W. Reich in seinem Buche über Charakteranalyse<sup>2</sup> ausgeführt wurde.

Die orale Fixierung kann Charakter- wie Symptombildung in verschiedener Weise beeinflussen. Offenbar gibt es verschiedene orale Fixierungen, und die Frage ist eben, worin die Verschiedenheit besteht. Der Unterschied kann im Triebmaterial selber liegen. Die oralen Eigenheiten der Libido können konstitutionell verschieden festgelegt sein oder es haben frühe Erlebnisse die eine oder die andere Seite der Oralität verstärkt und damit die Entwicklung der Libido in besonderer Weise beeinflußt. Die Frage ist deshalb so schwierig zu beantworten, weil wir die Oralität nicht isoliert untersuchen können, denn sie tritt uns in komplizierte Zusammenhänge eingebettet entgegen. Zwar können wir sicher feststellen, in welcher Weise frühe Schicksale oraler Triebregungen die Ausbildung einer Neurose vorbereiten, andererseits wird jedoch die Oralität rückläufig von späteren Erlebnissen beeinflußt und ihre endgültige Gestalt hängt

1) Freud: Charakter und Analerotik. Ges. Schr. V, S. 267.

2) W. Reich: Charakteranalyse. Wien, 1933.

auch davon ab, wie die spätere Entwicklung verläuft und wie im Laufe dieser Entwicklung die libidinösen Funktionen sich durchsetzen. Und schließlich tritt uns die Triebstruktur nicht direkt entgegen, sie wird meist niedergehalten durch die Abwehrtätigkeit des Ichs und schimmert nur durch in den rational nicht auflösbaren Widersprüchen des Verhaltens oder in den neurotischen Symptomen. Damit ist eine neue Schwierigkeit angegeben, denn wir müssen darauf vorbereitet sein, daß es nicht leicht sein wird, zu beurteilen, was zum Beispiel im Charakter der oral Fixierten die Triebstruktur widerspiegelt, oder was der wechselnden spezifischen Abwehrtätigkeit des Ichs zuzuschreiben ist. Dies aber ist nur eine künstliche Trennung, denn die Abwehr hängt nicht in der Luft, ist nicht für sich allein da, sondern um des Abgewehrten willen, und die immer wechselnden Abwehrformen des Ichs sind unsere sichersten Wegweiser, wenn wir versuchen wollen, uns im Labyrinth der triebhaften Impulse, in den dunklen Es-Welten zurechtzufinden.

Die komplizierten psychischen Strukturen erlauben uns selten, ein Phänomen, in unserem Fall die Wirkungsweise oraler Triebregungen, isoliert beobachten zu können. In einer Analyse fand ich aber eine so selten klare Struktur vor, daß die Bedingung zu solch einer Beobachtung annähernd gegeben war.

Es handelt sich um einen Mann, der die Analyse aus didaktischen Gründen aufgesucht hatte und der keine auffallenden neurotischen Beschwerden aufwies. Man konnte ihn gesund nennen, da er weder eine sexuelle Störung noch Arbeitsschwierigkeiten hatte. Freilich stellte sich unter dem Mikroskop der Analyse heraus, daß seine Gesundheit nicht ganz fehlerfrei war. Er hatte eine eigentümliche Trockenheit, eine gewisse kühle Reserve, eine etwas überbetonte Sachlichkeit, und dies alles wirkte unfrei, starr. Und es ist eben das Erstarrete, Automatisierte an einer charakterologischen Eigenart, das den Verdacht erweckt, es handle sich um eine Ich-Einschränkung, und das eine allzu energische Triebunterdrückung anzeigt. Ein solcher, noch nicht analytisch unterbauter Eindruck wird erst durch den Prozeß der Analyse bestätigt, nämlich wenn es sich zeigt, daß der auffallende Charakterzug eine Abwehrfunktion zu erfüllen hat. Eine Angabe des Analysanden zeigte, daß ihm seine Gefühlshemmung bewußt war und daß er sie als Schranke seiner Erlebnisfähigkeit empfand. Er klagte nämlich darüber, daß er trotz intensiver und scheinbar ungestörter sexueller Genußfähigkeit nie richtig verliebt gewesen sei. „Ich habe in der Beziehung zu Frauen nie richtig den Kopf verloren“, sagte er. Trotzdem war er weit davon entfernt, die eigentümliche Trockenheit in seinem Wesen, jenen Mangel an Spontaneität als etwas Drückendes zu empfinden oder gar darunter zu leiden. Er hatte die gleiche widerspruchsvolle Einstellung zu seinen charakterologischen Eigentümlichkeiten, die man auch sonst oft findet: eine intensive narzißtische Wertung verdeckt das Gefühl von Gehemmtsein, verhindert das Bewußtwerden der Schranken, der zu engen Grenzen der Persön-

lichkeit. Er empfand die kühle Reserve, die ihm eigen war, als eine Art Überlegenheit, als eine innere Freiheit, die es ihm ermöglichte, Menschen und Dingen mit Abstand zu begegnen. Erst als die Analyse ihn überzeugt hatte, daß er nicht nur so sein wollte, wie er war, sondern gar nicht anders sein konnte, begann er seine scheinbare Überlegenheit als Leere, als mangelnden Kontakt zu empfinden. In dem Augenblick, in dem die narzißtische Wertung des Charakters in die schmerzvolle Entdeckung umschlägt, daß der inneren Bewegungsfreiheit des Ichs enge Grenzen gezogen sind, werden die charakterologischen Eigentümlichkeiten auch von dem Analysanden als im Dienste der Abwehr stehend empfunden. Wir sagten schon, alles, was im Charakter starr, unfrei oder überbetont wirkt, erweckt den Verdacht, daß es sich dabei um Narben handle, die aus den Kämpfen der Triebbewältigung zurückgeblieben sind. Die Gefühlshemmung meines Analysanden ließ vermuten, daß er sich vor Gefühlen, sicherlich vor peinlichen, aufwühlenden Gefühlen schützen mußte. Zeigte die Affektlahmheit die Abwehr an, so erlaubten einige symptomähnliche Merkwürdigkeiten, die auch bei diesem sonst so gesund wirkenden Menschen nicht fehlten, einen ersten Einblick in die Welt der abgewehrten Es-Tendenzen. Er berichtete spontan gleich im Beginn der Analyse von einem Symptom, das er seine Milchphobie nannte. Er hatte eine kaum überwindliche Abneigung gegen Milch und Milchspeisen. Sein Ekel vor Milch war so stark, daß er es nicht zustande brachte, Milch zu trinken, schon der Gedanke daran rief bei ihm Übelkeit hervor. Dieses Symptom stammte aus der Säuglingszeit und war eine Folge der Entwöhnung. Er war ein Brustkind gewesen und wurde im Alter von sechs Monaten offenbar ziemlich abrupt entwöhnt. Er beantwortete die Entwöhnung mit einem Hungerstreik und als die Mutter, durch seine Weigerung ängstlich gemacht, ihm wieder die Brust geben wollte, nahm er diese auch nicht mehr. Er war ein schwächliches Kind und es gelang nur mit großer Mühe, ihn trotz den Ernährungsschwierigkeiten am Leben zu erhalten. Während der ganzen Kindheit beunruhigte er die Mutter mit diesen Schwierigkeiten und erwarb sich eine Ausnahmstellung, indem er nicht die gleichen Speisen essen wollte wie seine Geschwister. Als er die Geschichte seiner Milchphobie, die er nur aus der Familienüberlieferung kannte, in der Analyse erzählte, fügte er hinzu, daß die Mutter ihm die Brust nicht länger geben wollte, weil der „andere“ schon unterwegs war und weil er sehr biß. Er sagte das mit einem verlegenen Lächeln, man konnte merken, daß das Thema ihm nahe ging. Im Laufe der Analyse tauchten noch andere Verdachtsmomente auf, die die Umriss latenter neurotischer Konflikte zeigten. Es ergab sich, daß er eine sehr starke Abneigung, die sich bis zum Ekel steigern konnte, gegen neugeborene Hunde oder Katzen hatte, daß der Vorgang der Geburt ihm als ein unheimliches angsterregendes Geschehen erschien, an das er nur mit Grauen denken konnte. Im Zusammenhang mit der Milchphobie war noch eine an sich unscheinbare Angabe von

Interesse, deren Bedeutung nur aus dem Zusammenhang mit dem übrigen Material der späteren Analyse ersichtlich wird. Er erzählte, daß er als Kind sich niemals überwinden konnte, Schokolade in Form von Babies zu essen. Obwohl er sonst sehr gerne Schokolade aß, hatte er einen starken Widerwillen dabei, ein Gefühl von etwas Verbotenem, Sündhaftem. Es stellte sich in der Analyse auch heraus, daß seine Sexualität nicht ganz frei von auffälligen Erscheinungen war. Der Analysand, der sonst so angstfrei gegenüber Frauen war, keine Potenzschwierigkeiten kannte und allem Anschein nach auch orgastisch nicht gestört war, war doch im Liebesspiel in manchen Beziehungen ängstlich und gehemmt. Er empfand vor der Berührung seines Penis durch eine Frau eine gewisse Scheu, die sich zu einer deutlichen Angst steigerte, wenn die Frau das gleiche mit dem Mund tun wollte. Als eine Frau einmal einen derartigen Versuch gemacht hatte, bekam er einen Wutanfall, denn er hatte das Gefühl, sie setze ihn einer außerordentlichen Gefahr aus.

Als die Analyse diese Indizienbeweise gesammelt hatte, war es bereits möglich, die oben geschilderten charakterologischen Eigentümlichkeiten des Analysanden mit dem, was die Symptome angezeigt hatten, in Zusammenhang zu bringen. Es schien, daß die Geburt, neugeborene Kinder, der Mund der Frau für diesen Menschen eine Quelle der Angst bedeuteten, als ob er Impulse, die mit Geburt und Neugeborenen zusammenhängen, abwehren müßte. Alles sprach dafür, daß es sich um oralsadistische Konflikte handelte. Der Weg zu diesen offenbar tief verdrängten Impulsen war gewonnen, sobald nach Lockerung der narzißtischen Sicherung in Form der Überwertung seiner Eigenart der Patient seine charakterologischen Eigentümlichkeiten als Hemmung zu empfinden begann und als Folge davon die latenten neurotischen Konflikte fühlbar wurden. Nach meinen Erfahrungen hätte die konsequente Arbeit an der Abwehrfunktion des Charakters an sich schon die Neurose aktivieren können,<sup>3</sup> in diesem Fall jedoch erfolgte der Zusammenbruch des Gleichgewichts nicht durch die Analyse allein. Im Laufe der Behandlung veränderten sich nämlich die Lebensbedingungen meines Analysanden: Er erlitt verschiedene schwere Schicksalsschläge und seine Widerstandskraft war solcher Belastung nicht gewachsen. Ich konnte die Rolle der aktuellen Versagung in der Ätiologie der Neurosen in diesem Fall in *statu nascendi* beobachten. Mein Analysand hatte seine kindlichen Ansprüche, seine Abhängigkeit mit einem überbetonten Selbständigkeitsdrang verdeckt. Er gehörte zu jenen Menschen, denen es schwer fällt, sich mit der Rolle des Nehmenden abzufinden. Er wollte unabhängig sein, sein Ideal war der starke Mann, der sich selbst genügt, der niemandes Hilfe bedarf. Aber sein Verhalten war voll von irrationalen Empfindlichkeiten, die nicht für ein in sich ruhendes Selbstgefühl sprachen. So lange

3) S. darüber W. Reich: Charakteranalyse. Wien, 1933.

seine Lebensumstände gesichert waren, ging alles gut, aber als er in die Lage kam, auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein, zeigten sich seine bis dahin versteckten Widersprüche. Einerseits war es ihm peinlich, von anderen Unterstützung anzunehmen, andererseits erwies er sich darin nicht eben als bescheiden. Er stellte mehr oder weniger offen ganz unangebrachte Forderungen und war den Menschen gegenüber, die ihm halfen, nicht nur nicht dankbar, sondern gereizt und gehässig. Dieser Widerspruch spiegelt genau die Situation in der Kindheit wider. Der Patient war das älteste Kind von sechs Geschwistern. Aus der Anamnese ging hervor, daß er das Trauma der Entwöhnung besonders schwer erlebt hatte. Die Mutter war eine etwas harte, energische Persönlichkeit, die den Kindern nicht allzuviel Liebe entgegenbrachte. Sie hatte die Erziehungsgewalt inne, der Vater, ein stiller Mensch, kümmerte sich wenig um die Kinder. Mein Analysand stammte aus armen Verhältnissen, die Mutter hatte es schwer, mit der rasch heranwachsenden Kinderschar fertigzuwerden. Er als der Älteste mußte mithelfen, für seine Geschwister sorgen: wenn sie etwas angestellt hatten, wurde er von der Mutter verprügelt, mit der Begründung, nicht genügend aufgepaßt zu haben. Man bekam von dieser Kindheit den Eindruck, daß dieser Mensch nicht hatte Kind sein dürfen, daß er frühzeitig auf vieles hatte verzichten müssen, was sonst einer Kindheit ihren Glanz verleiht. Er versuchte dann — und es gelang ihm auch —, aus der Not eine Tugend zu machen, er wurde tatsächlich ein sehr selbständiger kleiner Junge, der starke Autorität unter den Geschwistern hatte. „Wenn ich nicht verwöhnt werde, will ich überhaupt nicht Kind, ich will erwachsen sein“ und: „Weil ich auf die Brust, auf die Liebe der Mutter frühzeitig zugunsten der anderen Geschwister verzichten mußte, will ich nichts mehr verlangen und annehmen, ich will selbständig sein.“ So könnte man die Motive seines Verhaltens interpretieren.

Die Veränderung seiner Lebensumstände erschütterte diesen Menschen radikal. Die Hauptstütze seines Selbstgefühls, ein bisher unerschüttertes Zutrauen zu seiner (phallischen) Leistungsfähigkeit, brach zusammen. Er war zwar kein Don-Juan-Typ in dem Sinne, daß er Eroberungen nachstrebte, nur um den Sieg auszukosten, aber er hatte Frauen gegenüber doch die Haltung eines kühlen Virtuosen, der souverän seine Mittel beherrscht, immer überlegen bleibt, nie mitgerissen wird, nie sich ganz verliert. Unglückliche Erfahrungen mit Frauen neben der allgemeinen Verschlechterung seiner Situation trugen dazu bei, daß auch hier seine phallische Sicherheit erschüttert, die latenten neurotischen Konflikte aktiviert wurden.

Die Folge war eine Regression zu der Fixierungsstelle, die bei diesem Menschen eine schwerwiegende Bedeutung hatte, nämlich zur Oralität. Dem entsprechend reagierte mein Analysand auf die Versagungen, die er erlitt, mit jener Neurose, in deren Ätiologie die Oralität eine entscheidende Bedeutung hat, nämlich mit einer schweren Depression.

Er wurde deprimiert, verfiel in einen apathischen Lähmungszustand, wurde vollkommen arbeitsunfähig, verlor jede Lust zum Geschlechtsverkehr, fühlte sich impotent. In der Analyse war er stumpf und sein Widerstand verstärkte sich in dem Maße, als die Neurose unter dem Druck der Versagungen mobilisiert wurde. Es handelte sich in dieser Phase darum, diese Stumpfheit zu durchbrechen und ihn dazu zu bringen, daß er zu erleben wagte, was in ihm vorging. Das oberflächlichste Motiv der Abwehr war die Angst, „weich“ zu werden. Ein Übertragungstraum: *Er liegt vor mir auf dem Sofa. Er möchte sich mir nähern, aber gleichzeitig kommt ihm die Situation peinlich vor, wirkt auf ihn wie eine Gefahr.* Er begann zu fühlen, daß er bei mir Trost, Verwöhnung, Liebe suche, und sein Ideal lehnte sich gegen das Wachwerden seiner kindlichen Ansprüche auf. Er verachtete nichts so sehr als kindliche Schwäche. Wie gequält er auch war, wie trostlos ihm sein Leben auch erschien, seine Schwäche mir gegenüber zu gestehen oder gar zu weinen, war für ihn ein fast unerträglicher Gedanke. Die Abwehr richtete sich nicht nur gegen Weichwerden, es war klar, daß er sich auch gegen aggressive Impulse wehrte, die immer mehr zur Oberfläche drängten. Wachsende Irritabilität, gelegentliche Wutanfälle waren die Zeichen, wie schwer es ihm fiel, seine Wut zu unterdrücken.

Ich versuchte in dieser Phase der Analyse, jene Äußerungen in seinem Verhalten aufzuspüren, in denen der Abwehrkampf am deutlichsten zu merken war. Die überlegene Intellektualisierung, die kühle Sachlichkeit waren die Mittel, die er verwendete, um sich vor dem Ansturm der aufsteigenden Affekte und Triebregungen zu schützen. Die Analyse hat es ihm schwer gemacht, die Reserviertheit aufrecht zu erhalten, und es gelang, die Abwehr allmählich zu untergraben. Wutanfälle, Weinen waren die ersten Zeichen, daß die Affektsperre sich langsam lockerte. Gleichzeitig meldeten sich in den Träumen die unbewußten Angstinhalte. Die Träume kamen aus verschiedenen Schichten: einerseits brachen frühe kannibalistische Impulse und Vergeltungsängste durch. Diese Träume handelten von Raubtieren oder von kleinen molluskenhaften Fischen, die von einem großen Tintenfisch aufgefressen wurden. Andere Träume zeigten, daß die Analyse dabei war, die phallisch-sadistischen Impulse aus der infantilen genitalen Periode und die Schreckbilder der Kastrationsängste zu aktivieren. In diesen Träumen kamen entweder weiblich aussehende Männer oder maskulin wirkende Frauen vor, also immer Wesen, die eigentlich geschlechtlich unbestimmbar waren. Einer dieser Träume zeigte ein *hermaphroditisch wirkendes Wesen, es war nicht deutlich, ob Mann oder Frau, mit zerstörtem Genitale.* Ein anderer Traum war deutlicher: *Er verkehrt mit einer Frau und fühlt sich dabei verlegen, irgendwie beschämt... Mit der Vagina der Frau war etwas los, sie war verletzt, verbildet, er strich mit dem Penis nach oben, gegen die Brüste und fühlte, daß er Angst hatte, daß ihm im „Bauch“ etwas geschehen könne.*

Aber nicht nur in den Träumen erlebte mein Analysand Angst. Er fuhr bei jedem unerwarteten Geräusch zusammen, erschrak auf der Straße, wenn ein Polizist sich ihm ganz zufällig näherte, fühlte sich bedroht und schauderte, wenn er in ein dunkles Zimmer gehen sollte. Die phobischen Ängste der Kindheit waren also wieder akut geworden, ein Zeichen, daß die Abwehr brüchig geworden war, daß Verdrängtes an die Oberfläche drängte. In einer Stunde, lange nachdem er den oben zitierten Traum gebracht hatte, sagte er, ergriffen von einer plötzlich aufleuchtenden Erkenntnis: „Jetzt weiß ich, daß ich irgendwie Schuld hatte, daß das Genitale des Mannweibes im Traum, den ich vor Monaten träumte, zerstört war.“ Langsam wurde ihm bewußt, daß die hermaphroditischen Gestalten in seinen Träumen die Mutter bedeuteten, deren Beschaffenheit in der Kindheit ein angsterregendes Rätsel war. Die Träume wiederholten kindliche Phantasien und Zweifel, ob die Mutter auch einen Penis hätte, auch tauchten in ihnen Vorstellungen auf, die um die schrecklichen blutigen Ereignisse kreisten, die an der Zerstörung des Genitales der Mutter schuld waren. Die damit einhergehende Aktivierung der gegen die Mutter gerichteten sadistischen Impulse löste schwere Schuldgefühle aus und steigerte seine Angst. Es war deutlich, daß die Analyse immer mehr an den Kern jener Konflikte heranrückte, die die charakterologischen Starrheiten und neurotischen Züge dieses Menschen geprägt hatten. Das Erleben der oralsadistischen Impulse erfolgte unter schweren Widerstandskämpfen. Dem Bewußtwerden der objektgerichteten Impulse gingen starke körperliche Sensationen voran. Speichelfluß, Würgen im Hals, Brechreiz zeigten die Neubesetzung der oralen Zone an. Die Beißimpulse wurden deutlicher, gegenständlicher. Die Brust, die, wie der Patient auch erst in dieser Phase der Analyse begriff, bisher für ihn etwas Verbotenes gewesen war, etwas, was gar nicht recht bemerkt werden durfte, begann jetzt seine Phantasie zu beschäftigen. Freilich mußten dabei Ängste und Ekelempfindungen, die sich deutlich meldeten, zuerst überwunden werden. Erinnerungen stiegen auf über Beobachtungen stillender Mütter, die eine merkwürdige Scheu bei ihm erweckt hatten. Er konnte kaum zusehen, wenn eine Mutter ihrem Kind die Brust gab, es kam ihm schamlos und unheimlich vor, etwas in ihm wurde dabei seltsam berührt, so daß er den Kopf wegwenden mußte. Gleichzeitig kamen Erinnerungen aus der Kindheit. Er hatte gesehen, wie die Kühe gemolken wurden, das herunterhängende Euter hatte er dem Penis gleichgesetzt, der herausfließende Milchstrahl hatte ihn an Urin denken lassen, Milch war ihm als etwas Schmutziges, Urinähnliches, Ekeleregendes erschienen. Freilich war die Gleichsetzung Euter—Penis und damit Milch—Urin weder der ursprüngliche noch der entscheidende Grund der Milchphobie. Die Beißimpulse, die in der Analyse jetzt deutlich auf die Brust bezogen erlebt wurden, lösten Ekelempfindungen aus. Diese waren eine Reaktion auf orale Sensationen und Phantasien, die aus den kannibalistischen Impulsen entsprungen waren. So

wurde der Ekel von der Brust auf die Milch, die aus der Brust kam, verschoben und Milch war diesem Menschen immer gleichbedeutend mit Muttermilch. Aber auch das Bewußtwerden der gegen die Brust gerichteten oralsadistischen Impulse brachte die Milchphobie noch nicht zum Schwinden. Eine in diesem Zusammenhang auftauchende Erinnerung wies den weiteren Weg. Der Patient erinnerte sich an ein Erlebnis, das er etwa in sein viertes Lebensjahr datierte. Er hatte ein kugelförmiges Aquarium, in dem Goldfische herumschwammen, zerschlagen und die Fische, wie er sich ausdrückte, mit sadistischer Freude getötet. Anschließend an diese Erinnerung wurde ihm einerseits der Neid bewußt, den er gegen seine Geschwister empfand, weil die Mutter ihnen gegenüber liebevoller war als zu ihm. Andererseits wurde jetzt klar, daß der Patient die Kinder aus dem Leibe der Mutter mit seinen Zähnen herausreißen und sie zerbeißen, auffressen wollte.

Die unheimliche Bedeutung, die der Geburtsvorgang für diesen Menschen hatte, erklärt sich wohl dadurch, daß die kannibalistischen Impulse durch einen Partus der Mutter ausgelöst wurden. Die Analyse konnte keine deutlichen Erinnerungen erwecken, aber das Material nötigte geradezu zu der Folgerung, daß er bei einer Niederkunft der Mutter etwas gesehen hatte. Jedenfalls ist sicher, daß er bei der Geburt des zweitnächsten Kindes nach ihm — er war damals dreiundzwanzig Monate alt — zu Hause war. Man hatte ihn schlafen gelegt und ihm gesagt, er dürfe nicht neugierig sein. Das Märchen vom Storch, das ihm erzählt wurde, war allerdings mit vielem, das er beobachtet hatte, nicht recht in Einklang zu bringen. Warum legte sich die Mutter ins Bett, warum stöhnte sie so, warum kam eine Frau, um ihr zu helfen? Unklare Bilder von Blut und Verwundung, die sich ihm in der Analyse aufdrängten, waren wahrscheinlich Erinnerungen an die Erlebnisse dieser Nacht.

Erst nach dem Bewußtwerden der gegen den Leib der Mutter gerichteten kannibalistischen Impulse verschwand die Milchphobie. Der Patient konnte zum ersten Mal in seinem Leben ohne jeden Ekel, ja mit einem gewissen Wohlbehagen Milch trinken. Die Überwindung der Milchphobie war aber nicht deshalb bedeutungsvoll, weil der Patient dadurch von einem an sich unbedeutenden Symptom geheilt wurde, sondern weil sie ein Zeichen für die gelungene Überwindung des schweren Leidens war, das ihn seit Ausbruch der Neurose gequält hatte. Er wurde offensichtlich von einem quälenden Druck befreit, die lähmungsartige Apathie, die tiefe Depression verschwand, er gewann seine alte Aktivität zurück und konnte sich trotz ungünstigen äußeren Verhältnissen im Leben wieder behaupten.

Leider vermochte die Analyse, die aus äußeren Gründen nicht ganz zu Ende geführt werden konnte, auf ein zentrales Problem keine genügend sichere Antwort zu geben, nämlich auf die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem Oral-

sadismus und der infantilen Genitalität. Aus manchen Anzeichen schien ziemlich deutlich hervorzugehen, daß die oralen Aggressionen gegen den Leib der Mutter in der genitalen Phase in neuer Form wieder aufgenommen wurden, daß er phallisch-sadistische Phantasien in der Kindheit gehabt hatte, daß ihm der Koitus der Eltern als ein gegen den Körper der Mutter gerichteter Angriff erschienen war. Zu den unheimlichen Bildern von dem zerstörten, blutigen, durch die Geburt aufgerissenen Körper der Mutter gesellten sich andere, die den zerstörten Körper der Mutter mit dem Koitus in Zusammenhang brachten. Die oralen Vergeltungsängste, die Angst, gebissen, aufgefressen zu werden, wurden in der genitalen Phase zu Kastrationsängsten. Die Phantasien über die phallische Zerstörung der Mutter erweckten Ängste um den Penis. Die Nachwirkung dieser Ängste zeigte sich auch in seiner Objektwahl. Er wählte seine Partnerinnen immer nach dem Schwester-, niemals nach dem Muttertypus. Frauen, zu denen er sexuelle Beziehungen hatte, mußten immer hilflose Wesen sein, denen gegenüber er sich restlos überlegen fühlte, so wie in der Kindheit der Schwester gegenüber.

Ich versuche bei der Darstellung dieses Falles von oben nach unten zu gehen; dies scheint mir der einzig richtige Weg zu sein. Er führte von den Widersprüchen im Verhalten und den charakterologischen Starrheiten zu den unbewußten Triebkonflikten. Für das Folgende wird es notwendig, die umgekehrte Richtung einzuschlagen und zu versuchen, das orale Erleben der Frühzeit zu rekonstruieren.

Dieses Erleben ist im allgemeinen ein komplexes Phänomen. Rados Ansichten folgend, versuchte ich es folgendermaßen zu charakterisieren: „Der Säugling an der Mutterbrust erlebt mannigfache Empfindungen, die im Erleben zweifellos undifferenziert sind. Nur eine abstrahierende Darstellung kann darin verschiedene Seiten unterscheiden. Die lustvolle Reizung der Mundschleimhaut ist eben nur ein Moment dabei, jenes, das den engsten Sinn des Begriffs Oralerotik ausmacht. Untrennbar dazu gehört die lustvolle Berührung der Hautoberfläche, das wohlige Gefühl der Wärme, die von dem Körper der Mutter ausstrahlt. Das Bedürfnis nach Berührung, nach Wärme weist nach außen, heischt nach einem Objekt. Diese Bedürfnisse sind schon beim Säugling objektgerichtet. Spezifische orale Lust, die durch Reizung der Mundschleimhaut entsteht, ist auch autoerotisch zu befriedigen, doch an der Mutterbrust erlebt der Säugling eine Befriedigung, die durch das Zusammentreffen mehrerer Elemente so wirksam ist.“

Wir wissen, daß die Entwöhnung unter Umständen, und das war bei meinem Patienten der Fall, traumatische Wirkung haben kann. Wenn man versuchen will, zu beschreiben, was unmittelbare Beobachtung zeigen kann, muß man sagen: das Kind ist in einer Befriedigungssituation gestört worden, diese Störung macht es gereizt, unruhig, es hat wahrscheinlich das Gefühl eines schmerzhaften Man-

gels, es fehlt ihm etwas. Der Säugling zeigt dabei sicher alle Reaktionen, mit denen er auch sonst unlustvolle Reize oder das Ausbleiben von ersehnten Lustgefühlen zu beantworten pflegt. Er wird schreien, wird unruhig werden und dergleichen mehr. Aber diese Reaktionen sind beim Säugling eben noch reflexartig, unmittelbare Antworten auf unlustvolle Reize oder auf Entbehrungssituationen. Sie als „Racheaktionen“, als „Beleidigtsein“ anzusehen, scheint mir unmöglich. Ebenso wenig glaube ich, daß man die verstärkte Beißlust des Säuglings, die auch bei meinem Patienten vorhanden war, schon als Sadismus bezeichnen, oder daß man, wie Abraham wollte, in ihr objektzerstörende Impulse sehen kann. Die Beißlust ist Funktionslust, eine muskuläre Betätigungsmöglichkeit will erprobt, will geübt werden. Diese Lust am Beißen beim Säugling ist noch nicht sadistisch, denn Sadismus heißt, sexuelle Lust durch Quälen eines Objekts empfinden. Beim Säugling sind solche objektgerichtete Intentionen nicht vorhanden, er will nicht Leid zufügen, er kann nicht das Leiden des Objekts, das er gar nicht aufzufassen vermag, lustvoll genießen. Freilich kann die Funktionslust, die der Säugling beim Beißen sozusagen naiv erlebt, später zu echtem Sadismus werden; sie ist die Grundlage des späteren Oralsadismus. Die Lust am Beißen ist konstitutionell verschieden stark ausgeprägt; diese konstitutionellen Unterschiede treten selbstverständlich schon beim Säugling deutlich zutage und beeinflussen wieder das Erleben. So bildet sich eine erste Ergänzungsreihe. Zwar glaube ich nicht, daß man, wie Melanie Klein es tut, sagen kann, „die Unfähigkeit, die Saugbefriedigung zu genießen, die in solchen Fällen vorliegt, scheint mir die Folge einer inneren Versagung zu sein, und geht nach meinen Erfahrungen auf einen abnorm verstärkten oralen Sadismus zurück.“<sup>4</sup> Der Begriff „innere Versagung“ scheint mir in diesem Zusammenhang unangebracht zu sein, denn es werden so dem Säugling komplizierte innere Vorgänge zugeschoben, die wir aller Wahrscheinlichkeit nach bei ihm noch nicht annehmen können. Trotzdem glaube ich, daß eine konstitutionell abnorm verstärkte Beißlust die Saugbefriedigung stört, und zwar deshalb, weil es wahrscheinlich ist, daß die Mutter davon beeinflusst wird. Sie wird unruhig, vielleicht auch ängstlich, sie zieht sich instinktiv zurück, und damit wird der ruhige, störungsfreie Verlauf des Saugens unterbrochen. Ich habe aus Analysen von erwachsenen Frauen den Eindruck bekommen, daß Frauen, die selber stark oralsadistisch fixiert sind und deshalb schwere orale Vergeltungsgänge entwickeln, beim Stillen, wenn das Kind beißt, überempfindlich sind und stärker reagieren als die objektiv nicht allzugroßen Schmerzen es notwendig machen würden. Wird aber das Stillen durch solche, manchmal neurotische, Reaktionen der Mutter gestört, so wird die orale Befriedigung abgeschwächt, und es wäre gut denkbar, daß die mangelnde Befriedigung beim Saugen dann

---

4) M. Klein: Die Psychoanalyse des Kindes. Int. Psa. Verlag, Wien, 1932, S. 134.

sekundär die Beißlust verstärkt. Doch meine ich, wie ich schon betont habe, daß man diese verstärkte Beißlust nicht als Racheaktion auslegen darf. Ich glaube, man beschreibt den Vorgang anspruchsloser, wenn man sagt, daß die Mundzone, die durch das Saugen nicht genug abgesättigt, man könnte auch sagen: nicht genug beschäftigt wurde, sich sozusagen automatisch im Beißen ausleben, betätigen will. Damit ist eine Zirkelwirkung gegeben: konstitutionell verstärkte Beißlust stört den harmonischen Verlauf des Saugens, schwächt die Befriedigung ab, die dabei erlebt werden könnte, und die ungesättigten oral-libidinösen Energien verstärken wieder die Beißlust.

Was wir über die Säuglingszeit unseres Patienten aus der Familienüberlieferung wissen, bestätigt, daß die Beißlust bei ihm auch konstitutionell verstärkt war. Die Säuglingszeit war, auch dies entnehmen wir den Angaben der Mutter, wie der Patient sie referierte, schwierig, er war ein schlecht entwickeltes, unzufriedenes Wesen. Allem Anschein nach waren seine frühesten Lebenseindrücke wenig glücklich. Wir dürfen auch bei ihm die Wirkung der schon erwähnten Ergänzungsreihe annehmen. Eine möglicherweise aus organischen Gründen herabgesetzte Befriedigung beim Saugen verstärkte eine offenbar konstitutionell ausgeprägte Beißlust, die wieder das Saugen störte. Die Analyse hat gezeigt, welche Erlebnisse dazu beigetragen hatten, daß sich aus dieser mitgebrachten Triebkonstitution ein enorm starker Oralsadismus entwickelte. Die wichtigsten Erlebnisse waren die abrupte und daher traumatisch wirkende Entwöhnung, die Geburt eines Geschwisterchens in einem Alter (er war fünfzehn Monate alt), in dem der orale Neid noch besonders ansprechbar war, spätere Beobachtungen bei der zweiten Schwangerschaft der Mutter, vielleicht bei der Geburt selbst, und schließlich die Lieblosigkeit der Mutter, die er unter allen Geschwistern empfand.

Wenn wir uns jetzt, nach Klarstellung der Genese des Oralsadismus, fragen, worin die orale Fixierung unseres Patienten bestand, so müssen wir sagen, er war in erster Linie an die Versuchung fixiert, seinen oralsadistischen Impulsen (etwa bei einem sexuellen Zusammensein mit einer Frau) freien Lauf zu lassen. Um diese Gefahr zu bannen, mußte er in der Beziehung zur Frau eine gewisse Kühle bewahren. Die Frau, vor allem der Körper der Frau, konnte für ihn nicht ganz Wirklichkeit werden, durfte nicht richtig gefühlt, nicht richtig mit allen Sinnen ergriffen werden. Infolge der gleichen Gefahr durften sich seine zärtlichen Gefühle nicht entfalten; sie mußten gehemmt bleiben, damit er nicht zu einer oralsadistischen Orgie mitgerissen werde. Wir sehen hier wieder eine Zirkelwirkung. Die oralsadistische Versuchung macht auch das Erleben der zärtlichen Regungen unmöglich, und deshalb konnte er die Entbehrungssituation der Kindheit in der Beziehung zu der Frau nicht überwinden, er konnte nicht die Zärtlichkeit, die Wärme, das Gefühl von Geborgenheit finden, nach denen er sich zutiefst gesehnt hatte.

Diese Struktur hätte an sich zu einer chronischen Depression führen müssen, und es bleibt die Frage, durch welche Umstände unser Patient diesem Schicksal entgangen ist. Die Antwort ist naheliegend: weil seine genitale Sexualität relativ intakt war. Die freie Genitalität nahm der oralen Fixierung jenes Gewicht, das unter unglücklicheren Bedingungen sicher zu schweren Depressionen geführt hätte. Welche Bedingungen haben die günstige Entwicklung der genitalen Sexualität ermöglicht? Neben konstitutionellen Faktoren muß man, glaube ich, bei diesem Patienten noch an einen Umstand denken, daß nämlich die Pubertätsentwicklung anders verlief, als wir es sonst zu sehen pflegen. In der Regel provoziert in der Pubertät der Ansturm der Sexualität einen neuen Verdrängungsschub, der die ursprüngliche kindliche Verdrängung zu einer endgültigen gestaltet. In diesem Fall war es anders. Die Notwendigkeit, frühzeitig selbständig für seinen Lebensunterhalt sorgen zu müssen, führte bei meinem Patienten in dieser Zeit zu einer Loslösung vom Elternhaus. Es scheint, daß die Loslösung sich bei ihm nicht nur äußerlich vollzog. Das Streben nach Selbständigkeit, das seine ganze Kindheit prägte, konnte er in der Pubertät verwirklichen. Die materielle Loslösung von der Familie befreite ihn von jenen erzieherischen Einwirkungen, die sonst dazu zu führen pflegen, daß die Angst vor der Sexualität mit neuer Wucht einsetzt. Er knüpfte in dieser Zeit sexuelle Beziehungen an, nicht etwa mit Prostituierten, sondern mit Kameradinnen. Da er keine Potenzstörung hatte, wirkten diese Erlebnisse angstbewältigend. Ich kann nicht umhin, in diesem günstigen Verlauf der Pubertätsentwicklung einen Grund dafür zu sehen, daß sein späteres Leben, so lange nicht schwere Versagungen die latenten neurotischen Konflikte doch aktivierten, sich relativ störungsfrei gestaltete.

Dieser Fall zeigt uns besonders deutlich, wie eine bestimmte Form von traumatisch bedingter oraler Fixierung, zusammen mit einer die oralen Versagungen verstärkenden Kindheitskonstellation zu einer partiellen Entwicklungshemmung geführt haben. Die Schicksale der Oralität bewirkten bei diesem Patienten eine Störung der Objektbeziehungen überhaupt, insbesondere aber der zärtlichen Beziehungen zu Frauen, und führten so zu einer Einschränkung der erotischen Erlebnisfähigkeit. Die manifeste Charakterstruktur dieses Menschen war vor allem von Reaktionsbildungen gegen seine oralen Ansprüche und Aggressionen bestimmt. Im folgenden sei in Ergänzung ein weiblicher oraler Typus dargestellt, bei dem die orale Fixierung zu einer vollständig anders gebauten Charakterstruktur führte.

## II

Die Psychoanalyse ist relativ spät darauf aufmerksam geworden, daß die Triebentwicklung der beiden Geschlechter weitgehende Unterschiede zeigt. Erst 1925, in der Arbeit „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechts-

unterschieds" <sup>5</sup> unternimmt Freud den Versuch, die männliche und die weibliche Sexualentwicklung auf ihre Eigenarten zu untersuchen. Seitdem ist über die weibliche Sexualentwicklung eine umfangreiche Literatur entstanden. Dennoch ist noch heute unser Wissen über die weibliche Entwicklung viel lückenhafter als das über die männliche, es herrschen auf diesem Gebiet unter den Analytikern auch weitgehende Meinungsverschiedenheiten. Mir scheint, daß wir trotzdem feststellen können, daß die Psychoanalyse in den letzten Jahren im Verständnis der weiblichen Neurosen große Fortschritte gemacht hat. Ich habe den Eindruck, daß diese Fortschritte nicht zuletzt mit der Erkenntnis der Bedeutung der Oralität für die weibliche Sexualentwicklung zusammenhängen.

Für eine Arbeit, die sich mit den Problemen der oralen Fixierung beschäftigt, ist es sehr wichtig, die Schicksale und Nachwirkungen oraler Triebregungen in den weiblichen Neurosen zu untersuchen. Ich kann diesmal leider keine ausführlichen Krankengeschichten bringen und möchte nur einige Beobachtungen über eine besondere orale Struktur, die man meines Wissens bei weiblichen Neurosen häufig findet, mitteilen. Ich hoffe, diese Bemerkungen später durch Mitteilung von Krankengeschichten unterbauen zu können.

Eine Patientin erklärt mir, daß sie ihren Mann so sehr liebe, daß sie sich nicht denken könne, auch nur einen Tag ohne ihn zu leben, falls ihm etwas zustoßen sollte. Sie ist so eifersüchtig, daß sie es als ein Attentat betrachtet, wenn andere Frauen ihren Mann nur ansehen. Dies kommt ihrer Meinung nach nur ihr zu. Diese ungewöhnliche Liebe erhält allerdings einen problematischen Charakter, wenn man hört, daß die Patientin während der jahrelangen Ehe mit ihrem Mann noch kein einziges Mal sexuell verkehrt hat und daß sie ihn, wenn sie in Wut gerät, was gar nicht so selten der Fall ist, zu verprügeln pflegt. Die Patientin repräsentiert einen Typ von Frauen, für die es charakteristisch ist, daß sie ihre Liebesobjekte mit ihren übertriebenen Forderungen, beachtet, verwöhnt, geliebt zu werden, quälen und daß sie dieses Tun mit ihrer großen Liebe begründen. Sie zeigen stets eine pathologische Eifersucht, dulden keine Konkurrenz und empfinden es schon als schwere Benachteiligung, wenn der Mann, den sie lieben, die Existenz von anderen Frauen auch nur bemerkt. Sie reagieren auf geringfügige Versagungen mit heftigen Aggressionen oder mit starker Depression. Und es gehört nicht viel dazu, daß sie etwas als Versagung empfinden. Letzten Endes ist schon der Anspruch des Liebesobjektes auf selbständige Existenz, die Tatsache, daß es nicht nur ein Teil ihres Ichs sein will, für sie eine Versagung. Das sexuelle Erleben solcher Frauen ist stets gestört, aber die Störung kann sich sehr verschieden äußern. Wir finden unter ihnen einzelne, die eine so starke Angst vor dem Geschlechtsverkehr haben, daß sie, wie die erwähnte Patientin, zu einem eigent-

5) Ges. Schr., Bd. XI.

lichen Sexualleben gar nicht fähig sind. Die Störung der Sexualität ist nicht immer so ausgeprägt. Wir werden aber stets eine genitale Hemmung finden. Eine solche Struktur, für die eine besondere Abhängigkeit vom Liebesobjekt und eine außerordentliche Angst vor dem Liebesverlust charakteristisch ist, können wir in allen Neurosenformen finden.

Was meinen wir, wenn wir das Verhalten dieser Frauen zu ihren Liebesobjekten als oral bezeichnen? Jede echte Objektbeziehung besteht darin, daß das Ich sich auf etwas außer ihm Existierendes als solches richtet und sich auf dieser Basis mit ihm in Beziehung setzt; diese Bedingung wird von Menschen mit einer bestimmten Struktur eben sehr selten erfüllt. Es handelt sich dabei nicht nur um Frauen, doch findet man bei ihnen diese Struktur häufiger. Das Liebesobjekt wird zu sehr als Teil des Ichs, zu wenig als selbständiges Objekt empfunden. Identifizierung und Objektbeziehung sind nicht genügend differenziert. Oral ist ein solches Verhalten deshalb zu nennen, weil sein Modell immer die Kind-Mutter-Beziehung in der speziellen Form des Saugens, bezw. Gesäugt-werdens ist, also eine Triebbefriedigungssituation, in der die Einheit zwischen dem eigenen und dem mütterlichen Körper noch nicht aufgehoben ist. Diese Patientinnen fühlen sich oft wie zusammengewachsen mit ihrem Liebesobjekt. Ihre Fähigkeit im andern aufzugehen kann, solange sie sich ungestört entfalten darf, eine gewisse Harmonie vortäuschen und könnte als echte Objektliebe aufgefaßt werden. Daß dies nicht der Fall ist, zeigt sich in der allzu großen Labilität der Objektbeziehungen. Das Gefühl des engen Verbundenseins schlägt nämlich leicht in ein starkes Entfremdungsgefühl um, das störend, unheimlich und eisig wirkt. Es ist die Folge verschiedener Prozesse und stammt vor allem aus der Unterdrückung der gegen das Objekt gerichteten sadistischen Impulse. Nichts zeigt aber klarer die mangelnde Hingabefähigkeit dieser oralen weiblichen Typen, als gerade die Untersuchung ihrer genitalen Sexualität. Dies erweist sich nicht nur in den Fällen, bei denen die Angst vor der Sexualität so stark ist, daß der Geschlechtsverkehr abgelehnt wird, sondern auch in jenen Fällen, bei denen die Störung der Sexualität sich nur durch die Untersuchung der feineren Nuancen des sexuellen Erlebens erfassen läßt. Paradoxer Weise sind Frauen, denen die wirkliche Hingabefähigkeit fehlt, in ihrem sexuellen Verhalten scheinbar besonders hingebend. Die Sexualität von Frauen, die zu diesem oralen Typus gehören, zeigt eine Überbetonung der rezeptiven Tendenzen. Gehört zwar zu der normalen weiblichen Sexualität zweifellos die Fähigkeit aufzunehmen, zu empfangen, so besteht doch ein Unterschied zwischen einer übergroßen Passivität und der zwar rezeptiven, aber keineswegs passiven Sexualität der gesunden Frau. Man könnte bei manchen Frauen von einem oralen Typus des Koitus sprechen. Ich meine damit, daß der Koitus für sie ein bloßes „Nehmen“ ist; was darin genossen wird, ist mehr die Tatsache des Beschenkt- oder des Genährt-werdens,

als die wirkliche genitale Erregung. Die Identifizierung mit dem Mann während des Aktes zeigt bei den oral fixierten Frauen eine spezifische Struktur. Während die genitale Identifizierung mit dem Partner im allgemeinen bewirkt, daß die eigene Erregung gesteigert, die Leidenschaft mitgerissen wird, bedeutet für diese Frauen die Identifizierung mit dem Mann, daß er ihnen einen Penis schenkt, daß sie den Penis bekommen. Das ist eine (oft nur ergänzende) Identifizierung, wie wir sie auch sonst bei oral Fixierten finden. Zum Unterschied vom Normalen wird der Penis nicht nur als Mittel der sexuellen Befriedigung begehrt, sondern aus Gründen der Regulierung des Selbstgefühls, um ein Gefühl schwächenden Mangels auszugleichen. Als Kriterien für neurotische Schwierigkeiten dieser Art mögen die Feststellungen dienen, wie weit die vaginale Empfindlichkeit intakt, eine gewisse Aktivität im Koitus zugelassen, der Verlauf des Aktes störungsfrei, die Fähigkeit zum Orgasmus vorhanden ist. Oft ist die Angst nur schwach fühlbar, aber eine gewisse Unfreiheit, Gehemtheit beherrscht den Akt, der nur in einem passiven Hinnehmen besteht. Wir vergessen dabei nicht, daß diese Passivität freilich auch durch den Masochismus bedingt ist.

Vergleichen wir diesen oralen weiblichen Typ mit unserem ausführlich geschilderten männlichen Fall, so merken wir, wie verschieden das Bild ist. Die Beziehung zu den Liebesobjekten, das sexuelle Erleben, die affektive Stimmung ist bei den weiblichen Fällen ganz anders. Wir finden eine scheinbar übergroße Hingabe an das Objekt, die aber leicht zu einem Auflösen der Objektbeziehung führt. Man könnte von einer oralen Form der Ambivalenz sprechen; müßte zum Beispiel die Formel für die Ambivalenz des Zwangsneurotikers etwa lauten: „Ich liebe dich, wenn ich dich quälen darf,“ so könnte sie hier heißen: „Ich liebe dich, solange du ein Teil von mir bist, aber als selbständiges Wesen bist du mir fremd.“ Diese Struktur setzt sich wohl deshalb bei Frauen offener durch, weil die Bereitschaft zur Hingabe, zum Aufgehen im Objekt sich so leicht in das weibliche Ideal einfügen läßt. Freilich verwirklichen diese oralen Frauentypen dieses Ideal keineswegs.

Der Unterschied zwischen meinem männlichen Fall und diesen oralen weiblichen Typen ist aber nicht nur aus dem Gegensatz männlich-weiblich zu verstehen. Wir müssen versuchen, diesen Unterschied zu begreifen, indem wir auf die drei Gruppen von Phänomenen zurückgehen, in die wir meiner Meinung nach die Mannigfaltigkeit der Gegebenheiten der oralen Fixierung ordnen könnten. Diese Phänomene sind, um es noch einmal zu wiederholen: die mitgebrachte Triebkonstitution, der Verlauf der Triebentwicklung und die Verschiedenheit der Abwehrformen. Das ursprüngliche Triebmaterial ist in den weiblichen Fällen anders als bei meinem männlichen Fall. Neben der oral-sadistischen liegt nämlich hier auch eine starke rein orallibidinöse Anlage vor. Das Saugen an der Mutterbrust, die Verschmelzung mit dem mütterlichen Körper

ist das Urbild einer Befriedigungssituation, die immer wieder gesucht wird und die in den glücklichen Augenblicken, in denen eine Verschmelzung mit dem Objekt gelingt, wieder auftaucht. Diese doppelte Fixierung beeinflusst auch die Abwehrformen. Wir finden selbstverständlich die verschiedensten Abwehrmechanismen in weiblichen Neurosen, in denen die orale Fixierung eine zentrale Rolle spielt. Es scheint mir jedoch, daß die doppelte orale Fixierung eine typische Abwehrform schafft. Die orallibidinösen Tendenzen werden nämlich zur Niederhaltung der tief verdrängten, mit starken Schuldgefühlen belasteten oralsadistischen Triebregungen benützt. Wir wissen, daß in der Abwehr das Abgewehrte sich oft in veränderter Form durchsetzt, und wir haben gesehen, wie Frauen des geschilderten Typus ihre Objekte mit ihrer Liebe quälen, festhalten, sich an ihnen ansaugen. Diese verdeckende, überkompensierende Abwehrtechnik bringt es mit sich, daß man solchen Menschen schwer begreiflich machen kann, wie sehr sie ihre Objekte mit ihrer angeblich großen Liebe tyrannisieren. Hinweise des Analytikers auf diesen Tatbestand werden mit dem Vorwurf der Verständnislosigkeit und mit empörter Berufung auf tiefe Gefühle zurückgewiesen. Ist schon das Verständnis für solche relativ oberflächliche Zusammenhänge schwer zu erreichen, so begegnet der Versuch, die tief verdrängten oralsadistischen Zusammenhänge klar zu machen, erst recht großen Schwierigkeiten.

Diese Abwehrform erscheint selbstverständlich auch in der Analyse und trägt nicht wenig zur Erhöhung der technischen Schwierigkeiten bei, mit denen man bei Fällen dieser Struktur kämpfen muß. Solche Menschen täuschen leicht eine positive Übertragung vor, zu der sie im Grunde genommen nur in sehr eingeschränktem Maße fähig sind. Man kann ihr Benehmen in den Stunden nicht anders charakterisieren, denn als einen Versuch, sich an den Analytiker anzusaugen. Daß die Freundlichkeit und Hingabefähigkeit nicht echt ist, zeigt ihr ganzes unfreies, verkrampftes Verhalten in den Stunden. Sie müssen vorsichtig sein, um hinter der dünnen Fassade der scheinbar rein positiven Übertragung lauende Aggressionen zu verstecken. Dieses Spiel zwischen zur Abwehr dienenden orallibidinösen Tendenzen und abgewehrten oralsadistischen hat eine Patientin deutlich verraten. Sie phantasierte nämlich, daß ich sie auf die Probe stelle, um zu sehen, ob die Analyse schon beendet sei. Die Probe sollte darin bestehen, daß sie mich küssen sollte, damit sich zeige, ob sie das ohne Angst tun könne. Aber, so ging ihre Phantasie weiter, ich verrechnete mich und unterwarf sie der Probe zu früh. Die Folge war, daß sie mich anstatt zu küssen wild biß und mir dadurch einen großen Schrecken einjagte.

Die außerordentliche Abhängigkeit dieser Patienten vom Objekt macht es in der Analyse so schwer, die Aggressionen hervorzulocken. Die orallibidinösen Ansprüche werden auf den Analytiker übertragen, von ihm wird die Erfüllung kindlicher Wünsche erhofft und erwartet. Die Aggressionen werden aus Angst,

solche Hoffnungen zu verspielen, immer wieder unterdrückt, was allerdings starke und einschränkende Abwehrmaßnahmen erfordert. Die Lockerung dieser Abwehrformen ist daher eine der wichtigsten technischen Aufgaben bei der Behandlung solcher Fälle.

Die Abhängigkeit von den Objekten, die Mechanismen der Selbstgefühlsregulierung lassen sich aus der Oralität allein nicht verstehen. Zu ihrem Verständnis muß die ganze Entwicklung berücksichtigt werden. Über die oral unterbauten weiblichen Neurosen liegen in der psychoanalytischen Literatur ausführliche und wertvolle Arbeiten vor. Ich erinnere nur, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben, an die Arbeit von Hanns Sachs,<sup>6</sup> an Bemerkungen von Melanie Klein,<sup>7</sup> an die Ausführungen von Edith Jacobsson.<sup>8</sup> Am klarsten hat wohl Otto Fenichel<sup>9</sup> an klinischem Material das für diese Fälle Charakteristische aufgezeigt, nämlich, wie die oralen Traumata die genitalen Konflikte vorbereiten und wie Ängste und Aggressionen der genitalen Phase in oralen Kategorien erlebt werden. Wir finden in diesen weiblichen Neurosen also eine Wechselwirkung zwischen oral und genital; die genitalen Schwierigkeiten werden durch orale Konflikte vorbereitet, andererseits hängt es von dem Schicksal der infantilen Genitalität ab, ob und wie weit die orale Fixierung überwunden oder wiederbelebt wird und so in das erwachsene Alter hinein ihre überragende Bedeutung für Charakter und Symptombildung behält.

Es ist etwas gewagt, aus diesen spärlichen Bemerkungen über einen bestimmten oralen weiblichen Typ Folgerungen über das Wesen der weiblichen Sexualität zu ziehen. Doch müssen Sie mir gestatten, einen Versuch in dieser Richtung zu unternehmen.

Wir finden in der analytischen Literatur eine Ansicht vertreten, nach der die größere Abhängigkeit der Frau vom Liebesobjekt biologisch bedingt ist. Wir sahen jedoch, daß diese Abhängigkeit dort, wo sie pathologische Formen annimmt, aus einer bestimmten Form der oralen Bindung an das Liebesobjekt erklärt werden kann. Diese Erkenntnis ermahnt uns, vorsichtig zu sein und uns vor dem Fehler zu hüten, pathologische Erscheinungen als biologische anzusehen. Wir können heute noch nicht beurteilen, wie weit die größere Abhängigkeit vom Liebesobjekt, die wir derzeit bei Frauen durchschnittlich finden, von gesellschaftlichen Bedingungen und von der heute üblichen Erziehung beein-

6) H. Sachs: Über einen Antrieb bei der Bildung des weiblichen Über-Ichs. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.

7) in ihrem Buche: Die Psychoanalyse des Kindes. Int. Psa. Verlag, Wien, 1932.

8) E. Jacobsson: Wege der weiblichen Über-Ich-Bildung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXIII, 1937.

9) O. Fenichel: Weiteres zur präödpalen Phase der Mädchen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

flußt und wie weit sie biologisch gegeben ist. Wir haben gesehen, daß es trotz einer gewissen normalen Rezeptivität in der weiblichen Sexualität doch verfehlt wäre, die Hemmung der genitalen Aktivität bei der Frau als einen Ausdruck normaler rezeptiver Tendenzen aufzufassen. Eine wirkliche sexuelle Befriedigung setzt auch bei der Frau die Fähigkeit voraus, eine anwachsende Spannung durch entsprechende genitale Aktivität abzuführen. Damit stimmt überein, daß, unter der Voraussetzung wirklicher genitaler Erlebnisfähigkeit beider Partner, der Gegensatz zwischen Geben und Nehmen im Koitus aufgehoben ist und daß Lust bereitet, wer selber Lust in ihm erlebt.

# Über Trophäe und Triumph

## Eine klinische Studie

Von

Otto Fenichel

Los Angeles

### I

In der sogenannten „Ich-Psychologie“ untersucht die Psychoanalyse Gegenstände, die schon längst vorher auch von anderen Psychologien zum Objekt genommen worden sind. Sie tut dies, durch die vorangegangene Erforschung der Triebe dazu in den Stand gesetzt, allerdings in einer anderen Weise als diese, nämlich genetisch, indem sie die Erscheinungen des Ichs als aus dem Zusammenspiel von Trieben und Außenwelteinflüssen entstanden darstellt. Man setzt sich also wohl nicht mehr dem Verdacht aus, Individualpsychologe zu sein, wenn man Probleme des Machtwillens untersuchen will, der ein mächtiges Motiv der handelnden Menschen ist — und wohl in unserer Gesellschaft ein stärkeres als sonst. Es wird nur darauf ankommen, wie man diese Untersuchung führt.

Den Problemen des Selbstgefühls und seinen Schwankungen — deren pathologische Zerrbilder Melancholie und Manie sind — nähern wir uns, scheint es, am besten, wenn wir die Auffassung von Rado darüber zu Grunde legen:<sup>1</sup> Das Kleinkind fühlt sich in seinem Narzißmus allmächtig. Später lernt es, daß seine Macht recht begrenzt ist. Eine Sehnsucht, das verlorengegangene Gefühl der Allmacht wieder zu erreichen, bleibt zeitlebens zurück und macht sich als „narzißtische Bedürftigkeit“ bemerkbar. Ein „hohes Selbstgefühl“ bedeutet eine Annäherung an das verlorengegangene Allmachtsempfinden, ein niedriges eine Entfernung davon. — Die gewünschte Annäherung erreicht das Ich zunächst, solange die „narzißtische Bedürftigkeit“ von der „erotischen“ noch ungenügend differenziert ist, durch Zufuhren von außen, später durch Idealerfüllungen, eine Herabsetzung des Selbstgefühls entsteht dementsprechend zunächst durch die Empfindung, ungeliebt oder verstoßen zu sein, später durch Schuldgefühle. Die Erklärung hierfür ist, daß das Kind einen starken Allmachtsglauben rettet,

---

Anmerkung der Redaktion: Diese Arbeit lag der Redaktion der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse seit 1937 vor. Die soziologischen Deduktionen stellen ausschließlich die Auffassungen des Autors dar.

1) Rado: Das Problem der Melancholie. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927, und: Psychoanalyse der Pharmakothymie (Rauschgiftsucht). Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

indem es nach dem Verlust seiner eigenen Allmacht die Personen, die seine Allmacht so sehr beschränkten, für allmächtig hält — und sie sind es ja vom Standpunkt des Kindes aus gesehen beinahe auch wirklich. Von ihnen etwas erhalten heißt, mit ihnen wieder zusammenfließen, an ihrer Macht partizipieren; von ihnen verstoßen werden heißt, der Ohnmacht mehr ausgeliefert zu sein. — Diese narzißtische Abhängigkeit der Kinder von äußeren Zufuhren durch das Geliebtwerden macht sie bekanntlich erst erziehbar. Die ihnen unentbehrlichen Zufuhren werden an bestimmte Bedingungen geknüpft; nur bei Unterlassung von den Erziehungspersonen unerwünschten Triebhandlungen erhalten sie die ihnen unentbehrliche „Zufuhr“. Solche Schutz- oder Machtversprechungen an Ohnmächtige, die an die Einhaltung bestimmter moralischer Vorschriften von seiten dieser geknüpft sind, finden wir später an verschiedenen Stellen des sozialen Lebens wieder. Es ist dies auch die Formel der Religion. Das allmächtige Wesen verspricht dem Ohnmächtigen Schutz, Hilfe und eine gewisse Machtbeteiligung, falls bestimmte ethische Forderungen erfüllt werden.

Wenn man sagt, daß derjenige, der gehorsam die Gebote Gottes erfüllt, dadurch selbst irgendwie Gottes Herrlichkeit teilhaftig wird, so muß man auf den Einwand gefaßt sein, daß Prometheus, der Gott trotzt, d. h. seine Ohnmacht und seine Abhängigkeit von ihm leugnet oder gar real überwindet, sich allmächtiger fühlen muß als der Fromme, und das ist richtig — vorausgesetzt, daß Überwindung oder Leugnung gelingen. Der Trotzige schlägt einen direkteren Weg ein, während die Aussichtslosigkeit jedes Trotzversuches den Frommen zu einem Umweg nötigt — aber beide haben das gleiche Ziel: wieder so mächtig zu werden, wie sie gewesen waren und wie es jetzt jemand außerhalb des eigenen Ichs in der Außenwelt ist. Die Erkenntnisse der Psychoanalyse über die Triebgrundlagen, aus denen sich unter dem Einfluß der Außenwelt die Differenzen der sogenannten Oberflächen entwickeln, ermöglichen uns, auch hier — im Gegensatz zur Individualpsychologie — genetisch zu sehen. Ein besonders übersteigertes Machtbedürfnis pflegt sich als Versuch, eine Angst zu kompensieren, zu entpuppen; und gerade diese Methode der Angstabwehr wird in unserer Kultur gezüchtet. Ein erster Versuch, ein solches Machtziel zu erreichen, muß freilich darin bestehen, daß man sich an die Stelle dessen setzt, der da außen mächtig ist, ihn ursprünglich-aggressiv — wirklich oder in der Phantasie — beseitigt oder ihm seine Macht raubt. Ist dies unerreichbar, so wird ein anderer Weg eingeschlagen, indem man den Mächtigen zwar bestehen läßt, aber an seiner Macht irgendwie Anteil gewinnt, die projizierte Macht sich wieder reintrojiziert. — Ein wesentlicher Weg, an der verlorenen Allmacht wieder Anteil zu gewinnen, scheint allerdings nicht die Phantasie zu sein, den Mächtigen aufzufressen, sondern sich irgendwie in ihm aufzulösen, von ihm gefressen zu werden.<sup>2</sup> Von dieser

---

2) G. H. Graber: Zeugung, Geburt und Tod. Zürich, 1934.

Art sind alle späteren narzißtischen Wohlgefühle, mit denen man sich in seiner Kleinheit in einem unendlich Großen, das doch Ich-Qualität hat, geborgen fühlt, wie Patriotismus (das eigene Volk ist unendlich größer als das Ich und ist doch Ich), religiöse Ekstase (Gott ist unendlich größer als das Ich und doch sind die Gläubigen eins in ihm), Hypnose (der Hypnotiseur ist unendlich größer als das Ich, und doch ist er es, der jetzt Funktionen erfüllt, die sonst dem Ich zustehen) und das Verhältnis zur Autorität überhaupt (der autoritäre Führer ist unendlich größer als jeder Einzelne aus dem Volk — und doch ist er selbst der Einzelne aus dem Volk).

Die Methoden, die man anwendet, um die Macht des Mächtigen für sich selbst in Anspruch zu nehmen, Machtraub, Machtdiebstahl, Machtpartizipation und die Phantasieersätze für dies alles — sind wohl ein grundlegender Untersuchungsgegenstand der Psychologie. Einige Überlegungen darüber sind wohl auch dann gerechtfertigt, wenn das Resultat gegenüber den Ausführungen von Freud in „Totem und Tabu“<sup>3</sup> und „Massenpsychologie und Ichanalyse“<sup>4</sup> gar nicht Neues bringt, sondern nur verschiedene tatsächliche Erscheinungen mit dem, was in den erwähnten Werken ausgeführt ist, in Verbindung setzt.

Da auch die sexuellen Ziele sich von den ursprünglichen Triebzielen der Einverleibung ableiten und insbesondere die weibliche Sexualität ja in einer tatsächlichen temporären Einverleibung ihren Höhepunkt erreicht, sind die Bestrebungen der Menschen nach Macht-„Einverleibung“ vielfach mit sexuellen Zielen, insbesondere mit feminin-sexuellen Zielen verlötet, ein Umstand, der im Folgenden nicht besonders berücksichtigt werden soll.

## II

In meiner Arbeit „Die symbolische Gleichung Mädchen=Phallus“<sup>5</sup> erwähnte ich einen jungen Mann, dessen Kastrationskomplex mehr nach dem weiblichen Typus gebaut war, d. h. nicht die Form einer Angst hatte, dem Glied könnte etwas geschehen, als vielmehr die der Phantasie, es wäre ihm bereits etwas geschehen, und er müßte dies verbergen. (Allerdings diente ihm diese Phantasie nur dazu, eine in tieferer Schicht verborgene normale Kastrationsangst zu verdecken.) Aus einem Konflikt zwischen einer starken Exhibitionstendenz und den der genannten Phantasie entsprechenden Gefühlen, er müsse seinen minderwertigen Penis verbergen, rettete er sich, indem er den Grotteskkomiker agierte, und ich konnte daran die Tendenz aufzeigen: „Mein Penis ist zwar klein, aber doch mächtig.“ Ich erwähnte, daß die Figur des *Clowns*, die doch sicher

3) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schr., Bd. X.

4) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI.

5) Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

phallischer Natur ist, doch durch starke prägenitale Züge gekennzeichnet ist, und meinte, diese Gleichzeitigkeit von Genitalität und Prägenitalität erklären zu können: Es ist hier eine regressiv erniedrigte phallische Exhibitionstendenz am Werk. „Ich bin zwar klein, ihr lacht, aber ich bin trotz meiner Kleinheit allmächtig. Ist mein Penis auch klein, gut, dann bin ich im ganzen ein Penis, vor dem ihr schon noch Respekt haben sollt!“ — Man fühlt sich selbst als klein und ohnmächtig, den erwachsenen Mann, den Vater als groß und allmächtig. Man kann nicht, was man eigentlich möchte, sich an die Stelle des allmächtigen Vaters setzen, aber man kann sich doch — allerdings um den Preis regressiver Erniedrigung — irgendwie als er, als ein Teil von ihm, als sein einzig wichtiger Teil, als der seine Macht repräsentierende Penis fühlen. — Wie sich diese — je nach Umständen die Rache am Vater oder die Aussöhnung mit ihm repräsentierende — Phantasie noch außerdem mit der kompliziert, ein Mädchen zu sein, ist ein Spezialfall, den ich eben in der erwähnten Arbeit untersuchte, der uns aber hier nicht interessiert.

Bei Frauen mit der „Phallus-Mädchen“-Phantasie haben wir das gleiche Phänomen vor uns: Man fühlt sich selbst um etwas (ein „Machtinstrument“) betrogen, was eine andere Person hat. Man will es rauben; diese Tendenz stößt auf Angst oder Schuldgefühle. Gelingt nun die Phantasie, selbst jenes Ding zu sein (gleichsam: „es schon geraubt zu haben“), so partizipiert man am Besitz. Die vollzogene Identifizierung ist ein Äquivalent des gewalttätigen Raubes.

Narzißtische Kränkungen werden durch Zufuhr von außen wettgemacht. Bleiben diese Zufuhren aus, so will der Gekränkte sie sich mit Gewalt holen. Hemmen Angst oder Liebe zu dem Mächtigeren oder beides die Gewalt, so kann eine noch näher zu untersuchende Identifizierung mit dem erhalten bleibenden Objekt zum Äquivalent des Raubes werden, indem sie eine Partizipation an der Macht des Mächtigeren mit sich bringt. — Die Phantasien, ein Penis zu sein, zeigen, daß Identifizierungsneigungen, die mit einer Zerstörung des Objektes verbunden waren, durch Partialidentifizierungen ersetzt werden können, die das Objekt als Ganzes schonen; in ähnlicher Weise war es auch wohl schon ein Ersatz, wenn der ursprüngliche Gedanke an den Mord des Mächtigen, an dessen Stelle man sich setzen möchte, durch den an den Raub des Insigniums der Macht, an die Kastration, ersetzt wurde. — Die „Macht“ ist dabei im magischen Denken absolut gegenständlich gedacht: man kann den Mächtigen töten oder ihm den Machtstoff rauben oder endlich durch Partialidentifizierung — schließlich durch bloße Berührung — am Machtstoff Anteil erhalten, — letzteres ist ein Kompromiß des Machthungers mit der Angst vor dem Mächtigen und der passiven Liebe zu ihm.

## III

Nun springen wir zu einem ganz anderen klinischen Thema über. Ich will kurz eine Arbeit von Nunberg referieren.<sup>6</sup>

Der Liebestypus, demzufolge man den liebt, der so ist, wie man sein möchte, ist bei homosexuellen Lieben, die ja überhaupt mehr nach dem narzißtischen Typus gewählt werden, besonders häufig. Es gibt nun einen Typ passiver Homosexueller, der ideale Männer liebt, die so sind, wie er selbst sein möchte, bei dem sich aber in der Analyse bald herausstellt, daß diese Liebe in Wahrheit sehr ambivalent und haßunterbaut ist. Es sind Männer, deren Kastrationskomplex nach dem erwähnten weiblichen Typus geht, der sich selbst als kastriert und unmännlich fühlt; sie fühlen sich zu starken Männern hingezogen, um durch den Kontakt mit dem maskulinen Mann selbst männlich zu werden. Es ist kontagiöse Magie. — Nunbergs Patient wollte von seinem Partner resp. von dessen Penis im Akte Besitz ergreifen oder von ihm etwas geschenkt bekommen — das heimliche Ziel seiner Liebe war die Kastration des Partners. Erwähnenswert ist, daß die Aggression immer oral gedacht war. Es wurde deutlich, daß die Homosexualität sozusagen als intermediärer Akt auf dem Weg zur Befriedigung des normalen Ödipuskomplexes gedacht war; der eigene Penis ist zur Eroberung der Mutter zu schwach; der Patient gibt sich dem Vater, der stark genug ist, hin, um ihn dabei zu entmannen und sich die Kraft zu holen, mit der er dann der heterosexuellen Aufgabe besser gewachsen sein würde. Freilich mißlang diese Intention, weil jeder Ansatz dazu in primitiven prägenitalen sadistischen Impulsen auslief. — Frau Benedek beschrieb einen ähnlichen Fall.<sup>7</sup>

Ich möchte nun die Behauptung wagen, daß Ansätze zu solcher Einstellung, Phantasien aus solchem Kreis bei Männern ungemein häufig sind. — Ich erinnere mich an mehrere Fälle, wo äußerlich feminin-masochistisches Benehmen dazu diente, sadistische Phantasien vom Typus des Penisraubes im homosexuellen Akt zu decken.

Ein Patient, der seine Mutter bewußt verachtete und beinahe haßte, und der erst nach längerer Analyse erzählte, daß er bis zur Pubertät und selbst noch nachher gelegentlich mit der Mutter in einem Bett geschlafen hatte, sich immer besonders höflich und unterwürfig benahm, immer „Vorgesetzte“ hatte, nach deren Vorbild er dachte und handelte, — wollte, wie die Analyse zeigte, von diesen Vorbildern die ihm fehlende Kraft, die Mutter zu begehren, erhalten. Wir erfuhren schließlich, wie er auf Kastrationsdrohungen von seiten einer

6) H. Nunberg: Homosexualität, Magie und Aggression. *Int. Ztschr. f. PsA.*, Bd. XXII, 1936.

7) Th. Benedek: Some Factors Determining Fixation at the Deutero-Phallic Phase. *Int. Journal of PsA.*, vol. XV, 1934.

älteren Schwester hin auf prägenitale Stufen regrediert war, sich älteren Jungen angeschlossen und dabei die Phantasie entwickelt hatte, von ihnen zu lernen, wie man mit Frauen umgeht, um sich einmal an dieser Schwester mit den Mitteln der älteren Freunde, die er geraubt haben würde, zu rächen; dabei hatte diese Rache bei der Regression eine orale Form angenommen. Dieses „als kleiner Junge mit den großen Jungen laufen“, sich mit ihnen in der Phantasie zu identifizieren, sich aber faktisch ihnen zu unterwerfen (andernfalls hätten sie ihn ja nicht mitgenommen), war der Ausgangspunkt weitverzweigter homosexueller Phantasien geworden, die im Grunde die oral-sadistisch gedachte Kastration der Partner zum Ziele hatten.

Nunberg erwähnt in seiner Arbeit die drei bisher bekannten Psychogenesen der Homosexualität: Identifizierung mit der Mutter und Objektsuche nach einem das eigene Ich repräsentierenden Jungen, Identifizierung mit der Mutter und Objektsuche nach einem Vater und Überwindung des Neid-Eifersucht-Hasses gegen den älteren Bruder (oder gegen den Vater) durch eine überkompensierende Identifizierungsliebe. Er führt auch aus, wie häufig Mischbilder sowohl zwischen diesen drei Typen als auch zwischen diesen und dem von ihm beschriebenen vierten Typus sind. Ich möchte ergänzen: der dritte und der vierte Typus stehen einander besonders nahe. Es gibt kaum einen Fall von „Altruismus“, wie Anna Freud ihn geschildert hat,<sup>8</sup> bei dem sich nicht an der einen oder anderen Stelle der ursprüngliche Haß und Neid noch verriete. Freud hat uns gezeigt, daß es eine (nie ganz gelingende) Art und Weise ist, einen unabführbaren Haß gegen den Rivalen zu bewältigen, sich als ihm zugehörig zu fühlen, an seiner Macht zu partizipieren.<sup>9</sup> Man möchte hinzufügen, daß solche Identifizierungsliebe ein besonderes Verhalten von seiten des Objektes fordert, das die Identifizierung ermöglicht, — auch entsprechende Tagträume sind immer vom Objekt abhängig, an das die Forderung ergeht: benimm dich so, daß ich mich mit dir identifizieren kann! Bei einer Weigerung des Objektes, dieser Forderung Genüge zu leisten, ist die Bereitschaft, aus der jungen Liebe in die ursprüngliche Feindseligkeit zurückzuspringen, groß. — Es ist also begreiflich, daß die Phantasien „ich will mich einem großen Mann hingeben, damit ich ihm bei dieser Gelegenheit das Insignium der Macht abnehme, das ich für mich gebrauchen will“ und „ich will mich einem Mann hingeben, den ich ursprünglich hasse, weil ich mich dadurch wie er fühle, an seiner Männlichkeit partizipiere“ und „ich tue ihm etwas an, um ihn zu zwingen, mich partizipieren zu lassen, wenn er es nicht freiwillig tut“ ineinander übergehen.

Wieder sehen wir also dasselbe: Es gibt eine ursprünglich aggressive Form,

8) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.

9) Freud: Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität. Ges. Schr., Bd. V.

einem Machtträger die Macht zu rauben, um sie zu haben, — und eine durch Identifizierung gemilderte friedliche Form, am Machtstoff Anteil zu haben, einen Kompromiß des Machthungers mit der Angst vor dem Mächtigen und der passiven Liebe zu ihm.

Ich erinnere mich an einen Fall eines Mannes, der in seinem Heimatstädtchen eine Art Monopolberuf hatte und sich, als ein Berufsgenosse zuzog, sofort mit ihm anfreundete, ja sich ihm unterwarf. Nach längerer Analyse erst wurde ihm klar, wie sehr er ihn gehaßt hatte und was er ihm auf die Nachricht hin, daß er komme, alles hatte antun wollen; aber noch mehr: wie die Unterwerfung nicht nur Schutz vor seinen aggressiven Neigungen, sondern in tieferer Schicht als List gedacht war, um sich bei ihm einzuschmeicheln, ihm sein eventuelles Besserkönnen zu rauben und ihn so nachträglich umso sicherer zu kastrieren. „Lehrling“ zu sein, ermöglicht, dem „Meister“ gegenüber sich passiv einzustellen, seines Schutzes teilhaftig zu werden, die Vorteile des Kleinseins zu genießen, während man, in der Phantasie die Zukunft vorwegnehmend, darauf aus sein kann, ihm die Meisterschaft so abzunehmen, daß man größer sein wird, als er war. Ist das nicht auch die gewöhnliche Ambivalenz des kleinen Sohnes, der seinen großen Vater liebt?

#### IV

Nun wieder zwei ganz andere klinische Themen: das erste sind die übertriebenen „Tierfreundschaften“ der Kinder, die durch Anna Freud verständlich gemacht wurden.<sup>10</sup> Ihnen sind entweder Tierängste vorausgegangen — oder wenigstens Ansätze zu Tierängsten.<sup>11</sup> Die Angstabwehr erfolgt dann durch Identifizierung mit dem Angreifer. Das Resultat ist, daß das Ich sowohl die Vorteile der „Verwandlung eines passiven Erlebnisses in ein aktives Tun“ als auch die Bundesbrüderschaft der mächtigen Tiere genießen kann; die Kraft dessen, der einen verfolgt hätte, steht einem zur Verfügung, damit man andere damit verfolge. Häufig gelingt diese Methode der Angstabwehr nicht ganz, sondern wirkt nur unter Einhaltung bestimmter Bedingungen. Es besteht die Gefahr, daß die nunmehr verbündete Macht sich regressiv doch wieder gegen einen selbst wenden könnte. Die äußerliche Liebe zu den Tieren hat oft Züge einer noch angstdurchsetzten Rücksichtnahme auf sie, ja einer gewissen Unterordnung unter ihre Macht; dafür aber ist man eins mit ihnen geworden, partizipiert an ihrer Stärke. Ich berichtete einmal<sup>12</sup> von einem Jungen, der die Tiere

10) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.

11) Damit soll nicht die Möglichkeit bestritten werden, daß ein Kind sich primär ein Tier zum Liebesobjekt erwähle.

12) O. Fenichel: Über Angstabwehr, insbesondere durch Libidinisierung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

im Zoo besonders liebte, und der, als er von der geliebten Dohle gepickt wurde — wie fern war seinem Bewußtsein die Schicht der passiv-femininen Kastrationslust! — auf die Stärke der „ihm gehörigen“ Dohle nur stolz war und in seiner Wunde nur das Zeichen seiner Zugehörigkeit zu ihr sah — genau derselbe Prozeß wie bei dem, der seinen gefürchteten älteren Bruder schließlich mit jener milden Identifizierungsliebe liebt. Von der selben Art ist etwa die für die Psychologie des Examens wichtige Haltung: „Ich fürchte den Prüfer nicht nur nicht, ich bin sogar mit ihm befreundet.“ Das bedeutet nicht nur, daß man sich sein Wohlwollen durch Unterwerfung erkaufte, sondern auch eine Partizipation an der Macht des Prüfers, und häufig auch wohl eine Bereitschaft, gegen ihn, wenn er dies nicht anerkennen will, aggressiv zu werden. Die schöne Arbeit von Stengel wies die Abkunft der modernen Examina aus Initiationsriten und ihre irrationale Natur nach.<sup>13</sup> Freilich sah er darin vor allem den Ausdruck des „ewigen Kampfes der Generationen“ statt des ewigen Kampfes der Mächtigen in der Gesellschaft und der Machtlosen resp. der Machtaspiranten, denen unter Bedingungen die Partizipation an einem Teil der Macht gestattet wird. Der irrationale Sinn aller Examina ist, daß die Mächtigen eine reale Partizipation der Kandidaten nur zulassen, wenn sie ihnen gleichzeitig einbläuen, daß sie dafür auf radikalere Versuche, sich in den Besitz der Macht zu setzen, verzichten müssen.<sup>14</sup> Die Protektion besteht darin, daß ein Kandidat schon vor dieser offiziellen Zulassung zur Machtpartizipation an ihr partizipiert.

Vielleicht ist es auf den ersten Blick nicht so klar, warum ich als nächstes Erscheinungsgebiet, das ich behandeln möchte, die Psychologie des Sammlers erwähnen möchte. Sie ist in Freuds Arbeit „Charakter und Analerotik“<sup>15</sup> begründet und von anderen, zuletzt von Winterstein in seiner Arbeit „Der Sammler“<sup>16</sup> fortgesetzt worden. Sie besagt wie bekannt: Sammelobjekte sind Kotsymbole, das Sammeln ist eine Sublimierung der analen Retentionslust, die Freude daran ist die Fortsetzung der infantil-narzißtischen Freude am eigenen Kot. Aber wir müssen fortsetzen: bei welchen Personen wird dies besonders stark entwickelt sein? Erstens bei Menschen mit konstitutionell hoher Analerotik; das interessiert uns hier nicht. Zweitens aber bei solchen, die durch Erleben dazu gebracht wurden, sich ihren infantilen Retentionsnarzißmus entweder zu bewahren oder später auf ihn wieder zurückzugreifen. Vielleicht kommen wir weiter, wenn wir zwischen den Begriff „Sammelobjekt“ und „Kot“ noch den

13) E. Stengel: Prüfungsangst und Prüfungsneurose. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. X, 1936.

14) Dies ist wohl auch der eigentliche Sinn der Initiationsriten, bei denen den jungen Leuten gesellschaftliche und genitale Rechte eingeräumt werden, wobei aber die Tatsache, daß dies nur unter Bedingungen geschieht, die eingehalten werden müssen, unter schmerzhaften Prozeduren und Scheinkastrationen einbläut wird.

15) Freud: Charakter und Analerotik. Ges. Schr., Bd. V.

16) A. v. Winterstein: Der Sammler. Imago, Bd. VII, 1921.

Begriff „Besitz“ zwischenschalten. Was ist Besitz? Das, worauf man sitzt. Das Vorbild dafür war schließlich sicher dasjenige, was man in seinem Körperinnern hat.<sup>17</sup> Besitzstücke sind Dinge, die sich jetzt in der Außenwelt befinden, einmal aber im eigenen Inneren gewesen waren (daher sind die Besitzstücke Kotsymbole), also die Außenwelt, soweit sie dennoch mit Ichqualität ausgestattet ist; offenbar ist der Besitz immer in Gefahr, diese Ichqualität zu verlieren. Eine Überbetonung der (gewiß auch erogenen) Retentionslust hat die Bedeutung von „ich lasse mir nichts rauben“ — und ist umso größer, je mehr man Angst hat, daß einem etwas geraubt werden könnte. Der Sammler überzeugt sich mit seiner Sammeltätigkeit: „Ich habe noch“, aber auch — (was macht denn den Narzißmus des eigensinnigen Kindes aus, das seinen Stuhl nicht hergeben will?) „ich kann noch“. Großer Besitz ist auch große Macht. Wenn man selbst etwas nicht kann, was der Mächtigere kann, so will man sich seinen Besitz, vermöge dessen er mächtig ist, aneignen. Wir kennen die Psychoanalyse der Kleptomanie, deren Ziel zwar häufig der Penis ist, (daher ist die Kleptomanie bei Frauen häufiger als bei Männern), aber nur dann, wenn der Penisneid in einer bestimmten prägenital determinierten Weise erledigt wurde. Das gestohlene Gut ist dem Kleptomanen im Grunde immer die für sein Selbstgefühl nötige Zufuhr von außen.<sup>18</sup> Wenn dazu noch eine besonders analerotische Konstitution und die Neigung tritt, das Gefühl des Mangels durch die Vielfalt des Besitzes zu kompensieren, — so entsteht die Neigung zum Sammeln. Bekanntlich setzen sich leidenschaftliche Sammler leicht über moralische Skrupel hinweg. Oft erkennt man in Sammelobjekten Symbole dafür, daß man selbst etwas habe oder könne, und nicht der andere. Man sollte das Verhältnis zwischen dem Sammler und seinen Objekten einmal daraufhin untersuchen, wie oft es das Gefühl widerspiegelt: Ich habe etwas durch Gewalt oder List an mich gebracht, was ursprünglich einem Mächtigeren zu eigen war, mir aber nun Talisman ist — oder mich auf magische Weise mit dem früheren Besitzer verbindet.

Wir wollen noch feststellen, daß — entsprechend dem oralen Ursprung der Selbstgefühlsregulierung durch „Zufuhr von außen“ — das geraubte, gestohlene, abgeschwindelte, freiwillig zur Partizipation ausgelieferte Penis- resp. Kotsymbol in allen besprochenen Erscheinungen letzten Endes immer oral durch Verschlingen erworben gedacht ist.

## V

Zur Zusammenstellung dieser klinischen Erscheinungen kam ich von einem nicht-klinischen Problem her. In einer kleinen Gruppe von Analytikern unter-

17) Vgl. K. Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido. Wien, 1924.

18) Vgl. das Kapitel „Impulshandlungen“ in O. Fenichel: Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen. Wien, 1931.

suchten wir einmal die Brauchbarkeit analytischer Erkenntnis für das Verständnis historischer Abläufe und kamen dabei u. a. auch zu folgendem Problem: In Kriegen aller Art — seien es äußere oder innere — gab und gibt es Grausamkeiten, die weit über taktische Notwendigkeiten und über die aktuell im Einzelnen mobilisierten Haßmengen hinausgehen. Ihre Erklärung wäre zur Gänze Sache der Psychologie. Glover meinte, daß eben dieser Umstand bewiese, daß tiefe Triebmotive in Wahrheit Ursache der Kriege seien, während das, was gewöhnlich als ihre Ursache angesehen wird, nur „Rationalisierungen“ dieser Destruktionstriebtriebe wären.<sup>19</sup> Man braucht dies Glover nicht zu glauben und muß doch nicht eine biologisch fundierte Freude an Grausamkeiten leugnen. Ein Problem liegt darin, daß wir sehen, daß Kriegsgrausamkeiten in den verschiedensten Zeiten sehr ähnliche, ganz bestimmte Formen annehmen, insbesondere jene Grausamkeiten, die dem Gegner zu seiner Entehrung zugefügt werden. Vielleicht können wir da doch mit Hilfe der Psychoanalyse etwas psychologisch Spezielleres verstehen. Es handelt sich immer entweder um Gliederabhacken oder um kannibalische Handlungen oder schließlich um symbolische Anspielungen darauf. Ich zitiere etwa Engels:<sup>20</sup> „Eine Menge Gefangener wurden auf die grausamste Weise hingerichtet, der Rest mit abgeschnittenen Nasen und Ohren nach Hause geschickt.“ „Die Bauern wurden von Zapolya überfallen und zersprengt, Dosa selbst gefangen, auf einem glühenden Thron gebraten und von seinen eigenen Leuten, denen nur unter dieser Bedingung das Leben geschenkt wurde, lebendig gegessen.“ — Diese Grausamkeiten wurden damals nicht von den Aufständischen sondern von den Vertretern der rechtmäßigen Ordnung begangen, und oft hat man den Eindruck, daß derartige häufig im Laufe der Weltgeschichte in größerem Umfang von seiten der Verteidiger des Rechtszustandes als von seiten der Insurgenten geschah. Aber für diesen Umstand findet man leicht eine Erklärung: Die Vertreter der jeweils überkommenen Ordnung handeln mit gutem Gewissen, können also im allgemeinen grausame Triebhandlungen besser „idealisieren“,<sup>21</sup> während ihre Gegner durch Schuldgefühle gehemmt sind. (Da aber auch sie Ideale haben, können auch sie grausam genug werden; bei ihnen kommt ja wieder ein anderer Umstand hinzu: die Explosion der lange angestauten Aggressionsmassen, „vor dem Sklaven, wenn er die Ketten bricht, vor dem freien Mann erzittere nicht“.) Sie ahmen ja beim Abschneiden der Nasen und Ohren nur die Strafjustiz ihrer Zeit nach, oder richtiger, nehmen sie vorweg, — denn auch das ordentliche Strafverfahren verhängte ja dieselben Grausamkeiten. — Man kann nun weiter fragen, woher diese Strafformen stammen; kann aber auch feststellen, daß das

---

19) E. Glover: War, Sadism and Pacifism. London, 1933.

20) F. Engels: Der deutsche Bauernkrieg.

21) Vgl. S. Rado: Eine ängstliche Mutter. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927.

lebendige Braten und Verspeisen eines Menschen in keiner Justizordnung vorgeschriebene Strafhandlung ist (oder wenn sich derartiges bei bestimmten Primitiven findet, so gewiß nicht mehr 1500 in Deutschland). — Was sollte dann dieser grausame Befehl? Einen geschlagenen Feind verhöhnen und demütigen. Und was bestimmte die Form von Hohn und Demütigung? — Wir finden oft, daß das, was einmal ersehntes eigenes Triebziel war, später aber der Verdrängung verfiel, dem anderen als Ausdruck des Spottes und Hohnes auferlegt wird. Wenn der heutige Zivilisierte einem anderen das Götzzitat zuruft, so will er ihn gewiß verhöhnen, obwohl oder weil auf einer überwundenen Organisationsstufe der Libido eben dies sein Triebziel gewesen war. Im Falle jenes Kannibalismus verhält es sich genau so: Der Besiegte muß zu seiner Demütigung etwas tun, was ursprünglich der Sieger zu seiner eigenen Befriedigung getan hatte. — Könnte man noch versuchen, das Handabhacken als eine Äußerung einer Art angeborenen „Kastrationstriebes“ aufzufassen — aber da es gerade den Dieben geschieht, also eine Talionsstrafe ist, sollte dies einen bei solcher Annahme vorsichtig machen —, so sieht man hier doch zweifellos, daß solche Maßnahmen eine komplizierte magische Bedeutung haben, die nur bei ihren Abkömmlingen nicht mehr klar zu erkennen ist: man will das Insignium der Macht — den Körper des Mächtigen, seinen Penis, seinen Kopf — abhacken und essen, um sich dadurch an seine Stelle zu setzen, mit ihm eins zu werden. Bei den Primitiven werden die besiegten Feinde, wenn man ihre Kraft und Tapferkeit bewundert, gefressen. — Die anderen sonderbaren Grausamkeiten sind sämtlich Abkömmlinge hiervon.

Wir haben, scheint es, hier das Vorbild vor uns, wovon die klinischen Erscheinungen, die wir besprochen, abstammen: man will den Penis des Mächtigen sich aneignen und fressen, viele solche Penisse in den Bereich seiner Macht bringen und sie festhalten, um selbst mächtig zu sein; und bekanntlich pflegt dies zu mißlingen — und es gibt die Phänomene der Angst vor der Rache der Introjekte (das soziale Gegenstück zur Problematik der Melancholie).

Die Grundmelodie aller von uns besprochenen Phänomene ist wie erwähnt, daß das Selbstgefühl steigt, indem man sich mit dem, dem man die eigene Allmacht abgetreten hat, wieder oral vereinigt. Das allmächtige Objekt muß wieder Ichqualität bekommen. Man will etwas von ihm besitzen, wodurch man, solange man es besitzt, auf magische Weise er und damit wieder allmächtig ist. Das ist die Leistung des Sammelobjektes; Zeichen zu sein, daß man von der Macht des anderen etwas besitzt, letzten Endes, daß man es ihm abgenommen hat, — und wenn man Reiseandenken sammelt, so ist es die Natur, die das Reisen strapaziös macht, die man bezwungen hat.<sup>22</sup> — Wenn im Märchen der Teufel um seine

22) Durch die „Andenken“ überhaupt wird vor allem die Einsinnigkeit der Zeit besiegt.

Beute geprellt, wenn Esau um den Segen betrogen wurde — das Segenquantum ist gleichsam konstant, und wenn Jakob es erhalten hat, so ist es Esau verloren gegangen —, so zeigt sich darin besonders die substantielle Natur des magischen Machtbegriffes; es gilt, ein Stück Macht zu stehlen — dann hat man es. Man muß es nur wohl verwahren, damit es einem nicht wieder gestohlen werde. Auch bleibt das gestohlene Stück Macht einem gestohlenen Hund vergleichbar, der aus Treue gegen seinen alten Besitzer sich gegen den neuen wenden könnte.

## VI

Der substantielle Machtbegriff ist die Trophäe — und über diese liegt ja schon eine umfangreiche analytische Literatur vor. Die schöne Arbeit von Marie Bonaparte<sup>23</sup> darf ich als bekannt voraussetzen. Die Trophäe ist ein Produkt der magischen Denkweise, beruhend auf der Vorstellung, als ob die Macht — Bonaparte sagt „die Ehre“ — eine konstante Summe wäre, „daß, was einer an Ehre verliert, der andere regelmäßig gewinnt“, daß, wo etwa Kopftrophäen überwiegen, phallische entsprechend weniger verbreitet sind und umgekehrt. Wichtig ist die Ambivalenz denjenigen gegenüber, denen man die Trophäen abnimmt: man ehrt sie, indem man sich etwas von ihnen aneignet. (Kein Zweifel, daß vom nackten Raub zu Handlungen der Pietät hier ein fließender Übergang besteht: Andenken aus dem Vermächtnis eines teuren Toten aufzubewahren, heißt sicher, demjenigen, der früher verstarb als man selbst, eine Trophäe abgenommen und ihn so gezwungen zu haben, einen selbst zu schützen und nicht anzugreifen.)

Bei der Jagd werden die Totentiere behandelt wie im Krieg die Feinde — und wahrscheinlich ist der Hirsch gerade deshalb das edelste Jagdtier, weil er einen Kopfschmuck trägt, der sich zu Trophäen besonders eignet. (Der mächtige Mann, dem ein solcher phallischer Kopfschmuck fehlt, schafft sich eine künstliche Trophäe zum Ersatz — etwa in Form der Kronen der Könige.) — Was den betrogenen Ehemann betrifft, so teile ich allerdings nicht die Ansicht von Marie Bonaparte, daß sein Gehörtsein nur als „Darstellung durch das Gegenteil“ sein Kastriertsein darstellt; gerade der symbolische Ersatz für seinen erigierten Penis, den er bei seiner anderweitig beschäftigten Frau nicht verwenden kann, macht ihn, wie ich in meiner Arbeit über „Die lange Nase“<sup>24</sup> zeigen konnte, zum Gegenstand des Spottes. Wichtig scheint die Erkenntnis, daß die Trophäen schon ein Ersatz sind, so wie „Besitz“ für „Einverleibtes“ steht. Erst will man töten und fressen — und dann erst die Leiche, ihre Teile und die Ersatz-

---

23) Marie Bonaparte: Über die Symbolik der Kopftrophäen. *Imago*, Bd. XIV, 1928.

24) O. Fenichel: Die lange Nase. *Imago*, Bd. XIV, 1928.

gegenstände für diese besitzen — und dann erst gar nicht töten, sondern nur stehlen und dadurch partizipieren — und dann erst unter Einhaltung von Bedingungen eine zur Partizipation ermächtigende Trophäe von ihrem früheren Besitzer freiwillig ausgeliefert erhalten. Von hier geht eine Brücke zu Erscheinungen aus dem Gebiet des Fetischismus und des normalen Liebesspiels. Auch der Verliebte sammelt Gegenstände, die mit seinem Objekt irgendwie in Berührung waren, um sie sich — wörtlich oder übertragen — einzuverleiben, auch der Don Juan legt in seinen Leporello-Büchern Trophäensammlungen an. Hierbei spielt sicher die „okulare“ Introjektion eine große Rolle;<sup>25</sup> aber hier ist auch der Ort, ausdrücklich auf die Bedeutung der respiratorischen Introjektionen<sup>26</sup> hinzuweisen, indem viele Gebräuche, Zwangszereemonielle und Phantasien zum Ziel haben, den Geist, die Seele oder dergl. eines Geliebten, Mächtigen oder Verstorbenen einzuatmen.

## VII

Es ergeben sich zwei Problemkreise, mit denen die Trophäe in Verbindung gebracht werden muß: die primitive Selbstgefühlsregulierung und der Totemismus. Wir sind auf beides schon zu sprechen gekommen. Jene geschieht bekanntlich auch im Kreislauf: eigene Allmacht — Verlust derselben an den anderen — Wiederhabenwollen — Introjektion des anderen. Wer diesem Zirkel unterworfen ist, hat — das beweist die Psychologie der Melancholie — vor allem immer ein Problem: soll man sich die lebensnotwendigen äußeren Zufuhren, die die Außenwelt grausam versagt, mit Gewalt durch oral-sadistische Handlungen holen, oder soll man sich durch Unterwerfung die Gunst der Objekte erwerben, sodaß man sie zur freiwilligen Abgabe verführt? Gebete sind wahrscheinlich zunächst ein Zeichen der Demut und Unterwerfung, dargebracht in der Hoffnung, sich dadurch die Gunst Gottes zu erkaufen; trotzdem gibt es bei ganzen Völkern und bei einzelnen modernen Neurotikern auch die Vorstellung, durch Gebete Gott — gewaltsam oder listig — zu zwingen, daß er einem, ob er will oder nicht, seine Gunst schenke. Bekannt sind aus der psychoanalytischen Klinik die mannigfachen Formen der Liebeserpressung, wo äußerliche Hingabe nur einem tiefer gelagerten Sadismus Gelegenheit zur Äußerung gibt; und nicht nur Untertanen suchen sich die Zuneigung ihres Königs durch Scheingehorsam gewaltsam zu erpressen, auch der König Friedrich Wilhelm beging gegen seine Untertanen diesen Widerspruch, indem er ihnen sie mit seinem Stocke schlagend zurief: „Ihr sollt mich nicht fürchten, ihr sollt mich lieben!“ — Dieses Hin und Her zwischen gewalttätigem Oralsadismus und einer verdeckenden unter-

25) O. Fenichel: Schautrieb und Identifizierung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

26) O. Fenichel: Über respiratorische Introjektion. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVII, 1932.

tänigen Hingabe gestaltet auch unseren Problemkreis. Es gibt eine kontinuierliche Reihe vom Mord mit nachfolgendem Kannibalismus bis zur „milden“ Homosexualität; von der Kopfgängerei bis zum friedlichen Erinnerungsamulett, das man geschenkt erhielt.

Was den Totemismus betrifft, so ist Freuds Theorie darüber bekannt.<sup>27</sup> Überlegungen wie die, die wir heute anstellen, sind dazu geeignet, einem immer wieder die ganze Tiefe dieser Theorie vorzuführen. Es mag sein, daß Freuds Hypothese vom Urvatermord viele Probleme unberücksichtigt läßt, so die nach einer ursprünglichen Zeit des Matriarchats oder die der Bedeutung der äußeren d. h. wirtschaftlichen Realität für die Kulturentwicklung, und es ist hier gewiß nicht der Ort, in Würdigung und Kritik von Freuds weitreichender Theorie einzutreten. Aber in einer Hinsicht kann sie uns den Zusammenhang der heute von uns besprochenen Phänomene mit einem Schlag klar machen; alle Riten des Totemismus dienen dazu, die Mitglieder einer totemistischen Gesellschaft von Ausführungen von rebellierenden Morden gegen die gesellschaftliche Autorität (wie ich lieber sagen möchte als „gegen den Urvater“), von „Wiederholungen der Urtat“ abzuhalten, teils durch Verbote von versuchungbringenden Situationen (Inzesttabu), teils aber durch Darbietung von illusionärem Ersatz. Der Totem ist der Urahne — und als solcher nicht nur etwas, was unerreichbar mächtiger ist als das einzelne Individuum, sondern auch — Blut von seinem Blut — etwas, womit das einzelne Individuum unlöslich verbunden ist, woran es Anteil hat, sodaß es nicht mehr nötig hat, sich diesen Anteil mit Gewalt zu holen. (Die Totemfeste, auf die wir noch zu sprechen kommen, scheinen allerdings zu beweisen, daß diese Sicherung nicht ausreicht; eine gesellschaftliche Institution muß einen Rebellionsersatz gewähren, der die rebellischen Gelüste in einer Gesellschaft auf unschädliche Weise abführt, bzw. in einer Weise wendet, daß sie im Gegenteil der Stärkung der bestehenden Gesellschaft dienstbar werden.) Die Illusion einer rein magischen Beteiligung an der Macht kann mit der realen Ohnmacht bis zu einem gewissen Grade aussöhnen.

## VIII

Und nun sehen wir uns daraufhin die soziale Realität an. Sie sieht freilich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sehr verschieden aus. Aber immer bisher gab es Interessengegensätze von solchen, die zur Befriedigung gelangen konnten, und solchen, denen sie versagt war, von Mächtigen und Machtlosen, heute repräsentiert in den gesellschaftlichen Klassen. Immer wieder fragt

---

27) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schr., Bd. X.

man sich, wie es möglich ist, daß sich Gesellschaften erhalten, deren meisten Mitgliedern alle Befriedigungsmöglichkeiten geraubt sind, obwohl die Güter, die zu ihrer Befriedigung notwendig wären, vorhanden sind. Wie können Haßstauungen so gewaltigen Ausmaßes, wie sie sich unter solchen Bedingungen bilden müssen, an der Eruption verhindert werden? Dies geschieht bekanntlich erstens durch äußere Gewalt, zweitens aber durch eine seelische „Umstrukturierung“ der Gesellschaftsmitglieder, deren Trieb- und Ichgestaltung durch die Erziehung in einem der Gesellschaft erwünschten Sinn umgebogen werden. Ein Teil dieser „Umstrukturierungen“ wird nun, scheint uns, durch unsere Ausführungen verständlicher. Den real Ohnmächtigen werden — in verschiedenen Gesellschaften recht verschiedene — illusionäre Machtpartizipationen geboten.<sup>28</sup> Jede Aufstandsgefahr wäre natürlich wirklich vermieden, wenn in einer „Demokratie“ dem gesamten Volke wirkliche Machtpartizipation geboten werden könnte; das ist aber nicht möglich, weil Wasser und Feuer miteinander keine Kompromisse schließen können. Statt dessen werden magische Partizipationen geboten, deren Wirkung nur die Psychoanalyse verständlich machen kann. — Wirkliche gesellschaftliche Trophäen sind z. B. die Orden, die allerdings von den Oberen verliehen und nicht ihnen gewaltsam abgenommen werden. Das Mana der Obrigkeit ist in allen Auszeichnungen personifiziert, und wer sie erhalten hat, kann sich zu ihr rechnen, gleichgültig, wie es ihm sonst geht; und wer sie nicht erhalten hat, kann hoffen, sie zu erhalten. „Jeder trägt seinen Marschallstab im Tornister“ war immer eine derartige Illusion, und manche Klassengesellschaften wissen gegen allen Augenschein in den Angehörigen der unterdrückten Klasse immer wieder die illusionäre Hoffnung zu erhalten, daß sie doch individuell in die herrschende aufsteigen und an der Macht Anteil haben könnten. Wo es volle Absolutheit der Grenzen der „Kasten“ gibt, sind die illusionären Partizipationen wieder anders, noch mehr magisch und weniger real gedacht. Auch das „bessere Jenseits“ nach dem Tode ist nichts anderes. Deutlicher noch war die Partizipation durch magische Anteilnahme an der Macht des Mächtigen, als der Adel durch Schwertschlag vollzogen wurde; die Magie der Berührung ließ Machtstoff auf den Ausgezeichneten übergehen. Die heutigen Mächtigen reichen nur mehr die Hand — und eröffnen uns damit in diesem Zusammenhang auch einen Einblick in den psychologischen Sinn unserer Grußform durch Händedruck. Gewiß spielt hierbei das erogene Moment auch eine Rolle. Wichtiger ist wohl, daß man durch die Berührung in magischer

28) Nach Vollendung dieser Arbeit lernte ich die Untersuchungen von Kardiner „The Rôle of Economic Security in the Adaptation of the Individual“, *The Family*, 1936, und „Security, Cultural Restraints, Intrasocial Dependencies and Hostilities“, *The Family*, 1937, kennen, in denen der gleiche Gedanke ausgedrückt wird.

Weise eigene Körpersubstanz in den anderen überfließen läßt, sodaß man mit ihm „eines Blutes“ geworden ist, was Feindschaft ausschließt.

Die Uniform ist „des Kaisers Rock“ — und wer sie anhat, partizipiert am Kaiser. Fromm sah die Bedeutung der Uniform vor allem darin, daß Uniformierte von Nichtuniformierten, Offiziere von Mannschaften durch sie besonders deutlich geschieden werden.<sup>29</sup> Das mag schon auch seine Rolle spielen, wie es überhaupt für die „gesellschaftlichen illusionären Partizipationen“ charakteristisch ist, daß sie, da sie ja dazu dienen, ein Streben nach wirklicher Partizipation auszurotten, häufig gleichzeitig einschärfen, daß eine andere Partizipation als die eben gebotene gerade verboten sei. (Für Gott und alle Autorität ist eben charakteristisch, daß sie, so wie der allmächtige Erwachsene gegenüber dem ohnmächtigen Kind gleichzeitig Unerreichbarkeit für das Ich und dennoch Ichqualität besitzen.) Aber wesentlicher scheint mir doch, daß die Uniform uniform macht — alle gleich. — Fahnen sind exquisite Trophäen. Die feindlichen sind zu erobern, die eigenen sind etwas unerreichbar Hohes außerhalb des eigenen Ichs, das dennoch Ichqualität besitzt.<sup>30</sup> (Auf die Beziehung zu Freuds Formel von der Massen-einigenden Natur des gemeinsamen Über-Ichs<sup>31</sup> komme ich später zu sprechen.)

Fromm geht so weit, zu meinen, daß man, wenn die übergeordnete Macht allzu unerreichbar erscheint, bei entsprechenden Verführungen von oben nicht nur auf sein persönliches Über-Ich, sondern — vergleichbar der Hypnose — auch auf Teile seines eigenen Ichs verzichtet,<sup>32</sup> und er hat recht. Er schreibt: „Erweist sich ein anderer als so mächtig und gefährlich, daß der Kampf gegen ihn aussichtslos und Unterwerfung noch der beste Schutz ist, oder als so liebevoll und beschützend, daß die eigene Aktivität unnötig erscheint, mit anderen Worten, entsteht eine Situation, in der die Ausübung der Funktionen des Ichs unmöglich oder überflüssig wird, dann verschwindet das Ich solange, wie die Funktionen, an deren Ausübung seine Entstehung gebunden ist, von ihm nicht mehr ausgeübt werden können oder müssen.“ — Sie „partizipieren“ also am fremden Ich des Mächtigeren. — Wo das geschieht, entwickeln sich masochistische Charaktere. — Wenn es wahr ist, daß die „Körperteil-Phantasie“ — ich bilde erst mit dem anderen zusammen ein Ganzes — die psychologische Formel für die Hörigkeit ist, so ist der Masochismus des Hörigen eben von dieser Art; er ist über einem versteckten Sadismus aufgebaut; der Masochist hat ein friedliches

29) E. Fromm: Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil.

30) A. Kielholz machte mich darauf aufmerksam, daß der Schultheiß von Zofingen in der Schlacht bei Sempach das Fähnlein der Schweizer verschluckte, damit es nicht in die Hände der Feinde falle, und daß er dafür als Nationalheld gefeiert wird. — Er verwies weiters auf den Zusammenhang zwischen dem Wort „Trophäe“ und dem Verbum „τρεφομαι“.

31) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI.

32) E. Fromm: Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil.

„Partizipieren“, wo einmal ein sadistisches Raubenwollen war. Freud sagt, an den „sozialen Gefühlen“ habe immer die Überwindung von Haß durch Identifizierungsliebe Anteil — in unserer Gesellschaft gewiß! Wenn nun Fromm sagt, man dürfe den Mechanismus, der solcher Partizipation zugrunde liegt, nicht Identifizierung heißen, im Gegenteil, mit dem Mächtigen könne man sich nie identifizieren, weil er eben seinem Wesen nach vom Ich distant sei, — dann ist zwar zuzugeben, daß es etwas von anderen „Identifizierungen im Ich“ Verschiedenes sein muß, was da vorliegt, — aber würde Fromm das, wodurch das Über-Ich entsteht, nicht auch eine „Identifizierung“ nennen? Auch dafür ist die unüberbrückbare Distanz des Introjektes vom bisherigen Ich charakteristisch, die ja die Ursache für die „Stufenbildung“ im Ich und damit für die Etablierung eines spezifischen Über-Ichs wird.<sup>33</sup> Daß bei den „Machtpartizipationen“ wie bei der Über-Ich-Entstehung neben Introjektionen auch die Phantasie des Aufgehens im Größeren, des Verlustes der Individuation, des Gefressenwordenseins<sup>34</sup> der exekutierende Mechanismus ist, — das dürfte stimmen. Aber diese beiden den Identifizierungen zugrunde liegenden Mechanismen gehen, scheint uns, in der Praxis in solchem Maße ineinander über, daß ihre Trennung kaum möglich erscheint. Vielleicht wird ihre Unterscheidung einmal für die Problematik der Einfühlung wichtig werden.

Und nun fragen wir uns: Was ist „Triumph“?

## IX

Zu diesem Zwecke überlegen wir uns zwei von Freud aufgestellte Grundbegriffe der psychoanalytischen Theorie.

Der erste ist der Begriff: Über-Ich.<sup>35</sup> Es ist ein strukturell ausgezeichneter Teil des Ichs, durch Introjektionen von Außenweltpersonen entstanden, dem übrigen Ich mehr oder weniger gegenübergestellt, dasselbe beobachtend und an es Forderungen richtend, aber auch Schutz und Anerkennung gewährend, — eine intrapsychische, desexualisierte Fortsetzung einer äußeren sexuellen Objektbeziehung. Bei der Einführung dieses Begriffes schrieb Freud u. a.: „Die Verdrängung des Ödipuskomplexes ist offenbar keine leichte Aufgabe gewesen... es (das Ich) lieh sich gewissermassen die Kraft dazu vom Vater aus... Das Über-Ich wird den Charakter des Vaters bewahren.“ Allerdings wird es seine Strenge nicht nur aus der realen Strenge des Vaters beziehen, sondern auch aus der ursprünglichen Aggressivität des Kindes. — Was uns in unserem Zusammenhang wichtig erscheint, ist der Begriff des „Ausleihens“. Halten wir es noch damit

33) Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. VI.

34) G. H. Graber: Zeugung, Geburt und Tod. Zürich, 1934.

35) Freud: Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. VI.

zusammen, daß die introjizierten ehemaligen Objekte des Ödipuskomplexes deshalb nicht mit dem Ich verschmelzen können, weil sie in ihrer Mächtigkeit dem Rest-Ich inkongruent sind, so daß das Über-Ich unerreichbar hoch über dem Ich schwebt, aber doch gleichzeitig Ich-Qualität hat, — so sehen wir, wir sind hier mitten in unserer Problematik. — Mit Hilfe des Über-Ichs „partizipiert“ das Ich an der Macht des mächtigeren Vaters, der Erwerb des Über-Ichs entspricht dem Erwerb einer Trophäe. Auch hier ist die Partizipation letzten Endes durch eine orale Einverleibung erreicht. Die Erwerbung des Über-Ichs ist ein Spezialfall des Wiedererwerbs der verloren gegangenen Allmacht durch Reintrojektion, in ihrem Verlauf vorgezeichnet durch die erste Objektbeziehung überhaupt, nämlich die zu Mutterbrust und Milch. Die erste Erfahrung lautet: „Unlust ist da — ich schlucke, was mir von außen geboten wird — die verlorene Lust kommt wieder.“ Nach demselben Schema heißt es dann: „Ohnmacht ist da — ich schlucke die in der Außenwelt befindliche Macht — die verlorene Lust kommt wieder.“ — Zu der Vermutung, daß die „Trophäen“ irgendwie personifizierte „Über-Iche“ sind, stimmt es, daß sie allesamt eines mit dem Über-Ich gemeinsam haben: sie schützen und bedrohen ihren Besitzer gleichzeitig. Solange man eine Trophäe bei sich im Haus bewahrt, hat man damit den Mächtigen bei sich im Haus und zwingt ihn, einen zu beschützen. Aber wie hinter der friedlichen „Partizipation“ immer die ursprüngliche Raubabsicht lauert, so ist auch dieser Schutz immer an Bedingungen geknüpft, und es droht, daß die dahinter verborgene tiefere Schicht, die „Rache des Introjekts“ durchbricht. Der Hirsch, dessen Geweih im Zimmer hängt, kann sich wieder in einen drohenden Feind verwandeln. — „Noblesse oblige“, der Trophäenbesitzer ist dem Andenken des ursprünglichen Trophäenträgers gewisse Rücksichten schuldig.

Das zweite, woran ich erinnern will, ist Freuds Formel für die Bildung einer „Masse“.<sup>36</sup> Diese Formel lautet bekanntlich: Viele Personen haben den gleichen Mann oder die gleiche Idee an die Stelle ihres Über-Ichs gesetzt und sich auf Grund dieser Gemeinsamkeit miteinander identifiziert. Es wird also vorausgesetzt, daß das Über-Ich, eine innere Instanz, wieder in ein Objekt in der Außenwelt rückprojiziert werden kann — etwas, was die psychoanalytische Klinik bekanntlich in mannigfacher Weise bestätigt. Nach solcher Projektion gibt es also wieder Menschen, die gleichzeitig unerreichbar hoch erscheinen und doch Ich-Qualität — hier müßten wir sagen „Über-Ich-Qualität“ — besitzen.

Nun ist dies nach Fromm<sup>37</sup> Wesen der Autorität überhaupt. Er schreibt: „Durch das Über-Ich wird die äußere Gewalt transformiert, und zwar, indem sie aus einer äußeren in eine innere Gewalt verwandelt wird.“ Diese wird dann

---

36) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI.

37) E. Fromm: l. c.

allerdings „immer wieder von Neuem auf die in der Gesellschaft herrschende Autorität projiziert, mit anderen Worten, das Individuum bekleidet die faktischen Autoritäten mit Eigenschaften seines eigenen Über-Ichs. Für diese Art der Projektion des Über-Ichs auf die Autoritäten werden diese weitgehend der rationalen Kritik entzogen.“

Offenbar hat der Mensch einer ihn einschränkenden Macht gegenüber überhaupt nur zwei Möglichkeiten: Aufstand oder (mehr oder minder illusionäre) Partizipation, die es ihm möglich macht, die Unterdrückung zu ertragen, eine Unterordnung (mit mehr oder weniger masochistischer Sexualisierung), wobei aber die Feindseligkeit, der „latente Aufstand“ doch auch irgendwo erhalten ist, aber durch die Phantasie bekämpft wird, er wäre schon vollzogen, man wäre mit der Autorität schon eines.

Freud sagt, wie wir bereits zitierten, daß die „sozialen Gefühle“ vorzugsweise latent homosexuell seien — wobei er an die Verhältnisse in unserer Gesellschaft denkt — und er erläutert dies: es handelt sich bei der Entstehung der sozialen Gefühle um denselben Mechanismus wie bei der Genese der erwähnten „milden Identifizierungs- und Liebe“. Wo dem anderen gegenüber einmal Neid und Haß war, ist jetzt das Gefühl „*mea res agitur*“. Daß dann demjenigen, mit dem man sich so identifiziert hat, gegenüber die Aggressionen eingeschränkt werden, ist verständlich. Freud meint nun, daß bei der den Menschen eigenen Destruktionsneigung Aggressionseinschränkungen solcher Art überhaupt erst die Gesellschaft möglich machen,<sup>38</sup> und dies ist auch richtig, denn es sind ja auch Identifizierungen, die man vollzieht, wenn man lieben lernt und Rücksichtnehmen auf andere und deshalb Spannungen ertragen und, wo es nützt, auf momentane Abfuhr verzichten. Aber es ist auch klar, daß auf solche Weise Aggressionshemmungen gebildet werden, die einfach Hemmungen einer lebensnotwendigen Ichfunktion sind, Lahmlegung der aggressiven Energien, mit denen man sein Interesse gegen das Interesse Mächtiger verteidigen könnte. Dieses wird dann, obwohl es jenem diametral widerspricht, mit Hilfe der „Partizipation“ als das eigene empfunden.

Wir sprachen bisher immer von der primitiven Regulierung des Selbstgefühls durch Zuführen von außen. Die weniger primitiven späteren Regulierungen jedoch erfolgen beim Normalen durch „Idealerfüllung“. Ist die Differenz zwischen Ich und Über-Ich groß, so ist das Selbstgefühl klein und umgekehrt. Jede Annäherung von Ich und Über-Ich, jedes Gefühl, daß das Ideal doch nicht so ganz und ewig unerreichbar sei, jede Versicherung, daß das „unerreichbar Hohe“ doch „Ich-Qualität habe“, steigert das Selbstgefühl. Jeder Wegfall von Schuldgefühlen nähert also an das Gefühl der ursprünglichen Allmacht an, jede

38) Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Ges. Schr., Bd. XII.

Erfüllung eines Ideals ist — könnte man sagen — äquivalent einem „Trophäenerwerb“, indem es ein Stück an die Außenwelt abgetretener Allmacht wieder zurückbringt. Erfolgt der Wegfall der Schuldgefühle besonders schnell und ausgiebig, so erhält die narzißtische Befriedigung einen übertriebenen, lustigen Charakter, und die plötzlich freiwerdende Energie, die bisher in Schuldgefühlen gebunden war, wird als Lachen und allgemeine Agilität des Ichs abgeführt.

In der Manie erfolgt derselbe Vorgang in einer krampfhaften Weise, d. h. der plötzliche Wegfall bisher gültiger Über-Ichansprüche erfolgt nicht durch „Idealerfüllung“, sondern durch die Anwendung des Abwehrmechanismus der „Leugnung“ gegenüber irgendwie fortwirkenden Über-Ichansprüchen.<sup>39</sup> Macht die Manie so, wie Freud gesagt hat, den Eindruck einer geglückten Rebellion des Ichs gegen das Über-Ich,<sup>40</sup> so die Zufriedenheit nach „Idealerfüllung“ den einer Belohnung von seiten des Über-Ichs, einer „Partizipation“ an ihm. Manie und Selbstzufriedenheit nach Idealerfüllung sind im gleichen Sinn im Grunde dasselbe Phänomen wie der Trotz des Prometheus und die Hingabe des Gläubigen an Gott.

Wir wissen, daß Freud die Manie und die allgemein menschliche Institution der Feste mit einander verglichen hat.<sup>40</sup> Feste sind periodisch wiederkehrende Ereignisse, bei denen sonst gültige gesellschaftliche Verbote aufgehoben sind. Die Deutung Freuds für das Totemfest besagt bekanntlich, daß es eine symbolische Wiederholung der verbotenen Urtat darstelle, die „Festelaune“ der plötzlichen Freigabe der sonst in den nötigen Hemmungen gebundenen Energie entspricht. — Der gesellschaftliche Sinn dieser Institution ist somit klar: eine symbolische „Rebellion“ ist der bestehenden Ordnung lieber als eine reale. Dem Volk muß man außer „panem“ auch „circenses“ geben, Gelegenheit, die aufrührerischen, sadistischen Neigungen an einer ungefährlichen Stelle abzuführen.

Wird die Tat wiederholt, der Aufstand durchgeführt, dem Mächtigen die Macht entrissen, so fallen die Hemmungen fort — und gebunden gewesene Energien werden in maniakalischen Handlungen und Gefühlen frei. Triumph ist der Wegfall von Angst und Hemmungen durch den Trophäenerwerb, Ausdruck der Vereinigung des bisher Ohnmächtigen mit der Macht (auch durch den Wegfall der Angst, die zu besiegen der Machtwille besonders verstärkt worden war). Wie dem Rausch der Kater, kann auch dem Triumph die gesteigerte Angst vor der ihre Sonderexistenz fortführenden Trophäe folgen.

---

39) Helene Deutsch: Zur Psychologie der manisch-depressiven Zustände, insbesondere der chronischen Hypomanie. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933.

40) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI.

## X

Und nun möchte ich noch einmal auf die Klinik zurückgreifen und zwar auf die Klinik des Lachkrampfes, der meines Wissens bisher noch nicht psychoanalytisch untersucht wurde. Bekannter ist das bei Zwangsneurotikern häufige Zwangslachen bei Todesnachrichten. Die typische Deutung lautet bekanntlich: Der Kranke, der den Verstorbenen unbewußt haßte oder durch seinen Tod daran erinnert wurde, daß ein anderer, den er haßt, gleichfalls sterben könnte, erlebt die Todesnachricht als Befriedigung seiner unbewußten Wünsche, sucht diese Befriedigung zu unterdrücken, aber in Form des Lachens bricht sie gegen die Unterdrückung dennoch durch. — Erfolgt dieses Zwangslachen in einem plötzlichen Ausbruch, so wird es wohl auch nicht schwer sein, die ökonomischen Bedingungen hierfür anzugeben: mit der Nachricht, daß der Feind tot sei, wurden ihm geltende Ängste und Rücksichtnahmen plötzlich überflüssig, — und ihre Energien sind es, die in dem Lachen abgeführt werden. Das Fremde, Zwangsartige am Lachen erklärt sich daraus, daß das Ich damit nicht einverstanden ist.

Ich hatte nun Gelegenheit, unlängst einen direkten Umschlag einer schwer depressiven Stimmung einer Patientin in einen Lachkrampf zu analysieren. Die Patientin zeigte im Laufe der Analyse passagè eine außerordentliche Steigerung ihrer Minderwertigkeitsgefühle. Äußere Ereignisse und Übertragungspantastien schienen ihr zu beweisen, daß sie unfähig, „innerlich zerstört“ u. dergl. sei. Sich so klein, leer, nichts wert fühlend, beginnt sie (den Abwehrmechanismus der Projektion benutzend) auf die Analyse und den Analytiker zu schimpfen: sie seien unfähig, helfen ihr nichts. Der Analytiker sitze nur da, ohne sich zu rühren. Ein alter Mann, impotent. Vielleicht höre er ihr gar nicht zu, vielleicht sei er gar nicht da, sei im Verlauf der Stunde schon verstorben. Vielleicht gebe es unter dem Analysestuhl eine Versenkung und der Analytiker verschwinde, während die Patientin auf dem Sofa leide, und kehre nur zum Ende der Stunde wieder zurück. Allerdings, er rede ja manchmal etwas. Vielleicht komme er dazu immer aus der Versenkung herauf, das müsse aber manchmal sehr schnell gehen, in die Versenkung hinunter, aus der Versenkung herauf, — hinunter, herauf — und dabei brach der Lachkrampf los.

Das erste, was man erkennt, ist, daß die Patientin in ihrer Phantasie den Analytiker zu einem alten impotenten Mann macht, ihn also kastriert hat. Als zweites, daß das bewußt als Zeichen der Ohnmacht phantasierte rhythmische Versinken und Wiedererscheinen den Rhythmus des Sexualaktes darstellt, daß die Patientin in ihrer Phantasie also offenbar einem tätigen Phallus zusieht.

Wir wissen durch Anna Freud, daß das Lachen häufig als ein Ersatz für sexuelle Erregung auftritt. Wir sehen dies bestätigt, müssen aber hinzufügen,

daß es sich in diesem Fall um eine sexuelle Erregung besonderer Art handelt. — Es scheint ein Widerspruch, daß der Analytiker einerseits als „kastrierter“ Mann, andererseits als „Penis“ aufgefaßt sein soll. Aber diese Paradoxie erklärt sich: der Penis, dem die Patientin zusieht, ist ein abgeschnittener Penis. — Auch bei einer anderen sehr mitleidigen und leicht „gerührten“ Patientin war das „arme Kind“, mit dem sie so sehr mitfühlte, das penislose Wesen und der Penis zugleich. „Hänschen klein ging allein in die weite Welt hinein“ — die phallische Figur als Gegenstand des Mitleids, weil Vorstellungen einer vollzogenen Kastration mit ihr verbunden sind. — In unserem Fall allerdings konnte man nicht Rührung über die erfolgte Kastration beobachten, sondern einen Triumph: Der Analytiker verschwindet in die Erde hinein, also doch wohl ins Grab, wird gezwungen, die Patientin zu koitieren — und damit ihr zu geben, wessen sie zur Aufhebung ihrer Depression bedarf. Die Ausgangssituation ist: Sie hat nicht, der Analytiker hat. Sie phantasiert einen Raub und die umgekehrte Situation: sie hat, der Analytiker nicht. Sie hat sich in sadistisch-sexueller Erregung, der durch die Verdrängung die Form des Lachens aufgedrängt wurde, des Penis des Analytikers bemächtigt, ihn als Trophäe erworben, sodaß ein impotenter, alter Mann, der auch ganz verschwinden könnte, übrig geblieben ist, und genießt den Triumph ihrer Vereinigung mit dieser Trophäe, indem sie mit ihr spielt, sie vor sich tanzen, sie koitieren und befriedigen macht, wie sie will.

Ich konnte seither den Tic eines männlichen Patienten analysieren, der ein unterdrücktes Lachen war und sich auch als ein Triumph über eine in der Phantasie vollzogene aktive Kastration herausstellte.

Warum nimmt die Abfuhr der plötzlich freiwerdenden Erregung, die nicht als sexuelle anerkannt werden kann, die Form gerade des Lachens an? Freud erklärte das Lachen als eine plötzliche Aufhebung einer bis dahin vorhandenen Stauung.<sup>41</sup> Diese Bedingung ist in unserem Fall gegeben. Es handelt sich darum, daß eine Hemmung, eine Angst sich als unnötig erweist. — Nun hält man in Gegenwart von etwas Gefährlichem den Atem an. Das physische Äquivalent des „Angstsignals“ besteht darin, daß man das Zwerchfell tonisch anspannt. Kann aber der Mächtige erschlagen oder machtlos gemacht werden, oder wandelt er sich so, daß man an seiner Macht partizipiert und ihn nicht mehr fürchten muß, so löst sich dieser Zwerchfellkrampf offenbar auf die Weise, daß der tonische Krampf sich zunächst einmal in einen die Abfuhr besorgenden klonischen verwandelt, der Triumph wird durch ein Triumphlachen eingeleitet.

## XI

Ich schickte voraus, daß ich nicht mehr sagen kann, als was schon in „Totem

---

41) Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schr., Bd. IX.

und Tabu" <sup>42</sup> und „Massenpsychologie und Ichanalyse" <sup>43</sup> steht. Aber wir sahen, was dort gesagt ist, hoffe ich, doch in neuen Zusammenhängen, besonders mit klinischen Tatsachen anderer Art. Die Bedeutung des von uns besprochenen Gebietes liegt aber, meine ich, dennoch nicht in der Klinik, sondern in der Sozialpsychologie. Man kann nicht die Bedürfnisse der Menschen auf die Dauer unbefriedigt lassen und unterdrücken, ohne daß sich eine Aufstandsneigung einstellt. Die Unterdrückten sehen die anderen mächtig und möchten sie deshalb niederschlagen, um die Macht für sich zu haben. Gelingt dies, so fühlen sie sich an ihrer Stelle, haben die Trophäe — ursprünglich durch Kannibalismus im Körperinneren, später durch „Kastration" im Besitz — und erleben den Erwerb als Triumph. — Er gelingt häufig nicht: man ist ambivalent, hat Angst, passive Liebe und daher nach der Tat Reue, — die Trophäe behält ihre eigene Existenz als Über-Ich, bedroht das Ich, wie sie auch selbst vom Ich weiter bedroht wird. Der Konflikt wird verewigt, zu einer rhythmischen Abwechslung von depressiver und manischer Stimmung — von größerer Distanzierung vom Über-Ich und Annäherung an dasselbe — von Unzufriedenheit mit sich selbst und Zufriedenheit. Diese Gefühle werden in mannigfacher Weise von der Gesellschaft zur Veränderung der Strukturen ihrer Mitglieder verwendet.

Es liegt im Interesse des Mächtigen, freiwillig dem Ohnmächtigen, dessen Aggression verhindert werden soll, Konzessionen zu machen; für freiwillig abgetretene Trophäen kann man dann wieder Kompensationen der Ehrfurcht und Unterwerfung verlangen und erhalten. Da aber magische Partizipationen die gleiche aggressionseinschränkende Wirkung haben können wie reale, können magische Machtpartizipationen aller Art Ohnmächtige freiwillig in der Ohnmacht erhalten. Die Illusion, von der Autorität, die einen erst der Aktivität beraubt und in eine masochistisch-rezeptive Haltung gebracht hat, geliebt und durch Zufahren im Selbstgefühl erhalten und erhöht zu werden, ist offenbar ein Mittel, mittels dessen Klassengesellschaften sich erhalten.

42) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schr., Bd. X.

43) Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schr., Bd. VI.

# Die Wirkungen der Erziehungsgebote

Von

Ludwig Eidelberg

Oxford

In meiner Arbeit „Das Verbotene lockt“<sup>1</sup> habe ich die Wirkungen der Verbote, die das Kind im Laufe der Erziehung erhält, diskutiert und gezeigt, daß sie zwei verschiedene Phänomene erzeugen: a. Triebstauung, b. narzißtische Kränkung. Als Folge dieser Erziehungsmaßnahmen versucht das Kind dann Triebstauung und narzißtische Kränkung durch eine Handlung an einem Objekte zu bewältigen. Ich meinte, daß diese Koppelung, die genetisch auf die Wirkung der Verbote beim Kinde zurückgeht, beim Normalen während der Entwicklung gelöst wird und dieser dann fähig wird, Handlungen, die der Gewinnung von Trieblust dienen, von jenen, die die Bewältigung der narzißtischen Kränkung anstreben, zu trennen. Anders der Neurotiker: aus Gründen, die ich in der oben genannten Arbeit aufgezählt habe, hält er an der gleichzeitigen Erreichung beider Ziele fest.

Die folgende Untersuchung beabsichtigt, eine andere Art des Eingreifens der Außenwelt in das Leben des Kindes zu beschreiben. Wir wissen, daß jedem Kinde neben Verboten auch Gebote erteilt werden, und wollen ihre Wirkung beschreiben. Als Gebote bezeichnen wir jene Maßnahmen der Erziehungspersonen, die beim Kinde eine Triebbefriedigung setzen und gleichzeitig eine narzißtische Kränkung auslösen.

Zunächst ein prinzipieller Einwand: Haben wir das Recht, aus der verwirrenden Vielheit erzieherischer Maßnahmen gerade zwei Vorgänge, die Verbote und Gebote, scharf zu isolieren und einander gegenüber zu stellen? Wohl unterscheidet der Sprachgebrauch des Alltages Verbote und Gebote, aber ist diese herkömmliche Unterscheidung eine genügende Legitimierung unserer Formulierungen? Ist nicht jedes Gebot, das eine Triebbefriedigung setzt, auch gleichzeitig ein Verbot, indem es eine andere, vielleicht nicht sichtbare, aber trotzdem nicht zu vernachlässigende Triebbefriedigung unterbricht? Versuchen wir die Beantwortung dieser Einwände an einem Beispiele.

Eine Mutter schiebt einem Kinde, das bis dahin nur die Milchflasche kannte, einen Löffel Grießbrei in den Mund und zwingt das Kind, den Bissen zu schlucken. Vor dieser Fütterung hat das Kind eine entsprechend lange Zeit keine

---

1) Imago, Bd. XXI, 1935, S. 352.

Nahrung bekommen; es zeigt, daß es hungrig ist. Unter diesen Umständen scheint es uns berechtigt, anzunehmen, daß durch die Handlung der Mutter, die Fütterung, eine Triebbefriedigung und eine narzißtische Kränkung stattgefunden hat. Wir dürfen diesen Vorgang, den wir als Gebot bezeichnet haben, einem andern gegenüberstellen, in dem das essende (trinkende) Kind durch den Eingriff der Erziehungsperson von der Milchflasche getrennt wird, welches letzteres wir als Verbot bezeichnen würden.

Wir wissen nun, daß manche Kinder, nachdem sie diese neue Lustquelle kennen gelernt haben, jeden äußeren Widerstand aufgeben und sich füttern lassen, während andere heftig abwehren. Sehen wir zunächst von konstitutionellen Momenten ab und beschreiben wir das Verhalten zweier Mütter. A. bringt den Löffel halb spielend in Berührung mit dem Mund des Kindes, beschränkt sich darauf, das Kind auf den Grießbrei aufmerksam zu machen, erlaubt ihm, den Löffel selbst in die Hand zu nehmen und sich dabei zu beschmieren. B. steckt dem Kinde das Essen energisch in den Mund, unterdrückt jede Abwehr, wiederholt etwa sogar die Fütterung, bevor das Kind wieder hungrig werden konnte, u.s.w.

Wenn wir annehmen, daß die orale Befriedigung bei beiden Kindern gleich groß ist, so ist das Ausmaß der narzißtischen Kränkung sicher verschieden. Es wird vielleicht auch im ersten Falle die narzißtische Kränkung nicht ganz zu vermeiden sein, im zweiten wird sie ganz gewaltig ausfallen. Wir werden uns im folgenden mit den Wirkungen jener Gebote befassen, in denen die narzißtische Kränkung aus akzidentellen oder konstitutionellen Momenten eine nicht zu geringe war.

Die Beobachtung zeigt, daß wir drei verschiedene Verhaltensweisen vorfinden können, die wir gesondert beschreiben:

1. Das schwankende Kind. Als Folge der Fütterung bemerken wir beim Kinde bei ihrer Wiederholung eine gewisse Gleichgültigkeit. Bei genauerer Beobachtung sehen wir, daß das Kind einerseits gewisse Zeichen macht, die für eine Bejahung der Fütterung sprechen, andererseits wieder sie auch ablehnt. Es kann offenbar selbst keine Entscheidung treffen und überläßt sie den Erziehungspersonen.

2. Das brave Kind: Dieses Kind zeigt deutlich, daß es die Fütterung bejaht und sie anstrebt.

3. Das schlimme Kind wehrt energisch jede Fütterung ab.

Diese drei schematisch skizzierten Typen erinnern an bestimmte Gruppen erwachsener Neurotiker. Bevor wir die kindliche Reaktionsweise mit der des Neurotikers zu vergleichen versuchen, bringen wir zur Orientierung einige Beispiele.

Fall I. Ein Zwangsneurotiker konnte erst um drei Uhr nachmittags das Bett verlassen. Er verbrachte sechs bis sieben Stunden mit zwanghaftem Grübeln über die Frage, ob er aufstehen solle. Die Analyse ergab, daß das Aufstehen für ihn erstens die unbewußte Bedeutung einer Exhibition hatte, zweitens ihn an eine narzißtische Kränkung erinnerte. Als Kind war er durch die Mutter gezwungen worden, das warme Bett zu verlassen, gleichzeitig durfte er sich aber nackt zeigen. Diese Erziehungsmaßnahme der Mutter führte also zu einer Triebbefriedigung der Exhibitionswünsche und gleichzeitig zu einer Erschütterung des kindlichen Allmachtswahnes. Das Aufstehen war demnach teilweise lustvoll, teilweise peinlich, Lust und Unlust hielten einander ungefähr die Waage. Der Patient war weder imstande, die Triebbefriedigung zu wählen und die narzißtische Kränkung in Kauf zu nehmen, noch die narzißtische Kränkung und damit auch die Triebbefriedigung abzulehnen. Sein Verhalten erinnert an das des schwankenden Kindes; trotzdem wäre es falsch, beide Verhaltensweisen gleichsetzen zu wollen. Eine vergleichende Betrachtung zeigt deutlich die Unterschiede. Das Kind hatte die Wahl, das Gebot als Ganzes zu befolgen oder abzulehnen. Es war real nicht in der Lage, die Exhibition zu befriedigen und die narzißtische Kränkung abzulehnen, indem es etwa während des Tages seine Mutter aufgefordert hätte, es zu entkleiden. Die Triebbefriedigung, die dem Kinde präsentiert wurde, war nur um den Preis einer gleichzeitig erduldeten narzißtischen Kränkung zu haben. Unser Patient — ein erwachsener Mann — hatte reichlich Gelegenheit, seine Exhibitionswünsche zu befriedigen, ohne dabei gleichzeitig den Befehl eines anderen vollführen zu müssen. Für diese freiwillige Exhibition hatte er kein Interesse. Er hielt weiter an der Koppelung beider Phänomene fest und wollte sie nur gleichzeitig erleben. Wir stellen also vorläufig als wichtigsten Unterschied zwischen dem schwankenden Kind und unserem zwangsneurotischen Patienten die Tatsache fest, daß der Patient sich so benimmt, als ob er ein schwaches Kind wäre und die Außenwelt aus übermächtigen Erziehungspersonen bestünde, denen er unbedingt gehorchen muß. Die weiteren Unterschiede werden wir im Zusammenhang mit den weiteren Beispielen erörtern.

Fall II. Ein passiv femininer Patient berichtet, daß er sich gestern entschlossen hatte, selbst eine Krawatte zu kaufen. Bis dahin ließ er sich die Krawatten von seiner Frau besorgen und ersparte sich dadurch ihre eventuellen Vorwürfe wegen seines schlechten Geschmackes. Gestern nun beschloß er, dieses lächerliche Benehmen aufzugeben und begab sich selbst in ein Stadtgeschäft. Er suchte ein ihm zusagendes Muster aus, ohne nach dem Preis zu fragen. Als er dann bei der Kassa den Preis erfuhr, war er über dessen Höhe erschrocken. Er traute sich aber nicht, den Kauf rückgängig zu machen, murmelte nur, daß die Krawatte sehr teuer sei, bezahlte und verließ das Geschäft. Die Analyse ergab folgende

Determinanten: Der Kauf der Krawatte war erstens eine Triebbefriedigung seiner Exhibitionswünsche, zweitens eine peinliche narzißtische Kränkung. Er mußte sich Vorwürfe machen, weil er nicht imstande war, den Kauf der zu teuren Krawatte rückgängig zu machen, er hatte Angst, seiner Frau den wahren Preis zu gestehen, und schließlich bestrafte er sich durch den Kauf, d. h. die unnötige große Geldausgabe. Die unangenehmen Begleitumstände waren so bedeutend, daß sie das Bild beherrschten und die vorhandene Triebbefriedigung verdeckten. Um das Neurotische seines Benehmens zu demonstrieren, wollen wir das Benehmen eines fiktiven Normalen schildern, wobei zwei Varianten möglich erscheinen: Der Vergleich der Intensität der Triebbefriedigung, die an den Besitz der Krawatte gebunden ist, mit der Größe der narzißtischen Kränkung (der großen Geldausgabe) fällt zu Gunsten der Triebbefriedigung aus; dann wird die Krawatte gekauft. Oder der Vergleich fällt zu ihren Ungunsten aus; dann wird der Kauf abgelehnt. Im ersten Fall ist die narzißtische Kränkung so minimal, daß sie den Genuß der Triebbefriedigung nicht stört, im zweiten Fall ist sie so intensiv, daß der Verzicht auf die Triebbefriedigung nicht so schwer fällt und eine andere Lustquelle, die mit einer wesentlich geringeren narzißtischen Kränkung verbunden ist, aufgesucht wird. Unser Patient ist nicht imstande, diesen Vergleich durchzuführen und dann die entsprechende Entscheidung zu treffen. Es ist klar, daß bei dem Patienten die Triebbefriedigung und die narzißtische Kränkung eine infantile Bedeutung haben und unbewußt der Befriedigung infantiler Triebqualitäten dienen, wobei die Ohnmachtssituation des kleinen Kindes wiederholt wird.

Mit dem Normalen verglichen, hat der Patient erstens keine Ahnung, daß man Triebbefriedigungen finden kann, die nur mit ganz geringen narzißtischen Kränkungen verbunden sind, und daß er infolgedessen Lustsituationen, bei denen die narzißtische Kränkung zu groß ist, ablehnen kann, ohne damit auf eine Triebbefriedigung *à la longue* verzichten zu müssen. Er hält an der Fiktion, daß die beiden untrennbar verbunden sind, fest und während er bewußt das Leben eines Erwachsenen führt, strebt er unbewußt kindliche Ziele an. Er erinnert an das brave Kind, ohne es zu sein. Denn das brave Kind wird wirklich gezwungen, die Triebbefriedigung ohne Rücksicht auf die Größe der narzißtischen Kränkung anzunehmen; ferner hat für das Kind — und damit nennen wir den zweiten Unterschied — die reale Situation nicht unbewußt noch eine zweite Bedeutung. Wir meinen, daß das Kind, wenn es den Grießbrei ißt, zwar eine Ähnlichkeit mit der Brustnahrung fühlt, aber ihn als Triebziel akzeptiert und durch seine Aufnahme nicht unbewußt etwa den Wunsch nach der Einverleibung der Mutterbrust befriedigt. Wohlgemerkt das gesunde Kind.

Bei der Betrachtung dieses Beispielles bemerken wir einen gewissen Unterschied zwischen diesem Patienten und dem früher erwähnten Zwangsneurotiker,

von welchem wir sagten, daß er sich so benehme, als ob die Befriedigung seiner Exhibitionswünsche nur um den Preis einer gleichzeitigen narzißtischen Kränkung zu haben wäre. Wir meinten, daß dieses Verhalten, das so sehr im Widerspruche mit der Realität steht, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem gesunden Kind und dem erwachsenen Neurotiker bilde. Beim zweiten Patienten behaupteten wir aber nicht mehr, daß er die Möglichkeit hatte, ohne jede narzißtische Kränkung zu einer Triebbefriedigung zu gelangen, sondern beschränkten uns darauf, auf den quantitativen Faktor hinzuweisen. Wir meinten, daß er sich so benehme, als ob eine Triebbefriedigung nur um den Preis einer entsprechend großen narzißtischen Kränkung zu haben wäre, obwohl die Beobachtung ergibt, daß er eine Triebbefriedigung, die mit einer kleinen narzißtischen Kränkung verbunden ist, erlangen könnte. Es ist wohl unschwer zu erraten, daß es sich nicht um einen verschiedenen Sachverhalt handelt, sondern daß auch der zwangsneurotische Patient die Triebbefriedigung nicht ganz umsonst haben könnte. Auch er müßte eine narzißtische Kränkung in Kauf nehmen, freilich eine so geringe, daß es dem Normalen unverständlich erscheint, wie man sie derart fürchten kann. Erst die Analyse, die gezeigt hat, daß die Ziele des Neurotikers unbewußt der Befriedigung von infantilen Wünschen dienen und daß seine Niederlagen die infantilen narzißtischen Kränkungen wiederholen, gab uns einen Weg zum Verständnis des Rätsels der Neurose.

Nach dieser Korrektur unserer Formulierung kehren wir zur Betrachtung des Krawatteneinkaufes zurück. Wir meinten, daß zwei Varianten eines normalen Verhaltens eine vergleichende Untersuchung ermöglichen. Wir schalten noch eine dritte ein. Versuchen wir, sie näher zu beschreiben: A. findet die Krawatte, die ihm gut gefällt, preiswert, kauft sie und verläßt befriedigt das Geschäft. B. findet den Preis zu hoch. Bevor er das Geschäft verläßt, versucht er den Preis herunterzudrücken, was ihm nach längerem Handeln durch die Drohung, auf den Kauf zu verzichten, gelingt, während C. dieser Versuch mißlingt. Vom Standpunkt der Triebbefriedigung gesehen, wird A. eine Befriedigung seiner Sexualtriebgemische erreichen, B. dadurch, daß er außerdem den Widerstand des Verkäufers gebrochen hat, auch gleichzeitig die seiner Aggressionstriebgemische. C. dagegen wird weder die Sexualtriebgemische noch die Aggressionstriebgemische befriedigen können, sondern wird den Zustand einer ohnmächtigen Wut ertragen müssen und erst allmählich Mittel und Wege finden, um die gestauten Triebenergien abzuführen. Diesen Zustand der ohnmächtigen Wut kennt unser Patient nicht. Auch er erleidet eine narzißtische Kränkung, ist aber imstande, die durch sie geweckte Aggression ohne Zeitverlust abzuführen, allerdings gegen sich selbst. Während der Normale beim Versuch, die Aggression abzuführen, den Widerstand des jeweiligen Gegners überwinden muß und dabei das Risiko trägt, daß dieser Versuch mißlingt und der Gegner sich als mächtiger erweist, ist unser

Patient ohne jedes Risiko jedesmal sofort Sieger — allerdings über sich selbst.

Es mag zunächst befremdlich klingen, daß ein Mensch, der den andern nicht verletzen kann, sich selbst verletzt, aber auch die nichtanalytische alltägliche Beobachtung liefert genügende Belege für das Vorhandensein eines solchen Mechanismus. Wer kennt nicht jene Menschen, die, wenn sie zornig werden und aus irgend einem Grunde ihren Haß nicht befriedigen können, sich in die Lippen beißen, sich an den Kopf schlagen usw.<sup>2</sup>

Während die drei fiktiven Normalen A., B., C. eindeutige Erlebnisse hatten, A. und B. angenehme, C. ein unangenehmes, ist das Erlebnis unseres Patienten teilweise angenehm, teilweise peinlich. Da auch der dritte Normale C., dem der Versuch, den Kauf zu erzwingen, mißglückt, mit der Zeit irgendwie zur Triebbefriedigung kommt, indem er seine Einnahmen steigert oder seine Ansprüche ermäßigt, sind alle drei offenbar im Vorteil gegenüber unserem Patienten. Wie kommt es dann aber, daß er an seinem Verhalten so zähe festhält? Er erinnert an das Verhalten des braven Kindes, das die Fütterung mit Grießbrei anstrebt und dabei die Aggression gegen sich selbst wendet. Während wir aber das Verhalten des Kindes als Folge seiner Schwäche gegenüber den Erziehungspersonen verstehen, bleibt das Benehmen des Patienten zunächst unverständlich. Die drei Normalen A., B. und C. zeigen in ihrem Verhalten die Möglichkeiten, die vom Standpunkt der Realität auch ihm zur Verfügung stehen. Warum bleibt er bei dem kindlichen Benehmen? Wir sagen absichtlich, daß das Verhalten des Patienten uns an das Verhalten des Kindes erinnert, ohne mit ihm identisch zu sein, und unterstreichen den Unterschied zwischen beiden. Das Kind wählt die Triebbefriedigung, die gleichzeitig mit einer narzißtischen Kränkung verbunden ist, weil es bei Vermeidung dieser Kränkung auf die Triebbefriedigung verzichten müßte. Es wendet die Aggression gegen sich selbst, weil es nicht die Macht hat, die Aggression nach außen zu wenden. Anders der Patient: obwohl er die Macht hat, die Aggression nach außen abzuführen und zu einer Triebbefriedigung ohne gleichzeitige wesentliche narzißtische Kränkung zu kommen, verhält er sich so, als ob ihm dieser Weg verschlossen wäre. Er scheint die Veränderungen, die während der Jahre seines Wachstums stattgefunden haben, nicht bemerkt zu haben. Wir fanden demnach, daß unser Patient durch sein neurotisches Verhalten einen Nachteil und einen Vorteil zugleich zu haben scheint. Der Nachteil besteht darin, daß er niemals zu eindeutig angenehmen Erlebnissen kommt, sondern bei ihm jede Triebbefriedigung an eine peinliche narzißtische Kränkung geknüpft ist. Der Vorteil besteht darin, daß er sich eindeutig unangenehme Situationen erspart. Wir meinen selbstverständlich nicht, daß er imstande ist, sich alle realen

2) Siehe dazu L. Eidelberg: Beiträge zum Studium des Masochismus. *Int. Ztschr. f. Ps.*, Bd. XX, 1934, S. 336.

narzißtischen Kränkungen zu ersparen. Natürlich erleidet auch er narzißtische Kränkungen, die ohne gleichzeitige Triebbefriedigung einhergehen. Sie beschäftigen ihn aber wenig, da seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf seine Neurose konzentriert ist. Welche Bedeutung der Vorteil, keine eindeutig unangenehmen Erlebnisse zu haben, für den Neurotiker besitzt, geht aus seinem Verhalten hervor, wenn es der Analyse gelingt, das Symptom, bezw. den neurotischen Charakterzug zu erschüttern. Wenn man dem Patienten die Möglichkeit, die Aggression gegen sich zu wenden nimmt, bekommt er regelmäßig Wutausbrüche, die er nur schwer meistern kann. Da er durch seine Neurose keine Gelegenheit hatte, seine Aggression zu sublimieren, zu beherrschen und zu leiten, muß er diese Funktionen in so spätem Zeitpunkt der Entwicklung nachholen.

Fall III. Ein polymorph perverser schizoider Patient zeigte zu Beginn der Analyse große Verachtung für das Essen. Er fühlte sich über solche irdische Genüsse erhaben und schwärmte für den Buddhismus. Nach langdauernder Analyse begann sein Zustand sich zu ändern. Er bekam Interesse für die Realität, knüpfte ein Verhältnis an und arbeitete erfolgreich in seinem Beruf. Seine neurotischen Phantasien begannen zu verblassen. Eines Tages erschien er in der Analyse und erzählte mit großer Begeisterung von einem Nachtstuhl, das er tags zuvor in einem eleganten Restaurant mit seiner Freundin eingenommen und das ihm ausgezeichnet geschmeckt hatte. Er fühlte sich nachher ungeheuer erleichtert. Wir fanden, daß seine Verachtung für das Essen folgende Determinanten gehabt hatte. Zu Hause war man verpflichtet zu essen, um gesund zu bleiben, ohne jede Rücksicht auf den Genuß. Der Patient zitierte einen Ausspruch seines Vaters, der erklärte, niemals in seinem Leben etwas des Geschmacks wegen gegessen zu haben. Bei den Mahlzeiten betonte der Vater gerne seine autoritativ patriarchalische Stellung. Das Essen bedeutete für den Patienten in seiner Kindheit eine Triebbefriedigung, die mit einer narzißtischen Kränkung verbunden war. Diese erschien ihm so groß, daß er am liebsten das Essen überhaupt aufgegeben hätte und da dies unmöglich war, den Genuß daran verlor. Sein Verhalten erinnert an das des schlimmen Kindes. Der Anblick eines appetitlich gedeckten Tisches weckte nicht sein Verlangen nach oraler Lust. Es zeigte sich, daß diese Lust deswegen nicht auftreten konnte, weil die orale Libidoqualität durch mobilisierte Aggression sozusagen neutralisiert wurde. Da das Essen unbewußt auch die Wiederholung der infantilen narzißtischen Kränkung bedeutete, nämlich die Erinnerung an den Zwang zu essen, wäre das Auftreten von Appetit gleichbedeutend mit der lustvollen Bejahung der Unterwerfung unter die Autorität gewesen. Durch die Verpflichtung zum Essen wurde seine Aggression geweckt und gegen das Sexualtriebgemisch gewendet. Auch dieser Patient verzichtete darauf, seine Aggression nach außen abzuführen und etwa den tyrannischen

Vater zu hassen. Während aber die Wendung der Aggression bei dem passiv femininen Patienten Schuldgefühle, Angst und Selbstbestrafung zur Folge hatte, hatte dieser Patient lediglich ein negatives Erlebnis; er verspürte keine Lust zum Essen. Anders ausgedrückt: Die psychoanalytische Triblehre vermutet, daß Selbstvorwürfe, Angstzustände und Selbstbestrafungen dann auftreten, wenn das Individuum die Aggression gegen die eigene Person wendet. Es hat den Anschein, als ob diese Wendung von der Außenwelt gegen sich selbst bei manchen Patienten ein anderes Phänomen zur Folge haben würde. Die ursprüngliche Stellungnahme des Patienten wäre vielleicht am besten mit folgenden Worten wiederzugeben: „Das Essen schmeckt gut, der Zwang, der dabei herrscht, ist aber so peinlich, daß er den Genuß verleidet. Da ich nicht die Macht habe, diesen äußeren Zwang zu beseitigen, also dann und das zu essen, was mir paßt, ist mir mein Appetit lästig. Er zwingt mich nämlich, meine Ablehnung der Tyrannei des Vaters aufzugeben und macht die Niederlage mit Rücksicht auf die gleichzeitig stattfindende Triebbefriedigung wünschens- und anstrebenswert. Ich kämpfe gegen zwei Feinde: den Vater in der Außenwelt und den Triebwunsch in mir. Da ich nicht den Vater besiegen kann, will ich den inneren Feind, den Triebwunsch, besiegen.“

Der Vergleich beider Patienten führt zu folgenden Formulierungen: Der passiv feminine Patient sagt etwa: Ich liebe und strebe die Krawatte an und ärgere mich über den hohen Preis... Ich begehre die teure Krawatte... Ich ärgere mich über mich selbst. Der schizoide Kranke: Ich liebe und strebe das Essen an, ärgere mich über die damit verbundene Tyrannei des Vaters und möchte sie vermeiden... Ich ärgere mich über das Essen zuhause, ich ärgere mich über das Essen überhaupt und will beides vermeiden... ich liebe mich. Beide Patienten beginnen mit einer Bejahung der Triebbefriedigung und einer Ablehnung der narzißtischen Kränkung. Da ihnen aber diese Phänomene untrennbar verbunden erscheinen, fühlen sie sich zu einer einheitlichen Stellungnahme zu beiden gezwungen, zur Triebbefriedigung wie zur narzißtischen Kränkung. Diese einheitliche Stellungnahme fällt, wie wir gesehen haben, verschieden aus, der eine kommt zu einer Bejahung, der andere zu einer Ablehnung. Als Folge dieser Entscheidung kommt es zu einer Wendung der Aggression nach innen, wobei bei einem Patienten Schuldgefühle, Angst und Selbstbestrafung auftreten, beim anderen Appetitverlust. Schließlich fanden wir bei dem schizoiden Patienten eine Wendung der Liebe von der Außenwelt zu sich selbst, ein Befund, der mit dem bekannten großen, sekundären Narzißmus übereinstimmt, den wir bei diesen Kranken finden.

Wir kehren nun zu unserem ersten Beispiel zurück. Der zwangsneurotische Patient war imstande, die Befriedigung der exhibitionistischen Wünsche zu genießen und sich gleichzeitig die damit verbundene narzißtische Kränkung zu ersparen, da er den Wunsch aufzustehen sofort durch den Wunsch liegengzubleiben ablösen konnte. Verglichen mit dem passiv femininen und dem perversen Patienten

war er anscheinend in einer bevorzugten Lage, da er durch das ständige Schwanken zwischen zwei entgegengesetzten Wünschen nur ihre Vorteile einheimste und ihre Nachteile vermied. Eine eingehende Untersuchung konnte aber zeigen, daß dieses so günstige Ergebnis nur auf Kosten der Intensität der Befriedigung erreicht werden konnte. Dadurch daß die Befriedigung in ihrer Kontinuität immer wieder unterbrochen wurde, erreichte sie nicht die normale Höhe.

Warum hielt nun der Patient an dieser Fiktion fest, obwohl sie für ihn mit so vielen Nachteilen verbunden war? Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß wir mit Festhalten nicht ein willkürliches Handeln meinen, vom Patienten erfunden, um die Außenwelt zu täuschen, sondern daß wir damit die Starrheit der unbewußten Mechanismen bezeichnen, die scheinbar im Widerspruch mit dem Lustprinzip der Realität trotzen. Das Studium der neurotischen Phänomene zeigt zwar, daß zwischen ihnen und den bewußten Täuschungsversuchen eine gewisse Ähnlichkeit besteht, eine Ähnlichkeit, die in der Beschreibung vielleicht größer ausfällt, als sie im Grunde zu sein braucht, weil wir bei der Übersetzung von unbewußten Vorgängen mit Begriffen arbeiten, die der Sprache des Bewußtseins angehören. Gleichzeitig werden uns aber die Unterschiede klarer und deutlicher: während der Betrug die Außenwelt täuschen soll, täuscht die Neurose das Ich des Patienten. Um die oben gestellte Frage zu beantworten, müssen wir unseren Zwangsneurotiker mit einem Normalen vergleichen und die Vor- und Nachteile seines Verhaltens abwägen. Ein Nachteil ist — wenn wir dem Patienten Glauben schenken — das fortwährende Schwanken zwischen dem Entschluß zum Liegenbleiben oder zum Aufstehen. Ein weiterer als Folge des stundenlangen Schwankens unter anderem: die Unmöglichkeit zu arbeiten, große Müdigkeit, Gereiztheit usw. Der einzige Vorteil, der sogenannte sekundäre Krankheitsgewinn, wäre in diesem Falle das Vergnügen, länger im Bett bleiben zu können. Es erscheint ungläubwürdig, daß dieser Vorteil allein den Grund für das Verhalten des Patienten abgeben sollte. Tatsächlich ergibt erst die Analyse der Triebe die Aufklärung seines Verhaltens.

Wir fanden, daß der Entschluß aufzustehen geeignet war, der Befriedigung von infantilen exhibitionistischen Wünschen zu dienen und gleichzeitig eine Wiederholung der infantilen narzißtischen Kränkung bedeutete. Durch Mobilisierung eines entgegengesetzten Entschlusses — „Liegenbleiben“ — wurde die Befriedigung der infantilen Libidoqualität und die Wiederholung der narzißtischen Kränkung verhindert und abgewehrt. Diese Abwehr war aber nicht definitiv, denn schon nach ein paar Sekunden tauchte der ursprüngliche Wunsch wieder auf. Während also beim ersten Patienten der Wunsch zu exhibieren — allerdings um den Preis einer gleichzeitigen narzißtischen Kränkung — befriedigt werden konnte, wird beim zweiten Patienten der Wunsch zu essen wegen der narzißtischen Kränkung vollständig abgewehrt, im dritten Falle benimmt sich der Patient,

als ob er die Macht hätte, die Befriedigung zu erreichen und die narzißtische Kränkung zu vermeiden.

Wir haben den Versuch unternommen, das neurotische Verhalten dieser drei Patienten als Folge einer Erziehungsmaßnahme, des Gebotes, zu beschreiben. Alle drei Patienten benehmen sich so, als ob sie von einem bösen Schicksale verurteilt wären, lebenslänglich dieselbe Situation zu wiederholen. Sie streben die Befriedigung infantiler Libidoqualitäten an, doch ist das Erreichen dieses Zieles an das Ertragen einer narzißtischen Kränkung gebunden. Die Lust, die sie lockt, wurde ihnen in der Kindheit nur um den Preis einer Unterwerfung zuteil. Um das peinliche Gefühl der Unterwerfung zu ersparen oder wenigstens herabzusetzen, haben die Patienten drei verschiedene Wege eingeschlagen. Unser Zwangsneurotiker versucht durch fortwährendes Unterbrechen seines Luststrebens und durch Mobilisierung einer entgegengesetzten Tendenz die Befriedigung zu erreichen und die narzißtische Kränkung zu vermeiden. Es gelingt ihm zwar, die Intensität der narzißtischen Kränkung herabzusetzen und durch die Unterbrechung des Luststrebens seine Fähigkeit zum Verzicht auf diese Lust zu demonstrieren, gleichzeitig aber wird durch diese fortwährende Störung die Intensität des Genusses empfindlich gestört. Der passiv feminine Patient versucht, die narzißtische Kränkung auf die Weise zu vermeiden, daß er sie selbst provoziert oder in der Phantasie erzeugt. Tatsächlich gelingt es ihm auf diese Weise, den Ärger, der mit realen, von ihm unabhängigen Kränkungen verbunden ist, zu vermeiden, da an seine Stelle der weniger unangenehme Ärger der selbstgeschaffenen Kränkungen tritt. Er ist aber gezwungen, fortwährend neue narzißtische Kränkungen zu erzeugen und tauscht gewissermaßen eine empfindliche Niederlage gegen hundert kleinere. Der dritte Patient hat schließlich, um sich die narzißtische Kränkung zu ersparen, auf die Triebbefriedigung ganz verzichtet. Er ißt zwar, aber ohne jeden Genuß. Auf diese Art beweist er, daß er imstande ist, die Vorteile und Nachteile der Fütterung abzulehnen. Er erspart sich tatsächlich die Wiederholung der infantilen narzißtischen Kränkung, muß aber auf den Genuß verzichten.

Welche praktischen Konsequenzen ergeben sich aus diesen Ausführungen? Ist die vorgetragene These richtig, d. h. haben die von den Erziehungspersonen gegebenen Gebote die von uns beschriebene Wirkung, dann wäre es vielleicht zweckmäßig, den Erziehern konkrete Abänderungsvorschläge zu machen. Die bisherige Erfahrung in der Anwendung der Ergebnisse der Neurosenanalyse auf die Pädagogik mahnt zur größten Vorsicht und läßt es ratsam erscheinen, den Kinderanalytikern lediglich das Gefundene zu demonstrieren und ihnen die Initiative zu überlassen. Aus der Tatsache, daß die Gebote zu Neurosen führen, geht noch nicht hervor, daß sie in allen Fällen dazu führen müssen, und auch

nicht, ob ihre Unterlassung nicht andere, vielleicht größere Schwierigkeiten verursachen kann. Ich habe die Empfindung, daß die Kinderanalytiker wenigstens einen Teil dieser Überlegung vorweggenommen haben, indem sie durch Wort und Tat die in der Erziehung entstehende narzißtische Kränkung des Kindes weitgehend herabsetzten. In der Analyse des erwachsenen Neurotikers spielt das Gebot und seine Folge eine nicht zu unterschätzende Rolle. Jeder von uns wird, glaube ich, bestätigen können, daß eine Reihe von Patienten vom Arzt immer wieder Aufträge, Verhaltensmaßnahmen verlangt und sie dann in den verschiedensten Formen abwehrt. Häufig wird die Gesundung abgelehnt, weil Gesundwerden ein Gehorchen bedeutet. Da ich die Absicht habe, diese Probleme an Hand eines ausführlichen Tatsachenmaterials zu erörtern, will ich mich hier mit diesem kurzen Hinweis begnügen.

# Phantasie und Wirklichkeit in einer Kinderanalyse

Von

Dorothy Tiffany Burlingham

London=New York

In den Analysen der Latenzperiode sind uns die bewußten Phantasieprodukte des Kindes ein besonders willkommenes Material. Die größere Starrheit der Ichbildung nach dem fünften oder sechsten Lebensjahr wirkt als Hemmnis gegen das freie Agieren der unbewußten Regungen in den Spielhandlungen oder im Übertragungsverhalten des Kindes. Gleichzeitig ist die Intellektualisierung der verdrängten Triebregungen noch nicht weit genug vorgeschritten, um dem Kind die Mitteilung im Gespräch so verlockend erscheinen zu lassen wie später in der Vorpubertät und in der Pubertät. Dafür nehmen in jenen Fällen, in denen die bewußte Phantasietätigkeit nicht von der neurotischen Hemmung betroffen ist, die Tagesphantasien — lang ausgespinnene fortgesetzte Tagträume, märchenähnliche Kurzgeschichten, einmalig auftauchende Phantasiebilder — einen großen Raum im Bewußtsein des Kindes ein. Da ihr unbewußter Inhalt dem Phantasierenden unbekannt bleibt, besteht in diesem Alter nicht mehr Widerstand gegen ihre Mitteilung als gegen die Mitteilung von Nachträumen.

Wir sind gewöhnlich enttäuscht, wenn wir der Versuchung nachgeben, diese Tagesphantasien derselben Deutungstechnik zu unterwerfen wie die wirklichen Träume. Die Arbeitsweise des Primärvorgangs, Verschiebungen, Verdichtungen, die Darstellung durchs Gegenteil, die Verwendung von Symbolen ist zwar leicht in ihnen nachzuweisen, die Überarbeitung durch den Sekundärvorgang spielt aber eine ganz andere Rolle als in den Nachträumen. Große Stücke dieser Phantasien sind oft wörtlich und mit allen Details aus gehörten oder schon selbst gelesenen Märchen und Kindergeschichten übernommen. In diesen Fällen ist nur die Beziehung zum Thema dieses Märchens für die Deutung wichtig, die Anknüpfung von Einfällen an die mitübernommenen Einzelheiten nur irreführend. Das Auffinden der Wunscherfüllung im einzelnen Tagtraum wird uns dann am leichtesten, wenn wir — ganz entgegen dem Gebrauch bei der Deutung der Nachträume — eine Serie von Phantasien desselben Tagträumers nebeneinander betrachten. Wir können dann gewöhnlich sehen, wie sich derselbe Triebwunsch in verschiedener äußerer Verkleidung mit ziemlicher Monotonie in Aufbau, Vorbereitung und Höhepunkt immer wieder von neuem durchsetzt.

Andererseits ist es für unsere Deutungsarbeit leicht, die während der Analyse auftauchenden Tagesphantasien des Kindes in voller Analogie zur wirklichen

Traumdeutung nach ihrer Herkunft zu verfolgen. Auch hier verbindet sich ein nicht zur Ruhe kommender verdrängter Wunsch mit einem Tagesanlaß aus dem rezenten Leben des Kindes. Zu diesen beiden Ursprungsquellen möchte ich im Anschluß an meine eigenen und verschiedene andere Beobachtungen über die unbewußte Gemeinsamkeit zwischen Mutter und Kind<sup>1</sup> noch eine dritte hinzufügen: das Kind scheint imstande zu sein, auf Grund seiner unbewußten Identifizierung mit der von ihm am meisten geliebten Person Elemente für seine Phantasiebildungen von ihr aufzunehmen. Es entstehen auf diese Weise „gemeinsame Tagträume“ zwischen Mutter und Kind, ohne daß diese Gemeinsamkeit den beiden Partnern in dieser Objektbeziehung außerhalb der Analyse jemals bewußt werden würde.

Ich entnehme im Folgenden der Analyse eines sechsjährigen Mädchens diejenigen Stücke des Materials, die zur Illustration des bisher Gesagten dienen können. Die Analyse dieses Kindes ist natürlich weit über das aus diesem Phantasie-material Gewonnene hinausgegangen. Meine Darstellung bleibt also unvollständig, soweit es sich um den Krankheitsfall und die Behandlung dieses Kindes handelt; die Schilderung gilt nur einer Serie von Phantasien dieser Sechsjährigen in verschiedener Verarbeitung und ihrer Heranziehung als Material für unsere Deutungsarbeit.

Der Anlaß für Joans Analyse war ein Trauerzustand, der sich nach der Trennung von einer geliebten Tante hergestellt und durch ein Jahr erhalten hatte. Dieses depressive Verhalten wurde gelegentlich von bösen Wutanfällen gegen die Mutter abgelöst, der sie — mit Recht — die Schuld an der Auswanderung der Tante (einer Schwester der Mutter) zuschrieb. Und außerdem beunruhigte es die Eltern, daß Joan in einer Art Phantasiewelt lebte; sie war eine Prinzessin, mußte schöne Kleider haben und hatte sich ganz in das Benehmen und die Lebensformen einer Prinzessin hineinphantasiert. Die Mutter war verzweifelt darüber, was sie in den ärmlichen Umständen, in denen sie leben mußte, mit so einem Kind anfangen sollte. Außerdem wollte niemand, bald sie selbst nicht mehr glauben, daß es ihr Kind war, das so auftrat.

Joan zeigte sich dann, als ich sie zum erstenmal zu sehen bekam, wirklich als ein besonders anziehendes kleines Mädchen von sechs Jahren. Sie war klein für ihr Alter, anmutig gebaut, zart in ihren Farben, vornehm in der Erscheinung und mit poetischer Sprechweise. Ihre Kleidung war ganz im Einklang mit ihrem

---

1) G. Bibring-Lehner: Referat, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 3. Mai 1933 über „Traum und Okkultismus“; D. Burlingham: Die Einfühlung des Kleinkindes in die Mutter. *Imago*, Bd. XXI, 1935, S. 429 ff. Weitere Angaben s. in der zitierten Arbeit von D. Burlingham.

übrigen Auftreten. Die Mutter wirkte im Gegensatz dazu körperlich plump, nachlässig gekleidet und äußerlich von dem Kind so verschieden wie nur möglich. (Der Vater war kleiner als die Mutter, ihr aber in der äußeren Erscheinung sonst ähnlich.)

In den ersten Wochen von Joans Analyse, in denen die Mutter abwesend war, kommt das Thema Phantasieprinzessin nicht zur Sprache. Erst am Tag der Rückkehr der Mutter verlangt sie plötzlich, aus einem Märchenbuch, das sie gefunden hat, die Bilder von Prinzessinnen abzuzeichnen. „*Sind sie nicht wunderschön? Sie haben so wunderschöne Kleider. Sie haben gar nichts zu tun, sie brauchen nur herumsitzen und schön aussehen. Sie sehen sehr hochmütig aus und müssen immer bedient werden. Wenn ihnen etwas hinunterfällt, müssen sie es nicht einmal aufheben. Sie rufen einfach jemanden und der muß es für sie aufheben.*“

In dieser Zeit meldet sich dann die Prinzessinnenphantasie noch in anderer Weise. Ich bemerke, daß Joan sich jetzt gegen Ende jeder Stunde gleichmäßig benimmt. Ich habe eine Uhr im Analysenzimmer, die zur vollen Stunde schlägt. Zwei oder drei Minuten vorher pflegt Joan ein besonders wichtiges Thema aufzubringen. Sie leitet es oft sogar selber mit den Worten ein: „Ich möchte dich etwas fragen, ehe die Uhr schlägt.“ Sie sagt etwa: „Ich bin schrecklich neugierig, was ich zum Geburtstag bekommen werde“; oder: „Wie ist das eigentlich mit den armen und den reichen Leuten?“; oder: „Ich möchte so gerne wünschen, daß mein Vater ein König wäre.“ Dann schlägt die Uhr und bevor ich antworten oder das Thema weiter verfolgen kann, springt sie auf und läuft zur Türe. Dort wendet sie sich noch einmal um, winkt mir abschiednehmend zu, wie eine Fee im Märchen, und verschwindet. Es wird mir klar, daß sie das Aschenbrödel spielt, das mitten im Fest verschwinden muß, mit Anklängen an andere Kindermärchen, in denen das Schlagen der Stunde irgend etwas Schreckliches ankündigt.

Hier ist es natürlich für die Analyse leicht, den ursächlichen Zusammenhang zwischen der Prinzessinnenphantasie Joans und den realen Anforderungen der mit der äußeren Armut kämpfenden Mutter aufzudecken. Eine Prinzessin kann haben, was sie will, sie wird bedient usw., so macht sich Joan wenigstens in ihrer Phantasie zur Prinzessin. Gleichzeitig spürt sie dunkel die Gefahren eines solchen Verhaltens; wenn die Stunde schlägt, wird sie unfreundlich und unvermittelt in die Welt der Wirklichkeit zurückgerufen.

Ich erfahre dann von der Mutter, daß dieselbe Aufteilung zwischen Phantasie und Wirklichkeit, wie sie jetzt zwischen der Analysenstunde und dem häuslichen Leben vor sich geht, in Joans Vergangenheit schon einmal bestanden hat. Joan pflegte als kleines Kind Schwierigkeiten beim Essen zu machen. Ihre Tante mußte sich dann neben sie setzen und ihr Märchen vorlesen, um sie zum Essen zu bringen. Zwischen Mutter und Tante hatte es bei diesen und ähnlichen An-

lassen zahlreiche Streitigkeiten gegeben. Die Mutter fand, daß ihre Schwester das Kind verwöhnte, ihr zu hübsche Kleider nähte, ihr zu viel Geschenke machte und sie überhaupt zu gut behandelte. Sie war aus diesem Grunde froh, als die Schwester sich zur Auswanderung in die Kolonien entschloß. — Die Mutter teilt gleichzeitig mit, daß Joan während ihrer Schwangerschaft mit dem kleinen Bruder das Essen verweigert hatte. Sie war damals genötigt gewesen, sie mit derselben Tante aufs Land zu schicken, wo sie sehr gut aß. Die Eßschwierigkeiten begannen aber von neuem, als sie nach der Geburt des Bruders nach Hause zurückkehrte.

Das Analysenmaterial und die Erzählungen der Mutter zeigen hier übereinstimmend, daß Joan sich in der Phantasie die Mutter in eine gute Mutter und eine böse Mutter zerlegt hat. Die Rolle der guten Mutter wird auf die Tante, jetzt in der Analyse auf mich übertragen. Die gute Mutter gibt ihr zu essen und näht ihr schöne Kleider; die böse Mutter setzt sie zurück, vernachlässigt sie und kümmert sich nur um das neue Kind, das ihr Rivale wird. Sie findet in der Zärtlichkeit der Tante Trost und Ersatz für die an der Mutter erlebten Enttäuschungen. Vielleicht weist auch der Umstand, daß die Tante sie beim Vorlesen in die Märchenwelt einführt, sie auf den Weg, auf dem sie dann selbständig weiter ihre Probleme zu erledigen versucht.

Die Mutter nimmt bewußt eine feindselige Haltung Joans Phantasietätigkeit gegenüber ein und bemüht sich ständig, sie zur Wirklichkeit zurückzubringen. Gleichzeitig aber wird sie von ihren eigenen unbewußten Regungen dazu gedrängt, aktiv und fördernd an den Phantasien des Kindes teilzunehmen. Sie hat selbst ein schweres Leben mit ständigen zermürbenden Geldsorgen hinter sich. Umso stolzer ist sie auf die reizvolle Erscheinung ihrer kleinen Tochter, genießt die Bewunderung, die das Kind überall hervorruft, und gibt sich die größte Mühe, das Kind so zu kleiden, daß diese Bewunderung immer neue Nahrung zugeführt bekommt. Joan ist nicht nur hübsch, sie ist auch besonders aufgeweckt und zieht durch ihre klugen Bemerkungen und ihre ungewöhnliche Sprechweise die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Mutter tut auch hier mit, sie findet sogar noch jemanden, der bereit ist, Joan Klavierunterricht zu geben, und läßt nicht nach, bis es ihr gelingt, ein Klavier geliehen zu bekommen und es in ihrer ohnedies viel zu engen Wohnung unterzubringen. Dabei schlägt ihre Haltung plötzlich aus dem einen Extrem in das andere um, sie kritisiert scharf, was sie eben noch gefördert hat, sie beschimpft das Kind für sein „vornehmes Getue“ und beklagt sich bitter, daß das Kind sich offenbar für alle möglichen Verrichtungen zu gut hält, die sie selbst als Mutter ohne weiteres auf sich nehmen muß.

Die Mutter überträgt — ebenso wie das Kind — dasselbe Verhalten auch auf die analytische Situation. Sie bewundert mein Zimmer, meine Blumen und meine Möbel, freut sich, daß Joan es bei mir so schön hat und hier endlich alles findet,

was sie sich immer wünscht. Dazwischen bricht sie in plötzlichem Ärger aus: „Natürlich, darum kommt Joan so gerne her. Darum kann man dann auch den ganzen übrigen Tag nichts mit ihr anfangen. Sie fängt dann an, unser Leben mit dem hier zu vergleichen und wird nur immer unzufriedener.“ In diesem Augenblick hat sie die volle Identität zwischen meiner Person und der ihr verhaßten, das Kind verwöhnenden Schwester hergestellt. Sie hat aber auch verraten, daß ihrem eigenen Unbewußten die Prinzessinnenphantasie durchaus nicht so fremd und verhaßt ist. Wenn sie auch selbst keine Prinzessin sein kann, so genießt sie es doch sehr, eine Prinzessin zur Tochter zu haben, und ist gar nicht gewillt, diese Rolle an die Tante oder die Analytikerin des Kindes abzugeben. Sie ist in ihren Objektbeziehungen offenbar auch nicht weniger ambivalent als Joan und nebenbei an die unfreundliche Wirklichkeit innerlich nicht sehr viel besser angepaßt als die kleine Patientin selbst.

Mit dem Fortschritt der Analyse dringen dann andere Elemente in die Prinzessinnenphantasie ein, vermischen sich mit ihr, um nach einer Weile ganz an ihre Stelle zu treten. Auch bei dieser neuen Phantasie ist es nicht schwer, die einzelnen Anteile ihrer Herkunft nach auseinanderzuhalten.

Joan berichtet, daß sie sich drei Arten von Unterricht wünscht: Turnstunden, Schwimmstunden und Musik- d.h. Klavierstunden. Sie erzählt: „*Wie ich noch im Bauch bei meiner Mutter war, habe ich gedacht, daß das ein Turnsaal ist und bin gesprungen und gehüpft und habe lauter Purzelbäume gemacht. Einmal bin ich so hoch gesprungen, daß ich in die Speiseröhre hinaufgekommen bin und da mußte sie spucken.*“ Sie zeigt mir, wie die Mutter gespuckt hat und spuckt mich dabei an. „*Wie mein Bruder im Bauch bei der Mutter war, da hat er gegessen und gegessen und hat das ganze Innere leergegessen. — Ich möchte so gerne schwimmen gehen. Einmal bin ich mit dem Vater schwimmen gegangen, wie ich erst ein Jahr alt war. Er hat mich angeschnallt und ins Wasser geworfen und ich bin untergegangen. Der Schwimmlehrer, der neben dem Vater gestanden ist, ist ins Wasser gesprungen; er hat nicht gewußt, daß ich im Wasser bin, und ist auf meinem Gesicht gestanden. Seine Zehen sind mir in die Nasenlöcher gekommen und es hat sehr weh getan. Sein Knöchel ist mir in den Mund gekommen, da habe ich ihn so fest gebissen, daß er schnell auf die Oberfläche aufgetaucht ist. Mein Vater war auch im Wasser; er ist über mir geschwommen und ich war im Wasser unter ihm.*“

Die Gesamtheit dieser Phantasie gibt uns eine schöne symbolische Darstellung von den Erlebnissen des Kindes im Mutterleib. Das Fruchtwasser ist durch das Schwimmbad dargestellt, die Turnkunststücke und das Klavierspiel stehen für die Kindesbewegungen, der Sprung in die Speiseröhre für einen oralen Geburtsvorgang. Neben diesen allgemeinen Symbolen stehen dann die Elemente, die den persönlichen Erinnerungen des Kindes angehören: Joan hat sicher während

der Schwangerschaft der Mutter ihre Übelkeiten beobachtet; das Spucken und Erbrechen ist also aus den individuellen Erlebnissen ein zweites Mal determiniert. Mit dem Auftauchen dieses Details wird sie aggressiv gegen mich; sie spuckt mich an. Hier überträgt sich das Bösessein, das sie während dieser Schwangerschaft der Mutter gegenüber gefühlt hat. Zu dem Auftauchen dieser Eifersucht gehört der gleich nachfolgende Vergleich mit dem kleinen Bruder. Er ist das schlechte Kind, das die Mutter von innen her auffrißt,<sup>2</sup> eine symbolische Darstellung, die gleichzeitig wieder mit Erinnerungen seines Genährtwerdens an der Mutterbrust und ihrem oralen Neid auf ihn verknüpft ist. — Die Phantasie geht dann von den Schwangerschafts- und Geburtsvorgängen auf die symbolische Darstellung eines sadistisch empfundenen Koitus über. Der Mann wirft sie gewaltsam ins Wasser, springt auf ihr Gesicht, stößt seine Zehen in ihre Nasenlöcher. Dann kommt das Bild des übereinander Schwimmens, das den Befruchtungsvorgang bei den Fischen wörtlich darstellt. Die weibliche Aggression gegen das männliche Glied ist durch das schmerzhaft Beißten in den Knöchel des Mannes illustriert.

Mitteilungen, die ich von der Mutter bereits erhalten hatte, vervollständigen dann noch das analytische Material und geben Aufklärung über die Herkunft der intellektuellen Kenntnisse des Kindes. Die Mutter berichtet aus der Zeit, in der sie mit Joan schwanger war, die folgenden Dinge: „Sogar wie ich sie noch getragen habe, hat sie schon Wutanfälle gegen mich gehabt. Sie ist mir im Leib gesprungen, daß ich innerlich ganz wund war. Der Bruder war ganz anders, er ist so still gelegen, daß ich oft Angst gehabt habe, daß er gar nicht mehr lebendig ist.“ Es ist anzunehmen, daß die Mutter diese merkwürdige Schilderung auch Joan nicht vorenthalten hat; sie ist stolz darauf, daß sie die Kinder in moderner Weise früh aufgeklärt und ihnen alles erzählt hat. — Dieser Bericht der Mutter klärt uns nebenbei auch noch über ihren eigenen Anteil an der Phantasie des Kindes auf. In Wirklichkeit war Joan zu ungelegener Zeit empfangen worden und die Mutter war böse über die zu frühe Schwangerschaft. Die Wutanfälle des Foetus, die sie schildert, sind offenbar die Projektion ihrer eigenen Aggression gegen das noch ungeborene Kind.

Das reine Phantasieren wird dann bei Joan durch dramatische und lebendige Spiele mit meinem Spielzeug abgelöst. *Sie spielt mit zwei Puppen, die sie Grete und Hansi nennt. Sie ist die Mutter, ich muß Käthe, ein Dienstmädchen, sein. Die Kinder sind immer krank und müssen von einander getrennt werden. Hansi versucht immer wieder, ins Bett der Schwester zurückzukommen. Die Mutter findet ihn, schlägt ihn und wirft sich auf ihn, bis er fast erstickt. Die Mutter will die Kinder*

2) Melanie Klein: Die Psychoanalyse des Kindes. Wien, 1932.

*dann gesund machen; sie nimmt viele Kissen und legt sie auf die Kinder, damit sie schwitzen. Dann kommt der Doktor. Die Kinder schreien, bis die Mutter ihnen schließlich Süßigkeiten oder sonst etwas Gutes verspricht.*

Auch in dieser Phantasie gibt es wieder einen Untergrund von Realerlebnissen, die mit Koitusdarstellungen vermischt sind. Die Kinder waren oft krank und wurden natürlich bei solchen Gelegenheiten voneinander getrennt. Auch die Versuche, wieder zusammenzukommen und die pflegerischen Maßnahmen und Strafen der Mutter gehören noch den wirklichen Erlebnissen der Kinderstube an. Von da an werden dieselben Tatsachen symbolisch verwendet. „Die Mutter wirft sich auf den Bruder und erstickt ihn,“ ist das Bild einer Vergewaltigung durch die Mutter, das mit den harmloseren Kissen als Ersatz für das lebendige Objekt noch in zweiter Darstellung vorkommt.

Die beiden Puppen bleiben von da an die Hauptdarsteller der Phantasien. *Grete und Hansi sterben, weil sie so unartig sind. Die Mutter geht auf die Straße, um sich andere, bravere Kinder zu suchen. Sie findet zwei, bringt sie nach Hause und nennt sie wieder Grete und Hansi nach den beiden ersten Kindern. Die Kinder haben eine Tante, die sehr nett ist, ihnen Süßigkeiten bringt und ihnen vorliest.* — Die weitere Phantasie verwendet Material, das aus der analytischen Deutung von Joans Beziehung zu ihrer Tante stammt und die Streitigkeiten zwischen Mutter und Tante wiederholt.

Joan spielt weiter, *daß wilde Tiere sich auf die beiden Kinder stürzen. Die Kinder fürchten sich sehr, die Mutter beruhigt sie und versichert, daß es nichts Arges ist und daß sie tapfer sein müssen. Die Kinder sind dann tapfer, aber die wilden Tiere stürzen sich trotzdem auf sie und zerkratzen ihnen das Gesicht. Die Mutter hält die Kinder und die wilden Tiere immer wieder auseinander.* Ich deute diese Phantasie im Zusammenhang mit der früher erwähnten Geschichte vom Kranksein und Gepflegtwerden: die Mutter der Phantasie trennt die Kinder von einander, wie in der Wirklichkeit Joan die Eltern im Schlafzimmer von einander trennen will; gleichzeitig spielen aber Bruder und Schwester mit einander auch die Rolle der Eltern und werden darum von der Mutter bestraft und auseinander gehalten; in der Phantasie beansprucht die Mutter den kleinen Bruder für sich und „erstickt“ ihn, ebenso wie in der Wirklichkeit Joan den einen Partner des Elternpaares bei dem andern ersetzen möchte.

In einer nächsten Phantasie sind *Grete und Hansi dreißig Jahre alt und müssen anfangen zu arbeiten. Ein König engagiert sie; Hansi wird Koch und Grete Kammerjungfer. Grete bedient den König, er findet Gefallen an ihr und es soll eine Heirat daraus werden.* Merkwürdigerweise sind aber *nicht der König und Grete das Braut-*

paar sondern Joan und ihr Bruder Arthur. Von hier an werden die Phantasienamen der Puppen Grete und Hansi häufig fallen gelassen und die wirklichen Namen der kleinen Patientin und ihres Bruders an die Stelle gesetzt. Joan fragt mich, ob es etwas macht, daß sie Geschwister sind, ob Geschwister auch heiraten können; sie setzt hinzu: *wenn sie heiraten, werden sie sich immerfort küssen und nur gute Sachen essen.*

Sie möchte die Hochzeit spielen, kommt aber erst einmal nicht über die Vorbereitungen hinaus. Wir müssen für Braut und Bräutigam wunderschöne Kleider anfertigen, ein Haus muß gebaut und eingerichtet werden. Diese Spiele ziehen sich durch Wochen, in denen Joan täglich vor dem Weggehen versichert: „*Morgen werden sie wirklich heiraten.*“

Sie beschäftigt sich in Gedanken mit der *Hochzeitsreise*. *Die Kinder wollen, daß die Mutter mit auf die Reise geht; sie ist schon 75 Jahre alt und wird sie darum nicht sehr stören. Joan ist 31 Jahre alt, die Mutter vergißt aber immer wieder daran und behandelt sie wie ein kleines Kind. Darüber ärgert Joan sich fürchterlich.*

*Die beiden Puppen sind jetzt Fürst und Fürstin, dann König und Königin. Ihre Kleider werden immer prächtiger, sie bekommen jeder eine Krone zu tragen. Die Heiratszeremonie wird aber immer noch hinausgeschoben.* — In diesen Tagen bekommt Joan in Wirklichkeit eine Einladung zu einem Kostümfest und kann sich lange nicht entscheiden, ob sie als Köchin oder als Prinzessin verkleidet gehen soll.

In dieser letztgeschilderten Phantasie sind den früheren gegenüber bestimmte Fortschritte zu bemerken. Die beiden Seiten ihrer ambivalenten Einstellung zur Mutter treten mit besonderer Deutlichkeit hervor: sie ist so an sie gebunden, daß sie sie sogar auf die Hochzeitsreise mitnehmen muß, überhäuft sie aber gleichzeitig mit Vorwürfen über ihr erzieherisches Verhalten. — Das Thema „Arm und Reich“ wird aus früheren Phantasien herübergenommen; aber das Schwanken, welchem Stand sie eigentlich selber angehört (Köchin oder Prinzessin?), verrät, daß sie den Unterschied zwischen Phantasie und Wirklichkeit anders als bisher zu spüren beginnt. Gleichzeitig anerkennt sie zum erstenmal durch die veränderte Namengebung, daß es sich in ihren Erzählungen nicht um Märchenfiguren, sondern um sie selbst und ihren Bruder handelt („*Können Geschwister heiraten?*“).

Schließlich kommt es eines Tages doch zur *Hochzeitszeremonie der Puppen*. *Sie heiraten in einem Tempel im Beisein vieler Gäste. Man betet, singt, sitzt bei Tische und ißt. Nachdem die Heirat vollzogen ist, will Joan das Puppenpaar baden lassen, verbessert sich dann aber und sagt: „Nein, sie können nachher baden.“ Sie führt das Ehepaar in das neu eingerichtete Haus; sie bringt sie sofort zu Bett, legt die Bubenpuppe auf das Mädchen und fragt: „Gretl, wie ist es? Tut es dir weh?“ Am nächsten Tag stürzt sie sofort zu Beginn der Stunde zu den Puppen und fragt, ob er die ganze Nacht auf ihr gelegen ist.*

Im Folgenden machen die Phantasien wieder eine Veränderung durch. *König und Königin sitzen auf ihrem Thron und sehen zu, wie unter ihnen zwei Leute streiten. Das streitende Paar wird durch einen Hund und eine Kuh dargestellt. Joan erklärt mir: „Sie machen jetzt das mit einander.“ Der König weiß nicht, was er tun soll, wendet sich zu einem Engel, der hinter ihm steht, und fragt ihn um Rat. Der Engel rät, er soll die beiden Streitenden einsperren und ihnen beiden 100 Streiche geben. — Ein anderes Mal ist der König böse mit seiner Königin und wendet ihr den Rücken zu. Die Königin kränkt sich und bittet ihn, wieder gut zu sein. Aber der König versteckt sich vor ihr und fragt schließlich wieder den Engel um Rat.*

Einzelne Elemente aus dieser Phantasie sind leicht zu deuten. Hund und Kuh weisen wahrscheinlich auf ihre Koitusbeobachtungen an Tieren hin. Der Engel, der den König berät, steht für mich, die Analytikerin, bei der die Mutter sich Rat holt, wie sie sich Joans bösen Gedanken gegenüber verhalten soll. Wir sehen, wie stark Joans Verlangen immer noch ist, sexuelle Missetaten mit grausamen Strafen zu belegen, andererseits wie unglücklich sie ist, wenn sie das Mißfallen der Mutter erregt hat.

In einer nächsten Phantasie sind die beiden Puppen ganz gewöhnliche Menschen, Mann und Frau. *Der Mann gibt der Frau einen Fußtritt in den Bauch und verletzt sie mit einem Nagel, der an der Spitze seines Schuhs heraussteht. Die Frau geht fort und versteckt sich. Joan hält die Frau in die Höhe und sagt: „Schau sie an, sie blutet am Bauch, wo der Mann sie getreten hat. Wir müssen jetzt die Zimmer umstellen. Sie dürfen nicht zusammen schlafen, solange die Frau blutet.“ Ein anderes Mal macht sie mich darauf aufmerksam, daß die Frauenpuppe keine Hosen anhat. Sie beugt die Puppe und sagt: „Schau, der Wind hat ihr den Rock über den Kopf geweht. Jetzt muß sie eine Binde um den Gürtel haben. — Ich habe einmal meine Mutter gesehen, wie sie sich gebückt hat.“*

Es ist auffällig, wie viel direkter Joans Darstellungsweise in dieser Phantasie ist. Sie hat die Verschiebungen auf vornehme Leute, König und Königin usw. aufgegeben und spricht über gewöhnliche Männer und Frauen. Sie schildert den Sexualverkehr so wie sie ihn sich vorstellt. („*Der Mann stößt die Frau mit einem Nagel in den Bauch.*“) Und sie erzählt in kaum entstellter Form, was sie über die Menstruation der Frau in Erfahrung gebracht und welche Schlüsse sie daraus gezogen hat.

*Die Puppe Grete lebt jetzt als Einsiedler. Sie hat ein reizendes Häuschen mit einem Garten und lebt ganz allein. Dann kommt eine Korrektur: nein, doch nicht ganz allein, ihre Mutter lebt mit ihr. Die Mutter tut alles für sie, sie näht, kocht und wirtschaftet. Grete ist ganz einfach angezogen, sie macht sich nichts mehr aus schönen Sachen. Im Winter zieht sie sich aber sehr warm an und geht auf den See hinaus, um Eis zu brechen. Ihre Füße fangen sehr bald an zu frieren, da kommt ihr die Mutter*

*nach, findet, daß sie ganz kalt ist, bringt sie nach Hause, steckt sie ins Bett und gibt ihr heißen Tee zu trinken. Grete ist ganz schwach, aber die Mutter ist dafür sehr stark. Grete ist fast so alt wie ihre Mutter, denn sie ist acht Tage nach der Hochzeit der Mutter auf die Welt gekommen.*

Wir sehen im Vorangegangenen eine entscheidende Veränderung in Joans Wünschen. Die Prinzessinnenphantasie ist erledigt, sie will nicht mehr vornehm sein und hat die schönen Kleider aufgegeben. Statt dessen gesteht sie ein, daß sie sich die Liebe und Fürsorge ihrer Mutter wünscht. Nur erscheint ihr die ungleiche Mutter-Kind-Beziehung immer noch als zu gefährlich. So beschränkt die Entstellungsarbeit sich diesmal darauf, den Altersunterschied zwischen Joan und ihrer Mutter zu verleugnen.

In dieser Phantasie über die Mutterbeziehung fehlen offenbar noch wichtige Momente, die von einer nächsten nachgetragen werden: *Die Mutter hat kein Interesse für ihren Sohn. Sie hat nicht einmal Lust, ihn zu sehen. Der Sohn ist ein König und hat Grete aus seinem Schloß vertrieben. Er hat sie zweimal in den Bauch gestoßen und ins Gesicht geschlagen. Grete sagt, wenn der König eine Frau will und selbst, wenn es zu einer Wahl kommen sollte, sie ginge nicht mehr zu ihm zurück. Sie hat genug von den Männern. Sie sagt: „Schließlich kann der König eine andere Frau finden, das ist nicht schwer.“ — Alle Diener haben den König verlassen, nur ein einziger Diener ist bei ihm geblieben. Er hat auch kein Geld mehr; wenn er Perlen nur ansieht, verschwinden sie von selbst.*

Sie ist in dieser Phantasie offenbar damit beschäftigt, das Verhältnis zu ihrem Bruder zu verarbeiten. Sie beseitigt ihn gründlich als Nebenbuhler, um die Mutter für sich allein zu behalten. Gleichzeitig aber erhält sie ihn sich als Sexualobjekt. (*Er schlägt und stößt sie in Gesicht und Bauch.*) Alle ihre Bemühungen, ihn zu verlassen und ihre Versicherungen, daß sie nie zu ihm zurückkehren würde, verraten in der Übertreibung noch das Gegenteil: in Wirklichkeit kommt sie nicht von ihm los. Sie ist der Diener, der bei ihm bleibt, nachdem alle ihn verlassen haben. Ihre Aggression gegen den Bruder kommt zum Ausdruck, soweit es sich um die Dreiecksbeziehung mit der Mutter handelt; soweit der Bruder selbst ihr Liebesobjekt ist, setzt sich auch die positive Seite ihrer Beziehung durch.

Die Phantasieserie wird dann von einem besonders ausführlichen Tagtraum abgeschlossen. Joan erfindet eine *Bauernfamilie, bestehend aus Vater, Mutter, zwei Kindern, einer Kuh und einem Hund. Sie haben ein schönes Farmhaus und gute Erntefelder. Die Kinder machen ihren Eltern das Leben schwer, sie zerstören alles, das Haus, die Möbel, die Erträge etc. Sie schlagen die Eltern und die armen Eltern sind verzweifelt und machtlos und wissen nicht, wie sie sich helfen sollen. Sie versuchen, die Kinder zu schlagen, aber die schlagen noch ärger zurück. Sie führen die Kinder in den Wald und verlieren sie dort, aber die Kinder finden den Weg nach*

*Hause. Sie werfen sie in den Kanal, aber die Kinder klettern wieder heraus und das ganze Unglück beginnt von neuem.* Joan sagt an dieser Stelle: „Ich habe oft gedacht, ich will mich in den Kanal werfen, wenn ich so unglücklich bin und der Teufel in mich gekommen ist. Was kann man gegen einen solchen Teufel tun?“ — „Die Tante habe ich gern gehabt, aber die Mutter hat immer mit ihr gestritten. Ich hasse die Mutter.“ — Nach dieser Äußerung wendet sich die Phantasie ins Gegenteil. *Joan ist plötzlich die Großmutter, die die schlimmen Kinder zu sich einlädt. Sie ist sicher, daß sie mit ihnen fertig werden kann. Sie nimmt sie ins Haus, läßt sie zu sich ins Bett kommen und sie werden ganz brav und still. Sie verändern sich in wunderbarer Weise, sind plötzlich die bravsten Kinder der Welt, rücksichtsvoll, hilfreich, und arbeiten von früh bis abends für die Großmutter. Die Eltern kommen zu Besuch und wollen ihren eigenen Augen nicht trauen, wie sie die Veränderung der Kinder sehen. Die Kinder kehren jetzt ins Elternhaus zurück und bleiben dort so brav, wie sie es bei der Großmutter waren.* Joan erklärt: „Das ist jetzt keine Kunst mehr. Der Teufel ist aus ihnen fortgegangen.“

Diese letzte und ausführlichste Erzählung enthält große Stücke aus Joans innerer Entwicklung. Die schlimmen Kinder bedeuten die Darstellung ihres eigenen Benehmens, wenn sie von ihrem „Teufel“ beherrscht ist, die braven Kinder gleichfalls sie selbst, wenn sie sich dem Teufel entzogen hat. Was sie selbst als „Teufel“ bezeichnet, ist ihr Haß gegen die Mutter, der teils durch die Ödipuseifersucht, teils durch Eifersucht und Neid auf den kleinen Bruder genährt wird. Sie kann Haß und Liebe der Mutter gegenüber nicht in sich vereinigen und findet die Lösung, aus ihren zwei Einstellungen zur Mutter zwei Mutterfiguren, eine gute und eine böse zu machen. So wie sie früher in der Wirklichkeit die Rolle der guten Mutter auf die geliebte Tante verlegt hat, so schiebt sie sie in diesem Tagtraum der „Großmutter“ zu. Die Heilung der Kinder geht dann ganz im Stil einer echten und nur wenig entstellten Wunschphantasie vor sich.<sup>3</sup> Die Kinder sind offenbar nach der Meinung der Tagträumerin schlimm geworden, weil die böse Mutter ihnen zu viel Liebesversagungen zugefügt hat. Sie werden brav, sobald die gute Mutter, die Großmutter, sie zu sich ins Bett nimmt. Die Befriedigungen, die sie dort genießen, bringen ihre Aggression, den Teufel, für alle Zeiten zum Schweigen. Damit setzt sich das derzeitige Hauptmotiv Joans, ihr Kampf um Liebe, Fürsorge und körperliche Lust von der Mutter, triumphierend ins Bewußtsein durch.

Ich habe im Vorstehenden versäumt, im einzelnen nachzuweisen, in welcher Weise sich die Deutung der verschiedenen Stücke dieser Tagtraumserie in den Gesamtvorgang dieser Kinderanalyse einfügt. Joan ist keine Träumerin; die

<sup>3</sup>) S. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. Ges. Schr., Bd. VIII, S. 219 und 249.

Kenntnisse, die wir in manchen Kinderanalysen aus Traumdeutungen gewinnen, werden in diesem Fall durch das Tagtraummaterial ersetzt. Im übrigen tragen das Benehmen des Kindes, seine Übertragungsäußerungen, seine spontanen Mitteilungen, Zeichnungen und Spiele anderer Art wie in jeder anderen Kinderanalyse das Analysenmaterial zusammen.

Es ist andererseits lehrreich, aus der Entfaltung und Veränderung dieser in der Behandlung interkurrenten Serie von bewußten Phantasien den Entwicklungsgang von Joans Analyse abzulesen. Die Reihenfolge der Themen und Probleme wäre dann etwa die folgende: Ablehnung der unlustvollen Realität in der Trauer nach dem ersten Objektverlust (*Prinzessinnenphantasie*); Befruchtungs-, Mutterleibs- und Geburtstheorien (*Phantasie vom Schwimmbad*); Eifersucht und Aggression gegen den Bruder im Kampf um die Liebe der Mutter (*Phantasie von den kranken Kindern Grete und Hansi*); Urszene und Koitusbeobachtungen an Tieren (*Phantasie von der Hochzeit*); die Überichrolle des Analytikers dem sexuellen Material gegenüber (*Phantasie vom König und Engel*); das Problem der Menstruation und ihrer Entstehung (*Phantasie vom „gewöhnlichen“ Ehepaar*); die Beseitigung des Bruders und das Alleinsein mit der Mutter (*Phantasie vom Einsiedler und vom verlassenen König*); Heilung durch Mutterliebe (*Phantasie von der Bauernfamilie*). Diese Aufzählung entspricht aber noch keineswegs dem ganzen Material, das in Joans Analyse bewußt gemacht werden konnte. Nicht alle Themen, die für die Bildung ihrer Neurose wichtig waren, tauchen in gleicher Deutlichkeit und Ausführlichkeit in ihren Tagträumen auf. Ein Beispiel für ein solches im Tagtraum scheinbar ausgelassenes Thema ist Joans Penisneid. Im wirklichen Leben ist ihr neurotisches Verhalten dem Bruder gegenüber von ihrem Neid auf seine Männlichkeit nicht weniger beherrscht als von ihrer Rivalität um die Aufmerksamkeit der Mutter. Während aber die Eifersucht aus der Mutterbeziehung in mehreren Phantasien ausführlich und fast unentstellt dargestellt wird, klingt das Motiv des Penisneids nur an einer einzigen Stelle offen an: im Tagtraum vom verlassenen König heißt es, daß „*alle seine Reichtümer ihm genommen werden und Perlen verschwinden, wenn er nur den Blick auf sie richtet*,” was in Joans poetischer Sprechweise offenbar die Schilderung der an ihm vollzogenen Kastration bedeutet. Im übrigen erscheint ihr Penisneid in den Phantasien schon in jener Verarbeitung, die ihr zuerst von der Tante geboten wurde, — in richtiger Anlehnung an die bekannte weibliche Entwicklung vom Peniswunsch zum Wunsch nach Schmuck und Schönheit: die schönen Kleider der Prinzessinnenphantasie sind ihr Penisersatz, womit sich zu dieser Zeit ihre zwanghafte Eitelkeit voll erklärt. In dieser Betrachtung wird uns auch Joans Kampf mit der Mutter um die Kleider erst wirklich verständlich. Dieses Motiv ihres Mutterhasses ist tiefer verdrängt und darum, wie es dem Wesen des Tagtraums entspricht, für die bewußte Phantasiebildung weniger verwendbar als ihre Eifersucht auf Vater und Bruder.

# Selma Lagerlöf, ihr Wesen und ihr Werk

Von

Eduard Hitschmann

London

## I. Einleitung

Wenn ich nochmals daran gehe, die Biographie einer berühmten produktiven Persönlichkeit „psychoanalytisch zu ergänzen“, muß ich dankbar anerkennen, daß das Buch von W. A. Berendsohn über Selma Lagerlöf<sup>1</sup> mir als vortrefflich dienender Unterbau zur Verfügung stand. Professor Berendsohn hat anerkannt, daß er „der Psychoanalyse sehr viel danke“<sup>2</sup> aber gleichzeitig erklärt, er glaube, „daß ihre Methode für den Gebrauch der Literaturwissenschaft völlig umgebildet werden muß.“

Wir werden an Selma Lagerlöf zeigen können, daß es sich bei unserer Betrachtung der Entwicklung einer Persönlichkeit keineswegs nur um „das Kindheitserlebnis“ (Berendsohn) oder eine Reihe von Kindheitsreminiszenzen handelt, sondern um eine Rekonstruktion des seelischen Gesamterlebens der Kindheit mit ihren angeborenen Eigenschaften und Trieben samt den seelischen Reaktionen darauf. Dazu kommen all die frühen Eindrücke in Haus und Familie. Die Stellung in der Reihe der Geschwister, das Verhältnis zu ihnen kann nicht unbeachtet bleiben. Wie konnte Berendsohn z.B. die seelischen Reaktionen der kleinen Selma auf ihre Kinderlähmung, ihr Ausgeschlossensein durch Jahre von den Spielen der gesunden Geschwister, nicht mehr ins Kalkül ziehen. Ihr schweres Herz, ihr Neid, der später verleugnet oder vergessen ist, wie kam das Kind darüber weg?

---

1) Albert Langen, München, 1927.

2) W. A. Berendsohn, „Knut Hamsun“, 1929. Seite 152. Berendsohn wirft der Psychoanalyse Überschätzung der Kindheitserlebnisse vor, was er folgendermassen zu begründen sucht: „Kommt es der Psychoanalyse darauf an, das seelische Gespinnst der Dichtung zu durchdringen, um das Kindheitserlebnis dahinter zu erfahren, so gilt unsere Arbeit der Dichtung selbst, in der das Kindheitserlebnis nur ein Bestandteil unter andern ist. Glückt es z.B. bei einem Dichter das Kindheitserlebnis aufzudecken, so liegt es allen seinen Werken zugrunde: unsere Aufmerksamkeit aber ist auf diese Mannigfaltigkeit der Dichtungen gerichtet. Die Untersuchung geht also in entgegengesetzter Richtung mit dem als Voraussetzung, was der Psychoanalyse Ziel ist. Das bewahrt uns zugleich vor Überschätzung der Kindheitserlebnisse, die in der Dichtung doch stark mit späteren Erlebnissen von eigener Bedeutung durchsetzt und überdeckt sind. Der Psychoanalytiker wird einwenden, daß die Kindheitserlebnisse grundlegend sind für den Aufbau des Charakters und dadurch auch für das ganze Leben. Das mag gelten; in den Dichtungen finden sich doch aber große Teile, die auf diese Weise nicht zu deuten sind, z.B. literarische Überlieferungen.“

Fragen, wie die nach dem Ursprung der die Dichterin in ihrer Kindheit so heftig erfüllenden Angst, die aber noch die Erwachsene erfüllt beim Niederschreiben von „Gösta Berling“, bleiben bei Berendsohn unbeantwortet.

Den obligaten Reaktionen des Ichs auf das Triebleben: der Verdrängung, Reaktionsbildung, Verleugnung, Sublimierung u.a. — wird von ihm kein Raum eingeräumt.

Wieso ist das Thema von Schuld und Strafe, Sühne und Erlösung ein stereotyp wiederkehrendes? Ist es selbstverständlich, daß Selma Lagerlöf gerade Barmherzigkeit als ihre Lieblingstugend bekennt und es als größtes Unglück ansehen muß, die Gefühle eines anderen zu verletzen?

Es ist nicht nur die Folge der Verwendung von Überliefertem, daß Grausamkeit, sogar Schwelgen in ihr, im Werk wiederkehrt.

Religion ist auch Überlieferung in der Erziehung; aber ein so von Glaube und Kampf für Glauben und für Wunderglauben durchsetztes literarisches Werk weist — selbst im religiösen Schweden — doch auf eine rein persönliche Einstellung hin, die ihre Herkunft nicht verleugnen wird. Unsere Dichterin zeigt übrigens neben der Dogmatik ihres Glaubens gelegentlich Züge der Auflehnung gegen Bigotterie, welche nicht übersehen werden dürfen.

Die überwiegende Verwendung von überlieferten Stoffen mag auch durch äußere Konstellation und Geschmack mit bedingt sein; ein anderes Moment liegt aber in einer gewissen Hemmung der eigenen Erfindungskraft. Woher leitet diese sich ab?

Andererseits ist nicht zu leugnen, daß an zahlreichen Stellen eine psychologische Intuition zu bewundern ist, die nur dem echten Dichter eigen ist.

Obwohl Selma Lagerlöf vier Geschwister hatte, findet sich das Thema einer Geschwisterbeziehung in ihren Werken nirgendwo wesentlich behandelt. Auch was nicht da ist, muß bedacht werden.

Daß Humor und leise Ironie die Dichterin in ihren späteren Arbeiten das viele Strenge, Beängstigende, Dogmatische ablösen oder doch verklären lassen, hat gewiß viel zu ihrer Beliebtheit beigetragen. Das Pädagogische, Ethische, Religiöse in ihrem Werk hat gleichfalls sein Publikum reichlich gefunden. Hingegen sind Liebe und Erotik zu kurz gekommen, denn davon hat unsere Dichterin kaum etwas erlebt; ja sie ist begeistert, einer anderen edlen alten Jungfer, Fredrika Bremer, ein Ruhmesblatt zu widmen: „In ihrem Herzen barg sich nichts von unserer Bitterkeit, denn sie hat sie fortgeliebt.“ Selma Lagerlöf ist eine Verherrlicherin nur der „Caritas“ geworden. Daß „Amor“ nie in ihr Herz eingekehrt ist, sollte ihr gleichgiltig geblieben sein? Hat Selma Lagerlöf auf Liebe, Ehe und eigene Kinder, auf das Erleben in der Familie, auf das Erleben als Frau, auf Geburt und Schwangerschaft und das Stillen eines Kindes an der Brust so selbstverständlich verzichtet? Warum aber hat sie verzichtet? Wer eine psychologische Biographie schreiben will, die ganze Persönlichkeit eines Schaffenden

erkennen will, kann an all diesen Tatsachen nicht diskret vorübergehen und die Herkunft dieser Eigenarten dunkel belassen.

„Würden wir nur die Erlebnisse der Kinder ernst nehmen und wären wir über die Eindrücke aus der Frühzeit bedeutender Menschen besser unterrichtet, so könnten wir gewiß häufiger feststellen, wie stark sie nachwirken und die gesamte Entwicklung mitbestimmen“, sagt Berendsohn irgendwo einsichtig. Und gerade hier hat unsere Dichterin uns überreich beschenkt.

Wir verfügen über ein mehr als ausreichendes Material von Kindheitserinnerungen in den Werken: „Aus meinen Kindertagen“, „Märbakka, Jugenderinnerungen“ und „Ein Stück Lebensgeschichte“. Eine retouchierende Leichtigkeit und Sorglosigkeit scheint sie zu charakterisieren gegenüber dem ethisch durchtränkten Tagebuch aus dem 14. Lebensjahr, welches die inneren Kämpfe, Schwächen und Skrupel des ein wenig eigenartigen pubertierenden Backfisches unverhüllt wiedergibt. Kleinmut und Schuldgefühle erfüllen Selma Lagerlöf in diesem Alter, in dem sie noch immer erleben muß, als „Hinkebein“ verspottet zu werden. Kein Wunder, daß sie um diese Zeit verdrossen und verstockt und langweilig wirkte, wie man ihr vorwarf. Schon um dieser Bekenntnisse willen muß dieses Tagebuch der Vorphubertät als echt angesehen werden: es ist erst 1934 erschienen, war also Berendsohn noch nicht zugänglich. Immerhin hat die Dichterin ihre Kindheitserinnerungen selbst offenbar hoch eingeschätzt, deren Veröffentlichung sie mit 50 Jahren begann.

Selma Lagerlöf, die nun das 80. Lebensjahr erreicht hat, gibt der psychologischen Betrachtung manches Rätsel auf. Mit Recht hat schon vor vielen Jahren der schwedische Schriftsteller Oskar Levertin sie als „die wunderbarste literarische Anomalie“ bezeichnet, die er kennt und sie doch mit vollem Recht als „Dichterin von Gottes Gnaden“ eingeschätzt. Ihre Dichtung sei in Fehlern und Verdiensten etwas Einziges und wirke — im Kontrast zur Wirklichkeitsdichtung ihrer Zeit — mit beinahe mystischer Originalität.

Berendsohn, der sonst viel Scharfsinn und Verstehen seelischer Entwicklungswege verrät, scheint mir dort zu versagen, wo er die Eigenart unserer Dichterin beschreiben und gerade in Bezug auf Levertins Bemerkung über Selma Lagerlöf sie als „größte Anomalie der Literaturgeschichte“ anerkennen will.

Die Hervorhebung der mündlichen Überlieferung als Erklärung für die Eigenart ihrer Dichtung ist „der Keim und Kern“ seines Buches. Ferner betont Berendsohn die mannigfache Art der Verwendung der entlehnten Motive, den Sagenstil, sowie die Art, wie das Wunderbare als wirksam in der Wirklichkeit aufgefaßt und dargestellt wird. Endlich, woran niemand zweifeln wird: die Bereicherung, die die Stoffe durch die große Erzählerkunst Selma Lagerlöfs erfahren und die Färbung, die sie durch den Überbau der Weltanschauung der Dichterin annehmen.

Wir Psychoanalytiker überschätzen äußere Einflüsse, wie das Vorherrschen mündlicher Überlieferung, nicht. Wir finden die Wahl der Hauptmotive durch das Unbewußte des Dichters determiniert, dieses wieder nachweisbar beeinflusst von angeborenen Triebregungen, den Reaktionen darauf, bedingt durch die Umwelt der Familie und die Ausbildung von Idealen und Gewissensmächten. Wir verfolgen die Wege, die uns die Erfahrung in unseren Analysen gelehrt hat, auch bei unseren Dichter-Analysen, wo wir uns der literarischen Wertung respektvoll enthalten und nur aufzeigen, was ist und wie es geworden ist. Die Erforschung der frühen Kindheit ist uns wertvoll, weil sie das Ererbte im Samen, die Qualität der Erde, in der sich der Keim entwickeln durfte, Sonne und Schatten beim Aufwachsen enthüllt. Und nur aus dem Kleinkind wird sich das Mädchen, aus ihm die Frau und ihre Eigenart — zumal wie sie in ihrer Dichtung sich ausspricht — erklären lassen.

Was nützt alles generalisierende Verherrlichungsbedürfnis gegenüber einem Dichterwerk, das immerhin von einer Gruppe geistig hochstehender Menschen abgelehnt wurde<sup>3</sup> und der heutigen Jugend nicht mehr allzuviel zu sagen hat. Und doch haben die Werke unserer Dichterin die Welt erobert.

## II. Zur Entstehung des Kinderbuches von Selma Lagerlöf „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“<sup>4</sup>

Mit achtundvierzig Jahren erhielt die Dichterin den Auftrag, ein patriotisches Kinderbuch über Schweden zu schreiben, das die Heimatkunde fördern, lehrreich sein und als Lesebuch dienen sollte. Als gewesene Lehrerin erschien sie, nunmehr sechzehn Jahre lang Schriftstellerin, besonders geeignet. Neues leicht zu erfinden, war nicht so ganz ihre Sache, ihr Arbeiten war oft nur ein Bearbeiten, besonders auch von mündlich überlieferten, volkstümlichen Erzählungen. Diesmal zögerte unsere Dichterin von Weihnachten bis zum Herbst — es sind gerade neun Monate —, ohne einen rechten Einfall zu gebären, und war der Aufgabe fast überdrüssig geworden.

Es war naheliegend, ein bewußtes Zurücktasten in die eigene Jugendzeit anläßlich dieses literarischen Auftrages vorzunehmen und dazu dem alten, längst in andere Hände übergegangenen Heimathof einen Besuch abzustatten, um das Leben und die Tätigkeiten dort besser erinnern zu können.

Was ist dann die Grundidee dieses so überaus weitverbreiteten und beliebten Kinderbuches geworden?

Ein fauler und boshafter Knabe, der auch Tiere zu quälen pflegt, soll eines

---

3) Berendsohn, Seite 145—146.

4) Ich setze dieses Kapitel an den Anfang, weil es noch vor Vollendung dieser Arbeit veröffentlicht wurde: Almanach der Psychoanalyse, 1937.

Sonntags, von den Eltern daheim gelassen, im Gebetbuch lesen, schläft aber dabei ein. Erwacht, beobachtet er ein Wichtelmännchen im Zimmer, fängt es ein; aber dieses macht sich frei, verzaubert ihn in einen zwerghaft kleinen Knaben, einen Däumling, verleiht ihm allerdings gleichzeitig die Fähigkeit, die Sprache der Tiere zu verstehen. Die Tiere, die er früher gequält hat, spotten nun seiner, die Sperlinge, die Hühner, die Gänse, die Katze und die Kühe des Hauses.

Da kommen Wildgänse geflogen und ein zahmer Gänserich macht Miene, ihnen zu folgen; Nils will ihn zurückhalten, umschlingt ihn mit den Armen, wird aber in die Höhe mitgeführt. Der Däumling macht so eine lange Reise mit den Wildgänsen mit, übersteht zahllose Abenteuer, überfliegt ganz Schweden und wird reichlich belehrt.

Das Buch ist ganz eigentlich ein Tierbuch, namentlich ist außer dem Treiben der Wildgänse, die sich dem Kleinen als Freunde erweisen, die Vogelwelt lebhaftig geschildert; Hühner, Kraniche, Krähen, Schwäne, Eulen, ein Storch, ein Rabe und ein Adler treten auf. Unter den Wildgänsen fällt besonders ins Auge die mütterliche Führerin, eine herbe kluge überlegene Alte. Der Knabe hat manche Gelegenheit, die Freundschaft der Wildgänse mit Heldenmut zu belohnen, wird erzogen und geläutert und endlich wieder entzaubert. Der typischen Ausdrucksform der ethischen Tendenz der Dichterin in Schuld, Sühne, Erlösung begegnen wir also auch hier.

Das Motiv der Vermenschlichung, der Menschenfreundlichkeit dieser eigentlich wilden Tiere, der Wildgänse, muß dem Kenner des Werkes der Lagerlöf umsomehr auffallen, als Dichtung und Kindheitserinnerungen immer wieder von Angst vor bösen und grausamen Vögeln zu berichten wissen. Im Bodenraum über dem Kinderzimmer haust eine lärmende Eule, die schreckliche Angst erzeugt, in der Phantasie der Kleinen zu einem großen Ungeheuer auswächst; es ist gar nicht auszudenken, wenn das unheimliche Wesen mit seinen gewaltigen Klauen und dem Hakenschnabel herabkäme.<sup>5</sup> Vor allem ist es die Angst, Eulen, Sperber oder Krähen könnten einem die Augen aushacken, die oft als Motiv wiederkehrt. In „Gösta Berling“ sind es Elstern, welche — von einer verfluchenden Hexe geschickt — mit Schnabel und Krallen nach dem Gesicht der Gräfin Merta zielen. Ähnliches droht einer schuldbewußten Frau in der Erzählung „Ein gefallener König“. Vom gleichen Thema ist auch in der Erzählung „Die Vogelfreien“ Erwähnung getan. Im Kapitel „Herrestad“ der Kindheitserinnerungen „Aus meinen Kindertagen“ wird von einer alten Frau berichtet, die niemals auszugehen wagte, weil sie Angst hatte, die Dohlen würden sie aufessen.

---

5) Für eine so frühzeitige Kleinkind-Angst setzen englische Autoren Schuldgefühle wegen aggressiver Phantasien voraus.

Die Dichterin selbst legt es uns nahe, hinter diesen gefürchteten Vögeln, die zu blenden, zu verletzen, aufzufressen drohen, symbolisch verhüllte weibliche Wesen zu vermuten, aller psychoanalytischen Erfahrung nach die strafende böse Mutter.

So heißt es in der 8. Saga des „Gösta Berling“: „Die Eule hackt einem die Augen aus, denn sie ist kein wirklicher Vogel, sondern ein verhexter Geist.“ Ferner lesen wir in diesem Erstlingswerk: „Die Natur ist böse und grausam, hinterlistig wie eine schlafende Schlange“; selbst der Bach, der Kuckuck, das Moos erscheinen der Dichterin als tückische Feinde. Es heißt dort weiter: „Das Grauen ist eine Hexe. Sitzt sie noch in der Finsternis der Wälder? Lähmt sie noch die Freude am Leben? Ihre Macht ist groß gewesen, das weiß ich, in deren Wiege Stahl und in deren Badewasser glühende Kohlen gelegen haben; ich weiß es, die ich ihre eiserne Hand um mein Herz gefühlt habe.“

Hier ist die Kinderangst, als die ursprüngliche, recht eigentlich verraten; Angst, Unheimliches und Mystisches kehren in all den Sagen wieder, welche die Dichterin zur Bearbeitung drängten. „Angst“ heißt auch ein Kapitel in „Aus meinen Kindertagen“.

Daß hinter der Angst vor den die Augen bedrohenden Raubvögeln und vor den Hexen die Angst vor der gefürchteten strafdrohenden Mutter steckt, ist psychoanalytisches Wissensgut. Es ist der mit Libido legierte Haß, der aus dem Ödipuskomplex resultiert, der Schuldgefühl und damit Angst mit sich bringt. Die Verwandlung der Aggression in Angst und die Verschiebung vom gleichgeschlechtlichen Elternteil auf das Tier ist von Freud schon vor vielen Jahren in der „Analyse eines fünfjährigen Knaben“ dargestellt worden.

Selma Lagerlöf erlitt mit dreieinhalb Jahren eine Lähmung an einem Bein (Kinderlähmung), war dadurch lange Jahre an freier Beweglichkeit und am Spiel mit ihren vier Geschwistern behindert;<sup>6</sup> solche Kinder, immer wieder ermahnt und gewarnt und eingeschränkt, neigen sehr zu Neid, gesteigerter Aggression und Gefühlen der Zurücksetzung.

Die Persönlichkeit der strengen, gewissenhaften Mutter, von der angegeben wird, daß sie die ältere schönere Tochter bevorzugte, war nicht geeignet, all dies zu mildern.

Das Verständnis für den Zusammenhang dieser einer Phobie nahekommenden Angst vor Vögeln, wie sie Selma Lagerlöf als Kind erlebt hat und wie sie das Phantasieleben der Dichterin dauernd erfüllt, — mit dem liebevollen Zusammenleben zwischen dem Däumling und den wilden Gänsen in der Kindergeschichte von Nils Holgersson bietet uns Anna Freud.<sup>7</sup>

---

6) Das Fliegen mußte einem gelähmten Kinde besonders verlockend erscheinen. Die vierzehnjährige Selma behandelt denn auch in ihrem Tagebuch das Problem des menschlichen Fliegens.

7) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936, besonders Kapitel VI.

Es wird dort über normale Kinder berichtet, denen es gelungen ist, das sie beunruhigende Angsttier durch Verleugnung in der Phantasie — zum Freund umzudenken. Dieser Mechanismus muß auch bei der Entstehung der „Wunderbaren Reise...“ angenommen werden: die Dichterin kehrt mit dem Auftrag, eine Kindergeschichte zu schreiben, unbewußt in die Erinnerungen an die infantile Vogelangst zurück, ihre Phantasie verleugnet das zur Darstellung in einer Kindergeschichte Ungeeignete und schließt mit den Vögeln Frieden. Die Stoffwahl aber hält an den wilden, nunmehr freundlichen Vögeln fest. Paradox wird man finden, daß dies in der 48 jährigen Dichterin vorgegangen sein soll; wir wären lieber Zeugen eines Berichtes über eine solche Kinderphantasie der Lagerlöf. Dafür werden wir aber reichlich entschädigt durch die Schilderung des Momentes der Inspiration der Dichterin zu dieser Kindergeschichte, in ihr selbst im Kapitel „Ein kleiner Herrenhof“ enthalten.

Selma Lagerlöf tritt hier persönlich auf und rettet Nils vor einer bösen Eule, die ihm eben die Augen aushacken will und schon die Krallen in seine Schultern geschlagen hat. „Nils hielt die eine Hand zum Schutz vor die Augen, während er sich mit der andern zu befreien suchte... Er fühlte, daß er in wirklicher Lebensgefahr schwebte.“ Der gerettete Däumling erzählt nun seine Reisegeschichte und die Dichterin beschließt — vergnügt, aus der Verlegenheit mit der Stoffwahl zur Kindergeschichte zu sein, — alles, was er erzählt hat, in ihr Buch zu schreiben. Sie hat nun keine Sorgen mehr darum; die Reise in das Heim der Kindheit hat ihr die Hilfe gebracht, denn dort spielt diese Szene.

Sehen wir aber in der Eule eine unbewußte Erinnerung an die einst gefürchtete Mutter, so ergänzt die Dichterin sofort auch den geliebten Vater. Ein Schwarm Tauben kommt dahergeflogen und läßt sich nieder; die Haustauben hatten seinerzeit zu den Tieren gehört, die der gute Vater unter seinen Schutz genommen hatte. „Wenn nur jemand davon sprach, daß eine Taube geschlachtet werden sollte, so hatte ihm das die gute Laune verdorben.“

Die Begrüßung durch den Taubenschwarm erscheint der Dichterin als ein Gruß des toten Vaters, und es ist ihr eine angenehme Vermutung, daß er auch am Werk gewesen, ihr die Lösung der Aufgabe zu verschaffen, über die sie schon so lange vergebens gegrübelt hatte.

Mutter und Vater, durch Vogelgestalten repräsentiert, erscheinen also alsbald bei dem Besuch der Tochter im Heimathaus! Die Inspiration ergibt eine veröhnliche Vogelgeschichte, in der der wilde Vogel zum Freund wird und eine mütterliche Vogelgestalt, gerecht und geduldig, zur Anführerin gemacht ist. Die Dichterin ist unbewußt zurückversetzt in das Phantasiespiel der eigenen Kindheit, das sie milde korrigiert. Der wilde Vogel ist gezähmt, dient dem Däumling und hilft gütig durch die Welt; der Däumling ist der einzige Mensch, der so vom Schicksal ausgezeichnet ist, mit den Wildgänsen durch die Welt zu fliegen.

„Das Angsttier“, heißt es bei Anna Freud, „wird zum Freund ernannt; seine Stärke dient jetzt..., statt zu erschrecken.“

In Nils wird aber auch ein Held, ein mutiger Vogelbesieger, dargestellt. Er wird in der Erzählung einmal von bösen Krähen geraubt und wiederholt an den Augen bedroht; eine besonders böse Krähe stürzt sich blind vor Wut auf ihn, aber direkt in sein gezücktes Messer hinein, das ihr durch ein Auge ins Gehirn dringt, worauf sie tot zu Boden sinkt. Nils hat also — wenn auch unwillkürlich — der Krähe ein Auge ausgestochen. Man kann darin ein Beispiel für eine „Identifizierung mit dem Angreifer“ sehen, einen Ich-Mechanismus, durch den aus dem Bedrohten ein Bedroher geworden ist, wodurch gleichfalls die Angst überwunden ist.

Ehe wir das Thema der symbolischen Vögel verlassen, sei noch auf das „Motiv der hilfreichen Tiere“ im Mythos hingewiesen und erwähnt, daß auch im Werk der Selma Lagerlöf öfters freundlich helfende Vögel vorkommen, so vor allem der weiße Gänserich aus dem Vaterhaus, der den Däumling trägt, und der Paradiesvogel, dem — obwohl er nur ein ausgestopfter ist — laut Kindheitserinnerung („Märbakka“) die Heilung oder doch wesentliche Besserung der Beinlähmung zugeschrieben wird.

In Weiterverfolgung des Themas von der Entstehung der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ haben wir nun die Gestalt des Däumlings, des zwerghaften Helden selbst ins Auge zu fassen. Die Kindergeschichte hätte ja auch ein Mädchen als Heldin aufweisen können; warum ist es ein Knabe? Und was bedeutet diese Zwerggestalt?

Zweifellos ist es der einstige Wunsch der ehrgeizigen kleinen gelähmten Selma, ein Knabe wie die beiden älteren Brüder zu sein, der hier zum Ausdruck kommt. Eines können wir wohl hier vermuten: daß die Kleine den Neid in sein fruchtbares Gegenteil verwandelt hat, indem sie zu einer Überbetonung ihrer magischen Fähigkeiten und dazu Zuflucht nahm, wenigstens in der Phantasie zu zaubern, d.h. Dichtungen zu erfinden. Schon als kleines, durch die Lähmung gekränktes Mädchen schickt sich Selma an, Dichterin zu werden.<sup>8</sup>

Wir verstehen am besten die Erfindung des allein vom Schicksal auserlesenen, allen anderen Kindern so überlegen werdenden, weitgereisten, welterfahrenen Däumlingwesens, wenn wir diese Gestalt — aus Regression auf eine zahlreiche schwere Kränkungen enthaltende Kindheit entspringend — als eine Phantasiestalt auffassen, welche alle diese Kränkungen überkompensiert und in sich männlichen und weiblichen Narzißmus verdichtet.

Ich fasse noch einmal zusammen, wie eigenartig die Szene der Inspiration, die von der Dichterin in den Lauf der Begebenheiten ihrer originellen Kinder-

---

8) Vgl. auch hiezu Anna Freud, l.c.

geschichte eingeflochten ist, die unbewußte Konzeption der Hauptzüge des Buches beleuchtet.

Selma Lagerlöf fuhr tatsächlich im Bedürfnis nach Anregung zum Kinderbuch damals nach dem Heimathof in Värmland. Ihre Darstellung bringt den Däumling von der Eule bedroht, den sie rettet. Gleichzeitig erscheint der Taubenschwarm, wie als Gruß vom Vater. Der Däumling erzählt seine Flug-Abenteuer mit den freundlichen Wildgänsen und die Dichterin beschließt beglückt, diese seine Abenteuer zum Inhalt des Kinderbuches zu machen. Die psychoanalytische Deutung ergibt die Erkenntnis, daß die alte Kinderangst vor den die Augen bedrohenden bösen Vögeln hier eingetauscht ist gegen das gute Verhältnis eines Däumlings zu freundschaftlichen wilden Vögeln, und daß in symbolischer Verhüllung hier die Personen der Eltern und die Komplexe der eigenen Kindheit der Dichterin aufscheinen, also eine unbewußte Regression ihr zur Eingebung verholfen hat.

Es konnten Mechanismen des Ichs aufgezeigt werden, welche der Entwicklung der Dichterin Richtung gaben, ihr die frühe Angst zu verleugnen gestatteten und es dem krüppelhaften Kinde ermöglichten, im magischen Phantasieren des Dichtens seine Minderwertigkeitsgefühle und seinen Neid zu überwinden.

Ein großes Talent und ein starkes Ich überwand die Schwierigkeiten der Kindheit, trösteten über Ehe- und Kinderlosigkeit; so ist der kleine Nils, außer der Dichterin selbst als Kind, auch — ein phantasierter Sohn. Im dunklen Bewußtsein ihrer früheren inneren Kämpfe sagt Selma Lagerlöf bedeutungsvoll von sich, sie werde immer tief gerührt, wenn sie „von solchen hört, die es schwer gehabt haben, denen es aber später gut gegangen ist.“

### III. Die Lichtgestalt des Vaters

Dem Vater galt die freudige Liebe des Kindes Selma, ihm galt zeitlebens treuestes Gedenken. Die Geschwister hatten an ihm „einen herrlichen Spielkameraden..., der in jeder freien Stunde mit ihnen herumtollte.“ Eine freundliche gesellige Natur, ein Gegner aller Frömmerei, ein interessanter Erzähler, voll heiterer Güte, war er, wie die Tochter schreibt, „ganz und gar unwiderstehlich.“ Er sang heitere Lieder vor und spielte Klavier, er war lebensfroh, und sein Humor durchleuchtete alles. Das allerschrecklichste ist ihm, „wenn jemand weint“. In den Erinnerungen der Dichterin heißt es einmal: „Oh, es gibt doch niemand, der so lieb ist wie mein Vater!“, da der Vater das Opfer auf sich nimmt, die hinkende Tochter wieder zum Orthopäden nach Stockholm zu schicken.

Erik Gustav Lagerlöf war mehr ein Phantast als ein nüchterner Kopf. Er war kein Mann des Erfolges. Im ruhigen Überlegen und bedachten Entscheiden war

ihm seine Frau überlegen; aber er hatte ihr strengeres, pedantisches und frommes Erziehen oft zu mildern.

Unvergeßlich bleibt der Tochter die Erinnerung, wie der Vater auf dem Schulhof, wie immer fröhlich und vergnügt, wenn er von einer Menge Kinder umgeben war, mit vollen Händen Kupfermünzen unter die Schar wirft. Von ihm wurden, „sobald es sich um Kinder handelte, alle Grundsätze über den Haufen geworfen.“ „Du bist kein großer, bedeutender Mann“, sagt ihm ein Festredner zu seinem Geburtstag; „du hast keine großartigen Taten vollbracht. Aber in dir wohnt das große Wohlwollen, das offene Herz...“

Vater Lagerlöf repräsentiert Haus und Heimat mehr als die Mutter; Märbakka, der kleine Herrenhof, ist sein Stolz; hier will er verbessern und verschönern. Die pietätvolle Vorliebe der Tochter für diesen Familiensitz, für die Heimat, geht offenbar in erster Linie auf den Vater zurück, den sie mit dem Hause sozusagen identifiziert.<sup>9</sup> Wir entsinnen uns des Taubenschwarms aus „Nils Holgersson“, der die Dichterin vor dem Herrenhof begrüßt und ihr Zuversicht gibt; der tote Vater im Himmel ist am Werk gewesen, ihr die Lösung ihrer schwierigen Aufgabe zu bringen; so deutet es die Phantasie der Tochter.

Das innige und dankbare Verhältnis noch zum toten Vater äußert sich auch in der Dankansprache der Dichterin nach Empfang des Nobelpreises; sie läßt sich von ihren Gedanken in den Himmel führen, um dem Vater vor allen mitzuteilen, daß sie den Preis bekommen habe, und hebt sein Verdienst um sie hervor. Wir halten dafür, daß die Erzählkunst und -lust der Tochter vom Vater her stammt; er war als erfindungsreicher, ausschmückender Erzähler, der auch bei Tisch die Unterhaltung durchaus nicht ins Stocken geraten ließ, der Musaget ihrer Leistung. „Und wenn er auch auf seinem Morgenspaziergang nichts anderes erlebt hatte, als vielleicht eine Begegnung mit einem alten Weibe, so konnte er daraus doch eine ganz große Geschichte machen.“ Nicht von den erzählten Sagen, von den Stunden mit der Großmutter hat der Drang zu dichten wesentlich den Ausgang genommen; sondern von der Identifizierung mit dem Vater. Die Erzählungen ihres Vaters von Magister Frykstedt gaben ihr das Modell zu ihrem ersten Helden Gösta Berling. Berendsohns Bemerkung, daß die Gestalt Göstas „aus dem Quell verborgener Liebe zum Vater“ stark genährt ist, erscheint bestechend; umsomehr wenn wir auch des Vaters Schwächen in Betracht ziehen. Von Gösta Berling heißt es, er ist „der Stärkste und der Schwächste unter den Menschen.“

Der Vater zeigte manche Schwäche, manche Unverläßlichkeit. Er war auch äußerlich eitel und großtuerisch, ließ sich mit jedem ins Gespräch ein, machte sich auch lustig über den und jenen. Er zeigte Neigung zum Genuß, zur Unmässig-

---

9) Der Nobelpreis gestattet ihr, Märbakka zurückzukaufen.

keit, z.B. in der Geschichte von den Slom-Fischen. Seine Projekte fielen oft ins Wasser, seine Neugestaltungen in Haus und Hof mißlingen zuweilen. Er konnte der besonnenen Beratung der Mutter nicht immer entbehren; ihr Takt rettete manchmal die Situation, die seine leichtere Art unsicher gemacht hatte. Der Vater war um 40 Jahre älter als Selma; mitleidig sah sie ihn erkranken, ergrauen, altern.

Auch in den Kavalieren auf Ekeby sind keine Vollmänner dargestellt; jeder repräsentiert wohl eine Tugend oder eine künstlerische Fähigkeit, eine heldische Stärke, aber sie sind alle aus ihrer Lebensbahn geschleudert und leben von der Gnade und der Laune einer Gönnerin, der kraftvollen Majorin, — als Sünder und Prasser, als Verunglückte, Entwurzelte, Entmannte.

Der Vater war eine sonnige Gestalt, die Mutter gab eher die düstere Folie ab. Arbeit, Pflicht, Unfreiheit, strenge Beurteilung, Erziehung zu Gehorsam und Gebet — das ist die ernste Mutter; Feierabend, Spiel, Freiheit, Humor, Atempausen im Ernst des Lebens, freiere Auffassung im Religiösen — bedeutet der Vater. Mit ihm sieht sich das Leben leichter an, es gibt auch Verzeihung und Scherz und ein wenig Erfinden und Aufschneiden. „An einem echten Spitzbubenstreich“, heißt es vom Vater, „konnte er sich immer und immer wieder erfreuen.“ Die Szene, welche Selma Lagerlöf im Kapitel „Mittagsschlaf“ (Märbakka) schildert, wo der Vater, der sich nach Tisch auf dem Ledersofa bequem macht, die zwei kleinen Töchter, die sich mit lautem Geschrei auf ihn werfen, abwehren muß; wie er sie dann immer wieder „wie kleine Bälle“ ins Zimmer hineinwirft, bis alle drei sich satt vergnügt haben; diese Szene, mit Vergnügen jeden Nachmittag vor dem Einschlafen wiederholt, wo die Kinder allen möglichen Unfug treiben durften, den Vater am Bart zupfen und am Haar zerren, — sie war nur abseits im Kontor des Vaters denkbar und in Abwesenheit der Mutter. Solche Väter machen dem Kinde Mut, das Leben auch auf Tagträume aufzubauen, es einmal anders zu versuchen als die Mehrzahl; z.B. als Künstler, als Schaffender.

Die Identifizierung mit dem Vater war hier auslösend, wenn auch noch vieles hinzukommen mußte. Selma Lagerlöf hatte vom Vater „die Frohnatur und die Lust zu fabulieren“.

In der Erwartung, daß die zärtliche Bindung an den Vater auch aus den Werken reflektiert wird, sehen wir uns nicht getäuscht. In der Geschichte vom „Flaumvögelchen“ lesen wir von der Liebe eines vom Verlobten enttäuschten Mädchens zum Onkel. Der Onkel ist eine gütige Vaterfigur. Als er mit seiner großen Hand ihr Haar streichelt und „Mütterchen“ sagt, verliebt sie sich in ihn und sie heiraten einander. In „Nils Holgerssons Reise“ finden wir eine traurige Geschichte, wo zwei arme Kinder ihren Vater suchen, der trübsinnig das Haus verlassen hat. Vier seiner Kinder (Selma hatte vier Geschwister) sind gestorben; dann geht noch der Bruder durch einen Unfall zugrunde und nun sucht die übriggebliebene

Tochter Asa den Vater, entdeckt ihn bei den Lappen und führt ihn ins Leben zurück.

Zwanzig Jahre später entsteht der Roman „Jans Heimweh“, der z.T. auch auf Märbakka spielt und des Leutnants Lagerlöf Geburtstagsfeier in die Handlung einbezieht. Das Verhältnis eines armen, müden Landarbeiters zu seiner Tochter wird als besonders innig dargestellt, aber die Tochter sinkt in der Großstadt zur Dirne herab. Der Vater, ahnungslos, in seiner grenzenlosen Sehnsucht, wird geisteskrank und läuft, manisch aufgeputzt, als Kaiser von Portugalien umher. Er stürzt sich ins Meer, als die heimgekehrte Tochter ihn wieder verläßt.

Erschütternd ist auch die Liebe des tiefgekränkten Vaters Melchior Sinclair in „Gösta Berling“ geschildert, der sich so sehnt nach der Tochter, „daß er fast den Verstand darüber verloren hat“. Und wie zärtlich bringt er die von Blatternarben Entstellte heim, auf deren Schönheit er so stolz gewesen war. Daher seine tiefe Kränkung, seine eifersüchtige Wut, als sie Gösta liebt.

Diesem gütigen, heiteren, gar nicht beängstigenden oder dogmatisch fordernden Vater gilt die ewige Liebe seiner Tochter. Als ihn der Tod verklärt, als er in den Himmel zu Gott Vater versammelt wird, löst er sich nicht auf in Gott; seine Person wird angerufen noch im Himmel oben. Von dort sendet er getreu die geliebten Tauben als Boten; zu ihm hinauf steigt der Dank der mit dem Nobelpreis Ausgezeichneten.

Selma Lagerlöf hat ihren Vater vergöttert und vermenschlicht ihren Gott.<sup>10</sup>

Selma Lagerlöf verdankt unserer Ansicht nach eine der anziehendsten Eigenarten ihrer Werke dem Vater — nämlich den Humor. Fehlt derselbe noch im allzu pathetischen Erstlingswerk, so kommt er in zunehmendem Grade später in Erscheinung. So wie der Vater Trost war und vor Leiden bewahrte, wenn das Leben zu düster und zu voll von Forderungen erschien, so wie er Dogmatik und Orthodoxie zu kritisieren und zu entwerten verstand, so wurde das Gewissen der Dichterin in seinem Sinne fähig, ihrem Ich zu gestatten, das Leben auch mit Humor zu betrachten und die Sonne der heiteren Darstellung gegen dessen ethische Forderungen auszupsielen. So war der Vater die Instanz gewesen, zu

---

10) In einer Erzählung „Das reine Wasser“, die anlässlich des 75. Geburtstages der großen Dichterin in einem Wiener Tagesblatt zu lesen war, gibt es einen Streit zwischen Unserem Herrn und dem heiligen Petrus; die beiden Personen sind so menschlich und irdisch dargestellt wie nur möglich. Petrus ist brummig und ungezogen, weil „böse“ mit Jesus, und geht erzürnt voran. „Unser Herr antwortete nichts, sondern folgte ihm ganz ruhig und bescheidenlich nach...“ „Sie gingen und gingen und die Sonne brannte und brannte auf die zwei zerstrittenen Wanderer.“ Unser Herr ist dann von unendlicher Güte gegen den anmaßend rasonnierenden Petrus. Die gute Lehre der Erzählung ist die, „daß Gottes Wort so heilig und unverletzlich ist, daß es seine Herrlichkeit bewahrt, auch wenn es aus dem Munde eines Sünders kommt.“ Eine Ahnung der Weisheit, daß auch in uns Menschen das Höchste aus dem Niedrigsten, Mitleid aus Grausamkeit, Ethik und Glaube aus Schuldgefühl ihren Ursprung nehmen können, kann aus dieser Jesus so vermenschlichenden Erzählung herausgelesen werden.

der man vor den allzustrengen Anforderungen und Strafen des Schicksals oder der Mutter flüchten konnte. Dogmatisch strenge Betschwestern, nein, die wollte der Vater nicht! Das großartig Versöhnliche in allem Strengen und Ethischen — der Humor ist es vor allem, der den Leser versöhnt.

Die Abkunft des Humors von der Eltern-Instanz, wie sie der psychoanalytischen Auffassung entspricht, erscheint hier bestätigt. Narzißtisch steht der Humor über den Dingen. Die innere Stimme ist milder als sonst, die Welt scheint keinen Grund mehr zu Angst zu geben, sieht auf einmal ungefährlich aus. Gerade wo viel Angst da war, wird sie gern von Humor abgelöst; die starren Züge lösen sich zu einem Lächeln. So war Selmas Vater, der Kinder nicht weinen sehen konnte, alsbald geneigt zu verzeihen.

#### IV. Die herbe Mutter

Von Freude an der Mutter, von zärtlicher Liebe zu ihr ist in den Kindheitserinnerungen nichts Wesentliches zu finden; Selma ist nicht die Bevorzugte, sondern diese ist ihre schöne ältere Schwester Anna. Diese wird auch als leichter erziehbar angegeben, konnte mit fünf Jahren bereits stricken und nähen und war „Mamas Herzblatt“. In der frühen Kindheit ist es nicht die Mutter, sondern die Kinderfrau, die hegt und pflegt; später wendet sich Selma in ihren Herzensnöten eher an das Fräulein im Hause.

Die Mutter ist als ernste, auf Fleiß und pünktliche Gebete, auf Ordnung und Sparsamkeit Wert legende Frau geschildert. Die Mägde fürchten sie ein wenig. Sie ist Respektperson und dem Vater an Ernst, Takt und ruhigem Überdenken gelegentlich überlegen. „Mutter ist ja so klug,“ heißt es, „auf Mutter verlassen wir uns alle.“

Die Mutter ist als starke, ethisch strenge, religiöse Persönlichkeit zum Schicksal der Tochter geworden; sie ist das Vorbild des ethisch-religiösen Charakters der Tochter. Durch Identifizierung mit ihr ist das Gewissen Selmas ein so strenges, zu Schuldgefühlen und Bußen neigendes geworden. Die Identifizierung mit der Mutter ist nur eine teilweise; Selma ist zwar zur Hausführung geeignet geworden, aber nicht zum Heiraten und Kinderaufziehen.

Von der Mutter ist nicht berichtet, daß sie Mitleid mit der gelähmten Tochter äußerte; sie verbietet ihr nur ängstlich zu viel Bewegen oder Mitwandern. Dem Vater wird vielmehr gedankt für Teilnahme und für die teuren Reisen zu Ärzten.

Daß Selma ihre Pflichten gegen die alt gewordene Mutter immer tadellos erfüllt hat, sie im Alter gepflegt hat, darf uns nicht wundern; sie war ja den Idealen der Barmherzigkeit und Pflichterfüllung immer ergeben. Wenden wir uns aber zu Anzeichen aus dem Unbewußten der Tochter, so zeigen uns manche,

daß das Verhältnis der Tochter zur Mutter auch Haß und Ambivalenz enthalten haben muß: sei dies nur Reaktion auf die präödpale und Folge der ödipalen Einstellung oder aber Konsequenz besonderer Umstände, zu denen wir das harte oder doch herbe Wesen der Mutter rechnen müssen. Zunächst finden wir im Werk unserer Dichterin das Bild der bösen Stiefmutter, auch Schwiegermutter, oft und eindringlich abgehandelt, am eindringlichsten in dem klassischen Stiefmutter-Roman „Liliencronas Heimat“. In der Legende „Unser Herr und der heilige Petrus“ wird die geizige und grausame Mutter des Petrus nicht in den Himmel gelassen, sondern vor des Sohnes Augen in die Hölle zurückgeschleudert. Welche Qualen fügt die Schwiegermutter der Gräfin Elisabeth in „Gösta Berling“ zu! Die junge Frau muß als Schwangere in Not und Elend hinaus. Solche böse Mütter werden grausam gestraft und dadurch manchmal bekehrt, wie die Frau Raklitz, besonders in der Geschichte von ihrer schaurigen Fahrt durch die beängstigenden Wühlmäuse. Aber auch das Thema der schuldigen Tochter weiß die Dichterin erschütternd zu schildern, so das Schicksal der Majorin von Ekeby, die ihre eigene Mutter ins Gesicht geschlagen hat und nicht eher zur Ruhe kommt, bis sie nicht durch niedrigen Magddienst bei ihr Buße getan hat.

Im Stiefmutter-Roman werden derselben maßloser Geiz, Falschheit, Neid auf die Tocher, Quälen derselben mit Grausamkeit und harter Arbeit vorgeworfen; sie läßt auch ein unschuldiges Tier aus beleidigter Eitelkeit töten<sup>11</sup> und verfolgt die zartfühlende Tochter so, daß selbst das Gesinde sich auflehnt. Das Ende dieses bösen Weibes, vor dem alle Angst haben und das vom Volk mit einer Unheil bringenden Hexe identifiziert wird, gleicht einem wunscherfüllenden Traum: Auf einer ihrer bösen Taten ertappt, enteilt sie und bleibt verschwunden; hat sie sich in einen bösen Geist verwandelt?

Ist hier ein Übergang von einer irdischen Muttergestalt zu einer mystischen Hexengestalt, die überall Unglück bringt, angedeutet, so können wir die unbewußten Wege der seelischen Verarbeitung frühen Hasses gegen die Mutter und Angst vor der Mutter gerade an solchen Hexenfiguren der Dichtung mit Erfolg weiterverfolgen.

Ferner sei hingewiesen auf die Darstellung überlegener, mehr männlich imponierender Frauengestalten, charakteristischer Weise mit einer Pfeife im Munde auftretend: so die Majorin von Ekeby, die den Männern gegenüber sich zu Zeiten so überlegen verhält, sie erziehen will, sie als Herabgekommene (quasi Entmannte) wie in einem Asyl versorgt. In „Gösta Berling“ ist eine Hexe von ähnlichem Kaliber beschrieben, die dann die Krähen gegen die geizige Gräfin

---

11) Einen Ziegenbock. In „Der Gänserich“ (Märbakka) tötet die Stiefmutter den mit den Wildgänsen fortgeflogenen, dann mit Familie heimkehrenden Vogel, auch aus Rancune gegen die tierliebende Tochter.

mobilisiert. Auch das Grauen — ist eine Hexe; die die Augen aushackende Eule — ist ein verhexter Geist.<sup>12</sup>

Wir sehen also Selma Lagerlöf durch ihr ganzes Leben zur Angst vor weiblichen Gestalten, Gespenstern oder symbolischen Ersatztieren geneigt und führen dies aus noch näher auszuführenden Gründen auf kindliche Angst vor der Mutter zurück. Es ist die Sprache des Unbewußten, der Mythen und Träume, die verhüllend und doch deutbar, das Tier an Stelle der Mutter treten läßt.

So humorvoll und gütig verzeihend der Vater war, der allem Pedantischen, Dogmatischen und Orthodoxen ablehnend gegenüberstand, so streng und stets zur Pflicht anhaltend war die ernste, Gesetz und Moral repräsentierende Mutter. „Des Lebens ernstes Führen“ — hier kam es von der Mutter. Selma Lagerlöf zeigt zeitlebens die von der Mutter repräsentierte und geforderte Sittenstrenge, die große Religiosität und das warme Mitleid, als Folgen eines überfeinerten Schuldgefühles. Die Angst des Kindes, die ursprünglich den strafenden Eltern teil fürchtet, sie ist später als Gewissensangst festzustellen; der innere Feind ist die sündhafte Strebung, ein böses Gewissen ist die Strafe.

So sagt Selma in einer Stunde der Reue über ihre Zornmütigkeit: „Mutter sieht, daß mein Zorn verraucht ist; vielleicht weiß sie auch, daß ich jetzt Angst vor mir selber habe. Mutter weiß alles.“

Diese ernste, an sich und die anderen strengste Anforderungen stellende Mutter war die eigentliche Erzieherin der fünf Kinder. Zur Erzieherin wird auch die Tochter Selma, wenn auch nicht eigener Kinder. Aber sie ist es als Lehrerin in Landskrona durch viele Jahre und bleibt es als Schriftstellerin; voll ethisch-pädagogischer Tendenz wird sie zur Erzieherin der Menschheit.<sup>13</sup>

Wozu Selma Lagerlöf aber gar keine Tendenz zeigte, war — Gattin und Mutter zu sein. Erotische Liebe hat in ihrem Leben keine Rolle gespielt; sie ist im Tagebuch der Vierzehnjährigen Gegenstand der Angst, gilt als furchtbar und unheimlich. Die Idealforderungen des Gewissens spielen um diese Lebenszeit eine große Rolle und bleiben manchmal fürs ganze Leben unnachgiebig und unzugänglich für Revisionen. „Ehrgeiz und Pflichtgefühl, Arbeit und Selbstüberwindung

12) Als alte Dame veröffentlicht Selma Lagerlöf ein Feuilleton „Värmländischer Sommerspuk“, in dem sie selbst auftritt und, in der Heimat reisend, eine lebhaft Halluzination erlebt. „Ich glaubte“, heißt es dort, „einen dünnen Nebel oder Rauch zu verspüren, und der verdichtete sich rasch und nahm die Form eines Menschen an... Er glich aufs Haar einer alten Bettlerin... die ich in meiner Kindheit gesehen und vor der ich große Angst gehabt hatte, weil die Leute behaupteten, sie könnte dem Menschen, der ihr nicht gab, was sie begehrte, Tollheit anhexen.“

13) Auch als Hausfrau war die Mutter vorbildlich. Selma ist in ihrem Ansitz Märbacka selbst die alles anordnende tüchtige Hausfrau geworden, verwaltet ihren reichen Besitz selbst und steht praktisch im Leben. Es gibt in Schweden ein Hafermehl aus ihrem Betrieb, jedes Päckchen geschmückt mit dem Namenszug der Dichterin.

werden", sagt eine Kennerin dieser Entwicklungszeit<sup>14</sup>, „für Verliebung und sorglose Sinnlichkeit nicht Raum und Zeit freigeben.“

Voll asketischer Ideale, nicht ermutigt und nicht verführt, alle Zärtlichkeit an den Vater hängend, konnte Selma Lagerlöf unverheiratet bleiben. Von Kindheit auf lassen sich übrigens zärtliche Beziehungen zu Frauen feststellen, so zur Kinderfrau, zu Erzieherinnen, zu Mutter-Ersatzpersonen. Mit 26 Jahren beginnt eine Freundschaft mit einer in Weltgewandtheit überlegenen Frau, Sophie Elkan, mit der auch weite Reisen unternommen werden und für die Selma Lagerlöf wärmste Töne findet. Buchwidmungen lauten z.B.: „Der kleinen Hand, die mich ins Wunderland führte, und dem großen Herzen, das mich es lieben lehrte.“ Oder: „Möchten die schönen klugen Augen milde auf dieses Buch blicken.“

Ein Ideal männlicher Selbständigkeit, männlicher Leistung und Unabhängigkeit mag sich früh auch aus dem Neid auf die Brüder entwickelt haben, zumal das Bewußtsein anziehender Weiblichkeit nicht groß war.

#### V. Selbstvervollkommnung

Nicht ohne Rührung geht man, voll Ehrfurcht vor der edlen Gestalt der greisen Dichterin, den Wegen nach, auf denen sich ihr Wesen entwickelt hat. Die Stufen ihrer Selbstvervollkommnung steigt sie schon in frühen Jahren hinan. Im Kapitel „Angst“ der Kindheitserinnerungen erzählt sie in ihrer fein-ironischen Weise, wie die Mägde an dunklen Abenden, namentlich wenn die Eltern nicht daheim waren, grausige Geschichten erzählen, wie sie als Kind zwar aus Angst vor dem Teufel erschauert, „aber es ist eben doch so furchtbar spannend.“ Die Angstlust des Kindes! Aber da die Angst anhält, beginnt sich Selma ihrer zu schämen, sagt sich im Bettchen wachliegend: „Das darf nicht mehr vorkommen!“ Und am nächsten Tage trainiert sie für das Ziel, allein in die beängstigende Bodenkammer hinaufzusteigen und endlich ohne jedes Herzklopfen wieder herunterzukommen.

Dreimal weiß die Dichterin in ihren Kindheitserinnerungen weiters von Erlebnissen zu erzählen, wo ein Schuldgefühl über eine Unterlassung oder getanes Unrecht sie heftig erschüttert hatte, worauf ihr Gewissen sich laut meldete, sie Buße tat und sich mit Erfolg zu bessern entschloß. Dreimal geht das zehn-bis zwölfjährige Mädchen aus eigenem den Weg zur Vervollkommnung, einmal wegen einer Unterlassung aus Geiz, einmal wegen einer solchen aus Trotz und ein drittesmal wegen eines ungehemmten Zornausbruches.

Geizig, trotzig und jähzornig erweist sich das Mädchen Selma um diese Lebenszeit; der Vierzehnjährigen wird — wie sich aus dem Tagebuch ergibt — aufgetragen, als Gast bei Onkel und Tante sich nicht so verschlossen, langweilig und trotzig zu geben wie zuhause. Dieses Tagebuch ist voll von einbekannten Schuld-

---

14) Anna Freud, l.c.

gefühlen über Auflehnung und Aggressionen, einmal auch über ein unbeabsichtigtes Beschmutzen eines reinen Fußbodens.

Ein besonders beängstigendes Schuldgefühl aber ergibt sich, als sich jemand in Selmas Gegenwart zum Atheismus bekennt und sie ein freiwilliges Bekenntnis zu Gott unterläßt. Ängstlich und zerknirscht fragt sie sich, ob denn Gott ihr je verzeihen oder sie durch viele schwere Unglücksfälle dafür bestrafen werde. Erst nach vielen Wochen kommt das Mädchen wieder zur Beruhigung darüber. Gottvater gilt ihr damals als strenger und eifervoller Richter. Die innere Stimme, die Stimme des Gewissens, fordert Folgsamkeit, Demut, Fleiß und Pflichttreue, vor allem aber treuen Glauben: sie gleicht in ihren Forderungen der Stimme der Mutter, die ernst und sittenstreng, gewissenhaft und fromm das Vorbild war.

Mit zehn Jahren aus Stockholm, vom Arzt im Hinken gebessert, heimfahrend, hatte Selma ein trauriges Erlebnis; der Zug überfuhr einen Bahnwächter tödlich, und als alsbald für die Witwe und die Waisen des Mannes bei den Reisenden Geld gesammelt wurde, „brachte es Selma nicht über sich“, Geld beizutragen, obwohl sie es hatte. Nach Monaten hört sie die Erzieherin sagen, wir sollten immer tun, was unser Gewissen uns befiehlt, dann erspare man sich Gewissensbisse. Und nun läßt es ihr keine Ruhe, bis sie ihre häßliche Unterlassung eingestanden hat und das Fräulein das noch aufbewahrte Geld der armen Witwe zusendet.

Im gleichen Alter zeigt sich noch einmal ein solches Gehemmtsein trotz besserer Einsicht, doch soll diesmal nicht die Geldbörse, sondern der Mund zu einem Gebet um Gesundheit für den erkrankten Vater geöffnet werden. Das ganze Haus ist voll Angst um den Vater, der schwer krank zu Bette liegt. Als nun die Mutter, wie allabendlich, zum Nachtgebet der Kinder an deren Bett tritt, nimmt sowohl Selmas ältere Schwester Anna, wie auch die Freundin Emma von selbst Anlaß, ein spezielles Gebet um Errettung des Vaters hinzuzufügen. Auch Selma „möchte es von Herzen gern, aber es ist ihr ganz unmöglich, noch ein weiteres Wort herauszubringen.“ Mutter wartet und fordert zum Zusatzgebet auf, aber die Tochter „kann mit dem besten Willen kein Wort herausbringen.“ Sie sagt zu sich: „Ja, ich will, ich will so furchtbar gern, und ich weiß, wie schlimm es aussieht, daß ich nichts sage, aber ich kann eben nicht.“ Die Mutter geht weg, ohne den gewohnten Nachtkuß zu geben; kaum aber ist sie fort, so muß Selma in größter Angst immerfort denken, immerfort ein und dasselbe denken: Vielleicht wird Vater nun sterben, weil sie nicht für ihn gebetet hat! Vielleicht ist Gott nun böse auf sie, und sie ist von Angst erfüllt, daß Gott ihr den Vater nimmt.

Alsbald will sie Gott versöhnen, dazu ihren Schmuck verschenken; als sie aber am nächsten Tage die Tante in Großvaters geliebter alter Bibel lesen sieht — in der der Alte so oft gelesen hat, daß Gott ihn deshalb lieb gehabt hat, — überkommt sie etwas Merkwürdiges: „Es ist nichts, das ich mir selbst ausdenke, sondern jemand flüstert mir zu, was Gott will, daß ich tun soll, damit mein

Vater wieder gesund wird." Sie faltet ihre Hände und gibt Gott das Versprechen, das ganze, so dicke Bibelbuch durchzulesen. Dieses Gelübde aber glaubt sie geheim halten zu müssen, liest daher nur heimlich, was nicht ganz gelingt, so daß sie manchen Spott tragen muß. Aber sie hält das Gelübde, bis zu Ende lesend, auch nachdem der Vater längst wieder außer Gefahr ist.

Beide Male — beim Geiz gegen die Bahnwärterswitwe wie bei der Gebetsverweigerung für den todbedrohten Vater — hat das Mädchen das Gefühl von etwas Zwangsmäßigem: sie weiß, was sie tun sollte, aber ist gehemmt. Das Böse in ihr ist eine Zeitlang stärker als das Gute. —

Die Zwölfjährige wird einmal vom Bruder Daniel und einem schlecht sehenden Onkel gewürdigt, mit ihnen Karten zu spielen. Als sie sich aber im Spiel betrogen glaubt, beklagt sie sich wütend schreiend. Die Mutter nimmt sie hart am Handgelenk, führt sie aus dem Zimmer, um sie ins Bett zu bringen. Dort hat Selma eine Art Halluzination: ein drachenartiges Untier erhebt sich in ihrem Innern, wie aus einem Sumpf, und in Todesangst erkennt sie in dem teuflischen Untier das Sinnbild ihres Zornes. Ihr Entschluß ist gefaßt: sie will nie mehr wieder zornig werden, nie wieder jenes Untier in sich loslassen!

Dieses eindrucksvolle Erlebnis der Selbsterkenntnis mit dem Entschluß, sich zu bessern und künftig sich selbst zu beherrschen, erinnert durch die Personifizierung des bösen Prinzipes als Ungeheuer, an Kinder mit Zwangsneurose, welche glauben, einen Teufel in sich zu beherbergen: so benennen sie die innere Wahrnehmung ihrer sich zwanghaft durchsetzenden aggressiven und trotzig Regungen.

Auch Selma Lagerlöf stand als Jugendliche einem Zwangscharakter nahe, und das Wesen ihrer Mutter erinnert gleichfalls an diesen Seelentypus.

Sehen wir hier, wie die Tochter ohne die Billigung der Mutter nicht leben kann, wie sie, ohne daß die Mutter ein Wort sagt, sich in sie einfühlt und sich von der inneren Stimme selbst befehlen läßt, was die Mutter befehlen würde; sehen wir, wie das Kind aus Angst sich fügt, um keine Strafangst und kein Schuldgefühl tragen zu müssen, um zwischen ihrem ethischen Ideal und ihrem Tun keine Spannung zu dulden, — so verstehen wir auch, daß das Kind von der Mutter lernt, noch eine weitere Approbation zu brauchen, sich die Angst vor einer allerhöchsten Autorität zu ersparen: vor der Mißbilligung des strafenden und belohnenden Gottes.

Angst und Schuldgefühl haben die religiösen Gefühle gefestigt, welche die Erziehung und Tradition eingepflanzt haben. Von einem Wanderprediger will Selma erst richtig „bekehrt“ worden sein, obwohl der geliebte Vater gerade diese Wanderprediger ablehnte und den Kindern verboten hatte, ihnen zuzuhören. Zuzeiten mag der Vater ein wenig zu lässig im Glauben erschienen sein; den echten, beruhigenden, vor Angst schützenden Glauben vertrat vielmehr die Mutter.

Aus der Angst des kleinen Mädchens vor Strafe und Körperschädigung hat sich eine peinliche Gewissensangst entwickelt und die Angst vor einem gütigen, aber auch rächenden Gott, die später das Werk der Dichterin erfüllen werden, das vom Thema Schuld, Sühne und Erlösung durch Bekehrung sich nur selten frei machen wird.

## VI. Aggression

Betrachten wir die Triebe, gegen die das strebsame Ich der künftigen Dichterin in der Jugend ankämpft, so erhalten wir ein Charakterbild, bei dem Geiz, Jähzorn und Trotz mit dem Gewissen im Kampf stehen.

Als verschlossen, langweilig und trotzig charakterisiert auch die alte Kinderfrau die vierzehnjährige Selma. Geiz war das Unrecht gegen die eben Witwe gewordene arme Bahnwärtersfrau, Jähzorn war das Unrecht gegen die Kartenspielgenossen, und Trotz war es, der das Gebet für den kranken Vater nicht aus dem Munde ließ.

Selmas Gewissen spricht eine strenge Sprache, es ist von grausamer Art. Die Spannung zwischen dem Ideal, dem man gleichen sollte, und dem realen Verhalten tritt als großes Schuldgefühl immer wieder in Erscheinung.

Während die Dichterin Barmherzigkeit „als ihre Lieblingstugend bezeichnet und es für das größte Unglück hält, die Gefühle eines andern zu verletzen,“ finden wir in den Phantasien und in den Werken viel Haß und Grausamkeit. Die früh unterdrückte, verdrängte Grausamkeit verrät sich in den Werken als dunkler Hintergrund, aus dem Unbewußten wirkend, während der Charakter die Reaktionsbildungen gegen diese Regungen, Barmherzigkeit und Zartheit, aufweist. Ich schlage zur objektiven Beweisführung die Biographie von Berendsohn auf, dort wo er den Inhalt der Werke skizziert, z.B. Seite 239 und die folgenden: Sie handeln von seelisch Kranken, von zwei ungesühnten Morden, vom Krieg, vom bösen Blick, vom Raub eines Christusbildes, von Verdammten, einem Henker, von Todsünden und Höllenabgrund, von einem Bären, der tötet, von Ehebruch, Dolchstich, Wahnsinn und Scheintod, von einer ganzen Mausfamilie, die totgeschlagen wird, u.s.w.

Man wird entschuldigend sagen: das ist eben der Inhalt der von der Dichterin verwendeten Sagen. Der Psychoanalytiker aber wird fragen: warum haben gerade diese Sagen der Dichterin so zugesagt, daß sie dieselben zur Bearbeitung ausgewählt und ausgeschmückt weiter tradiert hat?

Welch rüdeste Roheiten finden sich breit ausgemalt in der Erzählung „Peter Nord und Frau Fastenzeit“ (Unsichtbare Bande). Wie detailliert ist der bethlehemitische Kindermord in einer Christus-Legende dargestellt. Judas zertritt in einer anderen Legende kleine, aus Ton geformte Vögel und „empfand eine solche Wollust, daß er zu lachen begann.“ Ein römischer Legionär erlebt eine

solche Hitze, daß er rote Flammen vor seinen Augen lodern sieht und fühlt, wie sein Gehirn im Kopfe schmilzt. Der teuflische Sintram „quält die Hunde bis zur Raserei, indem er ihnen Knopfnadeln in die Schnauze steckt.“ Marianne Sinclair läßt ihr Vater im Schnee fast erfrieren, wobei sie noch hört, daß er die Mutter prügelt. Blut fließt von den Händen Mariannens und ebenso von denen der Gräfin Elisabeth, der die Schwiegermutter siedendes Wasser über die Arme gießt. Die Majorin ergreift das Töchterchen des Brobyer Pfarrers beim Nacken und schleudert es auf die Landstraße. Stiefmütter sind grausam bis zum Hungernlassen; die Stiefmutter in „Liliencronas Heimat“ schleicht ihre Tochter beim Spinnen an, hält deren Hals von hinten fest umfaßt, hebt ihr den Kopf auf und fährt ihr mit einer Hand voll Werg wieder und wieder im Gesicht herum.

Ein echter Sadist ist in „Tale Thott“ (Ein Stück Lebensgeschichte) geschildert: Herr Arild prügelt einen Wilddieb. „Er empfand eine solche Freude bei jedem Schläge, den er dem zitternden, zuckenden Menschenleibe gab, daß er sich nicht entsinnen konnte, je vorher solche Wollust gefühlt zu haben.“ „Etwas ganz Neues hatte in ihm die Oberhand gewonnen... Er zerpeitscht dem Wilddieb die Kleider und die Haut. Er sehnt sich nach dem ersten Blutstropfen, und als er ihn hervorgepeitscht hatte, fühlte er, daß er sich danach sehnte, das Leben selbst herauszupeitschen.“ Auch gegen die gehaßte Frau entbrennt seine Gier; er verbindet ihr den Mund, legt sie über den Sattel „wie ein zuschanden geschossenes Tier“. In diesem Ausmalen äußert sich eine unbewußte Triebregung. „Ich möcht Sie tot vor mir sehen, Gösta Berling, tot, tot!“, ruft Marianne, als er ihre Verliebtheit feststellt. Ist es so erniedrigend für ein Mädchen, verliebt zu erscheinen? Liebe und Tod sind hier eigenartig verknüpft.

In manchen Kindheitserinnerungen läßt sich feststellen, daß die Phantasie der unreifen Dichterin die Wirklichkeit gern mit Grausamem romantisch ergänzt. Selma liebt den Ort Herrestad besonders, „weil dort soviel Merkwürdiges passiert ist.“ Dort ist ein „Blaues Kabinett“, von dem aus ein Mädchen sah, wie ihr Bräutigam im See ertrank. Selma stellt sich gern an dieses Fenster und halluziniert den jungen Herrn, wie er in einen Eisspalt fällt. „Dann aber wende ich mich ab, denn ich will nichts mehr sehen.“

Als jemand bei vierzig Grad Kälte abreist, wartet sie darauf, zu hören, daß er erfroren ist: „Dann wäre alles miteinander wie in einem Roman gewesen.“

In der Kirche malt sich das Mädchen aus, daß ein Blitz die Kirche anzünde, die fliehenden Leute fast einander zu Tode treten — sie aber besonnen mahne und als Heldin in die Zeitung komme. Daß ein Mann aus Liebe zu einer ihrer Tanten verrückt geworden ist, „ist schrecklich großartig zu wissen.“

In „Herrn Arnes Schatz“ wendet sich die junge zarte Else in Liebe — dem Mörder ihrer Gespielin zu.

„In den Bann getan“ berichtet von dem Mann, der in höchster Lebensgefahr

„ein Stück Fleisch von einem toten Kameraden gegessen hat“. Muß denn die Dichtung solche Dinge wiedergeben?

Nur ein Schwelgen in unbewußten Phantasien der Grausamkeit, des Mordes, ja Sadismus kann all dies erklären, und die Annahme von angeborenen Regungen in dieser Richtung hat ihre Berechtigung, mag auch im Erleben der Kindheit manch Verschärfendes festzustellen sein.

Wir wissen, daß sich das kleine Mädchen jahrelang nicht recht fortbewegen konnte. Gehemmte Aktivität, das ewige Gewarntwerden vor Überanstrengung und das Bewußtsein des Krüppeltums sind wohl geeignet, im Kinde die Aggression zu steigern. Wird nun gerade die Mutter als Verbieterin gefühlt, die scheinbar oder wirklich die gesunden Kinder lieber hat — kann man es einer Mutter verübeln? —, so richtet sich der Groll einsamer Grübeleien leicht gegen sie. Dazu kam im vierten Lebensjahr die Geburt eines Schwesterchens, wodurch die Bevorzugung und Verwöhnung Selmas, die ein halbes Jahr früher an Lähmung erkrankt war, plötzlich abgebrochen wurde. Von Gerdas Geburt an ist Selma entthront, ein wenig vernachlässigt und muß statt Leckerbissen wieder Alltagskost essen. Wer trägt aber die Schuld an der Geburt der Konkurrentin? Die Mutter.

Der Dichterin Erinnerung für diese Erlebnisse ist überaus klar, ihre Schilderung psychologisch unanfechtbar, voll leicht ironischen Humors. Ein sonniges Licht ist allerdings darüber gebreitet, das vieles zu mildern vermag; unbewußte Kämpfe sind überwunden.

„Je früher ein Kind heftige, schmerzliche Erregungen erfährt,“ sagt E. F. Sharpe,<sup>15</sup> „namentlich außergewöhnliche Versagungen, umsomehr Angst, aggressive Impulse und Phantasien werden dadurch hervorgerufen. Diese frühen aggressiven Phantasien sind die wirksamsten und der Realitätsprüfung am schwersten zugänglich. ...Dadurch entsteht eine psychische Situation, die die ohnehin großen Entwicklungsschwierigkeiten noch steigert. Die üblichen Schwierigkeiten für jedes Kind sind durch die Notwendigkeit gegeben, auf die Allmacht der frühesten Kindheit zu verzichten, das eigene Ich an die Anwesenheit von rivalisierenden Brüdern und Schwestern zu gewöhnen, den Zusammenprall von Liebe und Haß gegen die Eltern zu überwinden, die genitale Stufe zu erreichen und letztlich die Aufgaben der Erwachsenenheit zu erfüllen.“

Ist dies auch Selma Lagerlöf zum großen Teil gelungen, so sehen wir doch, als Folge der unterdrückten aggressiven Regungen, das Gewissen besonders streng und grausam gegen das Ich gerichtet. Die Feindseligkeit gegen die Erzieher wird sozusagen nach innen gewendet, das Über-Ich stellt dem Ich die strengsten Forderungen und es resultiert ein Charakter voll Selbststrenge und Ethik. Bei

<sup>15</sup>) In „Die Loslösung aus dem Familienkreis“. Zeitschr. f. psa. Pädagogik, Bd. IX, 1935, Heft 5/6.

nach außen gehemmter Aggression nimmt das Schuldgefühl zu, das soziale Empfinden, das Mitleid, die religiösen Anschauungen erfahren Vertiefung. Nietzsche hat von Schopenhauer ausgesagt, daß er das Mitleid verherrlicht habe, weil er „zu sehr vom Gegenteile litt“; auch die prägnante Barmherzigkeit unserer Dichterin ist mit einer unbewußten Reaktion auf — das Gegenteil.

In der religiösen Anschauung Selma Lagerlöfs offenbart sich Gott darin, daß jede Schuld sich auf Erden rächt, und daß nur hingebende Menschenliebe letzten Endes sieghaft ist. Dieser Glaube ist ihre Beruhigung, Schutz vor Angst.

Das erschreckende Unheimliche, aber auch das erlösende Wunder erfüllen die Werke; die Kunst der Erzählung und poetischen Ausschmückung läßt die Eintönigkeit des Problems vergessen.

## VII. Angst

Wir wissen bereits, welche große Rolle in Dichtung und Kindheitserinnerungen unserer Dichterin die Angst vor bösen und grausamen Vögeln spielt. Wir haben diese neurotische Angst gedeutet als symbolischen Ausdruck verdrängter Angst vor Bestrafung durch die Mutter.

Die über die Norm gesteigerte Angst steht im Vordergrund der Berichte aus Kinder- und Mädchenzeit, Angst in allen Abwandlungen: Angst vor Liebesverlust, Angst vor Strafe, Angst vor Tieren und Hexen, später Gewissensangst und religiöse Angst — so daß hier eines der bedeutsamsten Probleme der seelischen Entwicklung vorliegt, um dessen Erklärung wir uns bemühen müssen.

Ein frühes Bild zeigt uns die kleine Selma, ganz allein im Zimmer, eines Morgens entdeckend, daß ihre Beine gelähmt sind; sie gerät außer sich vor Entsetzen: „Das Gefühl von Ohnmacht, das sie beschlich, als ihr Körper ihr den Dienst versagte, war so unheimlich, daß sie sich noch lange, lange nachher, ja ihr ganzes Leben lang daran erinnern konnte.“ Erst als die Kinderfrau eintritt, die hilflos Vereinsamte in die Arme nimmt, kommt Trost in ihr Herz.

Und nun ein anderes Bild, aus der Zeit, da die längst Erwachsene an ihrem Erstlingswerk „Gösta Berling“ schreibt: selbst noch als Schriftstellerin fühlt sie Angst, wenn sie mit den alten Sagen beschäftigt ist, die poetisch wiederzuerzählen durch Jahre ihr Ehrgeiz war, bis es endlich gelang. In „Gösta Berling“ beschreibt sie, wie sie selbst beim Niederschreiben der alten Geschichten wieder von Angst geschüttelt wird: „...ich, die ich zur nächtlichen Stunde allein sitze und bei dem Schein der Lampe und bei aufgezogenem Rouleau schreibe, ich, die ich jetzt alt bin und klug sein sollte, ich fühle dasselbe Gruseln mir am Rückgrat herabkriechen wie damals, als ich diese Geschichten zum erstenmal hörte, und ich muß jeden Augenblick die Augen von der Arbeit erheben, um nachzusehen, ob sich nicht jemand dort in der Ecke versteckt hat; ich muß auf den

Balkon hinaus, um zu sehen, ob nicht ein schwarzer Kopf über das Gitterwerk guckt. Er verläßt mich nie, dieser Schrecken, den die alten Geschichten wachrufen, wenn die Nacht finster und die Einsamkeit tief ist, und er gewinnt schließlich eine solche Übermacht, daß ich in mein Bett kriechen und die Decke über den Kopf ziehen muß."

Durch die Beseelung der Natur und besonders der Tiere, durch den Animismus, dessen sich die Dichterin bedient, ist dem Unheimlichen und Beängstigenden erst recht Platz eingeräumt: Die ganze Welt ist ihr zuweilen Grauen, alle Tiere sind mörderisch. „Die Natur ist böse und grausam, hinterlistig wie eine schlafende Schlange"; selbst der Bach, der Kuckuck, das Moos — sind tückische Feinde.<sup>16</sup>

Ist die Kinderangst ursprünglich Angst vor dem Alleinsein, vor dem Verlassenwerden, dann Angst vor Strafe wegen Schuldgefühl, Angst vor der Stimme des Gewissens, so wird sie auch zur Angst vor Gott. Der Weg zur Religiosität ist ein Weg der Rettung vor Schuld, ihn geht Selma Lagerlöf. Sehr richtig sagt hier Berendsohn: „In der kleinen Welt des Kindes wiederholt sich, was sich in der Geschichte der Völker in ganz großem Umfang ereignet hat." Angst als Ursprung der Gottsuchung! Im Tagebuch der Vierzehnjährigen blühen Angst und Phantasie. Wir sehen Selma dort bei Tag und Nacht gequält und verfolgt von einer jugendlichen Hexengestalt, der „Struwelliese", die zuhause — von der abergläubischen Kinderfrau erfunden — dazu gedient hatte, die kleine Schwester zu schrecken. Aber beim Onkel in der Fremde erscheint sie eines Nachts im Traume, kriecht unter die Decke zu Selma, „und da wurde sie furchtbar schnell ganz klein und dünn wie ein Regenwurm", und ehe Selma begriff, was die Hexe im Sinn hatte, kroch sie ihr ins Ohr.<sup>17</sup> „Es war gräßlich, wie dieser lange Wurm in meinen Kopf hineinglitt, und ich bin mit einem lauten Schrei aufgewacht." In der Folge aber kommt die Hexe als Phantasiegestalt, sooft dem Mädchen etwas Ungeschicktes passiert, und verspottet es, lacht höhnisch und klatscht in die Hände.

Die Neigung zur Aggression, Angst und Schuldgefühle und reaktiv verstärkte Neigung zu Mitleid — geben das Bild des Zwangscharakters.

Symptome eines seelischen Zwanges verzeichnet Selma Lagerlöf zuweilen, mehr aus jugendlichen Jahren. So ist im Tagebuch vom Warten auf die Wachtparade die Rede, wobei das Mädchen die Fenster des Schlosses zu zählen begann,

16) Berendsohn deutet diese „rückwärtige Bindung" der Dichterin analog: „die Schauer der Furcht vor den unheimlichen Wesen der Volksüberlieferung... die als stärkste und aufwühlendste Erlebnisse genossen wurden" — wohlgemerkt! — genossen! Allerdings fährt Berendsohn dann fort: „In tieferliegende Zusammenhänge dieses seelischen Geschehens einzudringen, liegt kein Anlaß vor."

17) In dieser Traumdarstellung ist Symbolik am Werk.

abbrach und dann gelangweilt wieder begann: „denn wenn man Queue stehen muß, ist es immer gut, etwas zu haben, womit man seine Gedanken beschäftigen kann.“ Analoges ist in „Liliencronas Heimat“ von der kleinen Nora berichtet, in der allem Anschein nach die Dichterin sich selbst als Kind abgemalt hat: ein Kind mit starkem Willen, voll Tüchtigkeit, aber gegen die Mutter — neben dem Brüderchen zurückgesetzt — trotzig schweigend. Um eines Schwindelanfallendes Herr zu werden, legt sich Nora selbst sinnlose, auf Zahlen gerichtete, unbeantwortbare Fragen vor, die den Charakter von Zwangsfragen haben: „denn, das solle man tun, hatte die Mutter gesagt.“

„Der Kirchenbesuch“ (Aus meinen Kindertagen) zeigt in ausgezeichneter Weise den inneren Kampf von Mädchen, welche in der Kirche fromm sein sollen, aber sich nur zu gerne ablenken lassen; sie stellen die Schönheit des Pastors fest, sehen die Erwachsenen sich langweilen und vertreiben sich die Zeit mit Zwangszählen. „E.W. hat mir gesagt, sie zähle die Nagelköpfe an der Kirchendecke, und I.N. sagt, sie beobachte, wie oft die Bauern... einander eine Prise anböten. E.N. addiert die Nummern auf den Nummerntafeln und subtrahiert, multipliziert und dividiert sie. Sie sagt, solange sie das tue, habe sie wenigstens keine sündigen Gedanken im Kopf... Ich rechne weder, noch sehe ich nach, wer schnupft. Nein, ich male mir aus, wie es wäre, wenn der Blitz in den Kirchturm einschläge und die ganze Kirche in Brand geriete.“

Zweifel und Unentschlossenheit, gleichfalls Zeichen eines zwanghaften Charakters, finden wir an einem bezeichnenden Beispiel in der „Wundervollen Reise“ des kleinen Holgersson, gerade dort, wo die Dichterin persönlich auftritt. Ihre Schülerinnen sollen dem schwerkranken Vorsteher der Arbeitsschule, der sie so viel verdankt, vorsingen. Als Lehrerin an der Spitze der Kinder, will sie, schüchtern und ängstlich, immer wieder umkehren; sie fürchtet dem Kranken zu schaden, dann wieder lassen sie ethische Bedenken an ihrem edlen Ziel festhalten. Sie verfällt in Grübeln, widerstreitende innere Stimmen erheben ihre Argumente, bis endlich ein *deus ex machina*, der kleine Holgersson, die Entscheidung veranlaßt.

Gründlichste Arbeitserledigung war so recht der Dichterin Sache. Sechs verschiedene Gruppen von Entwürfen mit zwanzig Einzelformen hintereinander werden z.B. über den Anfang des „Fuhrmanns des Todes“ berichtet.

Wie schwer findet sie das Thema der Kindergeschichte, wie sehr ist sie zu meist an die überlieferten Stoffe gebunden! Eine gewisse Hemmung der freien Erfindung läßt sich also feststellen, welche wir gleichfalls auf Zweifel und Unentschlossenheit, bedingt durch Gewissensangst, zurückführen. —

Kehren wir zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung über die Angst vor dem Schaden, den die bösen Vögel den Augen antun können, zurück, so hat

uns die psychoanalytische Erfahrung an Neurotikern, das Studium der Träume, Phantasien und Mythen längst mit voller Sicherheit gelehrt, daß diese Angst um die Augen ein Ersatz für die „Kastrationsangst“ ist.<sup>18</sup> Das Unheimliche der die Augen bedrohenden Vögel ist auf die Angst des kindlichen Kastrationskomplexes zurückzuführen, durch den unbewußten Mechanismus der Verschiebung tritt an die Stelle der gefürchteten Mutter — der Vogel. Es ist dies ganz im Sinne des Ödipuskomplexes und entspricht auch der zweiten Phase der präöedipalen Bindung, der Ablösung von der Mutter unter dem Vorwurf, sie sei schuld, daß ihr Kind „nur“ weiblichen Geschlechtes sei.

Bei Selma Lagerlöf, bei der mit 3<sup>1/2</sup> Jahren die so kränkende Schwäche des Beines hinzutrat, hat diese Schädigung eines Körpergliedes den Kastrationskomplex verstärkt.

In der Erzählung von E. T. A. Hoffmann vom „Sandmann“ ist das Thema der Augenangst im Vordergrund; „wir würden es wagen“, sagt Freud, „das Unheimliche des Sandmannes auf die Angst des kindlichen Kastrationskomplexes zurückzuführen.“ „Wir heißen auch einen lebenden Menschen unheimlich, und zwar dann, wenn wir ihm böse Absichten zutrauen. Aber das reicht nicht hin, wir müssen noch hinzutun, daß diese seine Absichten, uns zu schaden, sich mit Hilfe besonderer Kräfte verwirklichen werden. Der ‚Gettatore‘ ist ein gutes Beispiel hierfür... Aber mit diesen geheimen Kräften stehen wir bereits wieder auf dem Boden des Animismus.“

Selma Lagerlöf behandelt in den „Wundern des Antichrist“ im Kapitel „Ein Jettatore“ einen solchen; er wird durch ein Christusbild geheilt.

„Eine der unheimlichsten und verbreitetsten Formen des Aberglaubens ist die Angst vor dem ‚bösen Blick‘“, heißt es weiter bei Freud. „Die Quelle, aus welcher diese Angst schöpft, scheint niemals verkannt worden zu sein. Wer etwas Kostbares und doch Hinfälliges besitzt, fürchtet sich vor dem Neid der anderen, indem er jenen Neid auf sie projiziert, den er im umgekehrten Fall empfunden hätte. Solche Regungen verrät man durch den Blick, auch wenn man ihnen den Ausdruck in Worten versagt, und wenn jemand durch auffällige Kennzeichen, besonders unerwünschter Art, vor den anderen hervorsteht, traut man ihm zu, daß sein Neid eine besondere Stärke erreichen und dann auch diese Stärke in Wirkung umsetzen wird. Man fürchtet also eine geheime Absicht zu schaden, und auf gewisse Anzeichen hin nimmt man an, daß dieser Absicht auch die Kraft zu Gebote steht.“

Das menschliche Auge ist also symbolisch nicht nur das edle Organ, um das man fürchtet, es kann selbst zum unheimlichen Schädiger werden.<sup>19</sup>

18) Freud: „Das Unheimliche“, Ges. Schr., Bd. X.

19) Aus dem reichen Material zum Thema der von bösen Vögeln bedrohten Augen bringen wir noch einige krasse Beispiele: In der Erzählung „Die Vogelfreien“ versteckt sich ein fliehender

---

### VIII. Der Weg zur Schriftstellerin

Über ihren Weg zur Schriftstellerin hat sich Selma Lagerlöf des öfteren geäußert, so im Buch „Ein Stück Lebensgeschichte“, wo die große Liebe zu Büchern und Studien hervorgehoben ist, die im Vaterhaus Märbakka herrschte; weiters über ihre Vorliebe und freie Zeit fürs Lesen, da Selma nicht so viel umherlaufen und spielen durfte wie andere Kinder. Die ersten ihrer frühen Dichtungen waren wertlos, das Unoriginellste und Unreifste, was nur je niedergeschrieben worden ist. Sie bedeckte jedes Stückchen Papier, dessen sie nur habhaft werden konnte, mit Versen und Prosa, mit Schauspielen und Romanen. Sie träumte davon, daß ein fremder Besucher eines Tages eintreffen und sie entdecken werde. Mit 22 Jahren tauchte ihr die Idee auf, die Sagen aus Värmland zu bearbeiten, die Geschichte der Kavaliers; dann erzählt der Vater einmal von einem Jugendbekannten so viel Strahlendes, daß derselbe zum Modell für Gösta Berling dient. Als Märbakka verkauft wird, fährt Selma Lagerlöf hin, ihr Kindesheim zum letzten Mal zu sehen, bevor Fremde davon Besitz nehmen. Und von dort erfährt sie jene unbewußte Anregung, die das erste ihrer Bücher entstehen läßt.

Eine Ergänzung, „Noch ein Stück Lebensgeschichte“, mit 50 Jahren verfaßt, berichtet vom großen Jugendeindruck durch ein minderwertiges Indianer-

---

Mörder auf einem Baum, während die Verfolger weiter eilen. „Da saß er“, heißt es, „und drehte den Jungen des Sperbers den Hals um, während tief unter ihm die Jagd dahinzog. Sperber und Sperberweibchen schossen voll Rachgier auf den Mörder hinab. Sie umflatterten sein Gesicht, sie richteten die Schnäbel auf seine Augen...“ In „Ein gefallener König“ hat die vom Manne verlassene schuldbeußte Frau die folgende Erscheinung: Mitten in der Nacht saß sie auf einem frisch gepflügten Acker. Rings um sie saßen große Vögel mit starken Flügeln und spitzigen Schnäbeln... Sie hielten Gericht über sie. Mit einem Mal flogen sie auf und senkten sich auf ihren Kopf herab. Sie sah ihre scharfen Klauen, ihre spitzigen Schnäbel; ihre peitschenden Flügel kamen immer näher... Hier repräsentieren die Vögel die alten Frauen, vor deren Urteil große Angst besteht. In „Gösta Berling“ verflucht die Hexe vom Hochgebirge die Gräfin Merta, welche ihr einen Schinken zu geben verweigert hat; sie sagt zur Hexe, deren Macht sie unterschätzt: „Lieber gebe ich ihn den Elstern als so einer wie dir!“ Die Hexe flucht darauf: „Dich selbst sollen die Elstern fressen!“ Darauf kommen die Vögel wirklich zu Dutzenden geflogen, der Himmel ist voll schwarzer und weißer Flügel. Sie zielen mit Schnabel und Krallen nach ihrem Gesicht. Die Gräfin muß sich dauernd hinter Vorhängen im Zimmer verbergen, träumt auch von den Elstern, wird in einem Monat zu einer alten Frau und gleicht einer Wahnsinnigen.

Man sieht hier deutlich, daß die Vögel in symbolischem Sinn weibliche Feinde vertreten. Wer die Sprache des Unbewußten kennt, dem ist klar, daß hier das beängstigende und überwältigende Prinzip in einer Reihe aufscheint, die, von der gefürchteten Mutter ausgehend, sich in Stiefmüttern, Hexen, der Struwelliese des Tagebuches, der alten Bettlerin des „Värmlandspukes“ sowie all den bösen, die Augen bedrohenden Vögeln, wie Eulen, Elstern etc. fortsetzt. Die Majorin von Ekeby, die Anführerin der Wildgänse in „Nils Holgerssons Reise“ und manche männliche Hexe repräsentieren mehr die ruhige Kraft. Tiefere psychoanalytische Betrachtung würde hier an die Phantasie der „phallischen Mutter“ rühren und darauf hinweisen, daß die Urphantasie gesunder Weiblichkeit das überwältigende Prinzip im Manne findet, nicht im Weibe.

buch „Oceola“, so daß Selma „von den frühesten Kindheitsjahren an wußte, daß, was sie in kommenden Tagen am liebsten tun wollte, Romane schreiben war.“ Die Stelle des Buches, wo die schöne Heldin, badend von einem Alligator überrascht, angsterfüllt flieht und von einem heldenmütigen Indianer gerettet wird, der... dem Tier sein Messer ins Herz stößt — diese Stelle erregt sie beglückend, so daß sie diesen und viele andere Romane geradezu verschlingt (7 Jahre alt). Mit 15 Jahren gerät sie eines Tages durch ihr einfällende gereimte Verse in einen narzißtischen Rausch.

Wir geben diese äußerlichen Daten wieder, obgleich und weil sie — so wenig beweisen. Alles war ursprünglich unecht und wertlos und hätte es bleiben können, wenn nicht die seelische Eigenart des Mädchens zu dem kindlich-ehrgeizigen Dilettieren die große Begabung enthalten hätte.

Im Tagebuch der Vierzehnjährigen verraten sich bedeutsame Züge eines ganz besonders lebhaften Tagträumens und eines geradezu halluzinatorischen Gedächtnisses, das gelegentlich fast die Intensität eines sogenannten Doppelbewußtseins annimmt und ihr Angst macht, wahnsinnig zu werden.

In einem Schloßhof auf eine Parade gelangweilt wartend, zählt Selma die Fenster und da geschieht ihr etwas Merkwürdiges: „Es war genau so innen in meinem Kopf, als ob eine Tür aufgegangen wäre und ich nun etwas sähe, was vor langer, langer Zeit geschah, was ich aber vollständig vergessen hatte. Es drängte sich mir mit solcher Gewalt auf, daß ich an nichts anderes mehr denken konnte. Ich befand mich gleichsam an zwei Orten zugleich, denn obgleich ich im Schloßhof stand, sah ich mich selbst auf dem Rücksitz unserer großen Kutsche sitzen“ und eine (ihr zunächst unbekannt) Straße hinfahren. Plötzlich wurde ihr klar, daß es sich um eine Reise vor fünf oder sechs Jahren handle. Die Tagträumerin erlebt dann die ganze alte Geschichte mit allen Details wieder, bis sie mit einem Mal „nicht mehr wie entzweigespalten“ ist, sondern sich ganz wie gewöhnlich fühlt. „Sie dachte, wenn das so fortginge und sie sich noch lange doppelt sehen müßte, würde sie verrückt.“

Hier sehen wir eine ans Pathologische grenzende Fähigkeit, in Erinnerungen unterzutauchen bis zur Entrücktheit, und eine visionäre Reproduktionsfähigkeit von ungewöhnlich hohem Grade — beides offenbar eine für Dichter sehr wesentliche Begabung darstellend und sich verratend in der Greifbarkeit und Kraft der Bilder.

Das Tagträumen des zukünftigen epischen Dichters war in der Pubertätszeit in voller Blüte. So wird im Tagebuch auch von einem Traum berichtet, bei dem es unklar bleibt, ob er halbwach oder schlafend erlebt wurde. In einem Punkt ist Skepsis gegen das Tagebuch sicher berechtigt: es ist das Tagebuch einer späteren Dichterin, einer Erfinderin oder Ausschmückerin von Begebenheiten. So heißt es dort an einer Stelle: „Es ist möglich, daß es so zusammenhängt,

aber ich weiß ja nichts Bestimmtes. Ich habe große Angst, mich Einbildungen hinzugeben. Dazu bin ich so schrecklich leicht geneigt."

Der Fähigkeit des visuellen Erinnerns haben wir schon Erwähnung getan, als wir im Kapitel über die Mutter von jenem Sommerspuk, der Erscheinung einer beängstigenden Bettlerin, sprachen. Dort deutet die Dichterin selbst auf „die Grenze zwischen Sichtbarem und Unsichtbarem, zwischen Wirklichem und Unwirklichem" hin, und sie fragt sich auch dort, ob sie denn verrückt sei.

Wir müßten uns auch bemühen, etwas von jenen unbewußten Mechanismen aufzudecken, welche gerade Selma unter ihren Geschwistern zur dichterischen Interpretin werden ließen. Von der Identifizierung mit dem so amüsant und spannend erzählenden Vater haben wir bereits gesprochen und davon, daß er zur Gestalt Gösta Berlings Material gebracht hatte. Waren ihre Werke nicht manchmal geistig, sozusagen mit dem Vater erzeugte Kinder?

Vor allem aber kennen wir gerade bei Kindern mit Gefühlen der Minderwertigkeit, bei der narzißtischen Enttäuschung von Mädchen, daß sie nur Mädchen und keine Knaben sind, den seelischen Mechanismus einer Auslösung von magischen Fähigkeiten — anstatt der ungern entbehrten realen. Dichten, Erfinden, Charaktere schildern — es ist eine Art übermenschlicher magischer Kraft. Die gezwungene Einschränkung des Ichs führt hin zum Einsatz aller Kräfte, um Ersatz zu finden. Wie voll ist das Tagebuch vom Bewußtsein der Häßlichkeit, Armut, schlechten Kleidung, der Gehemmtheit und Schüchternheit, vom Schmerz über das verspottete Hinken ganz abgesehen. Wir lesen bei Levertin von Selmas geringer Fähigkeit zur Konversation, ihrer tiefen Stimme; noch als Lehrerin war sie eine Stumme des Himmels. Mit dem Produzieren erst befreit sie sich von inneren Spannungen, findet in den Lesern quasi Genossen ihrer sonderlichen Phantasien, braucht sie sich der Ungeliebtheit durch Männer nicht mehr zu schämen.

Das Schreiben bindet Angst, gibt dem Drängen des Unbewußten Ausdruck, bringt ein Mittel, auf Menschen erzieherisch, ethisch und religiös einzuwirken, wobei zugleich das unbewußte Schuldgefühl der Dichterin abgebaut wird.

Alles sind Beispielsagen, die wiederkehrende Tendenz ist zuweilen ermüdend, aber die Kunst der Darstellung, das Erzählertalent und der Humor sind sieghaft.

Selma Lagerlöf ist keine Realistin, sie ist Romantikerin. Ist ihr seelisches Erleben kein universelles, so zeigt auch ihr Schaffen Grenzen.

Ein charakteristisches Moment ist die treue Erinnerung an die eigene Kindheit, das wiederkehrende Bild des Vaterhauses. Wir erinnern uns an Selmas Selbstvervollkommnungsstufen, ihr ethisches Wachsen; sie betrachtet ihre Begabung als Sendung, ihre Leistung als Dienst. Ihr Talent dient der Gemeinschaft. Berendsohn glaubt, die Frage, die Oskar Levertin aufgeworfen hat, als er die värmländische Erzählerin die größte Anomalie der Literaturgeschichte nannte, der

Lösung näher gebracht zu haben, indem er den inneren Zusammenhang ihres Stils und aller seiner Eigentümlichkeiten mit der mündlichen Erzählerkunst aufzeigte.

Wir müssen weitergehen, wir müssen uns fragen, warum Selma Lagerlöf selten über die überlieferten heimatlichen Sagen hinausgekommen ist, was deren dauernde Anziehungskraft ausmachte und warum nicht mehr originelle Produktionskraft zum Vorschein kam.

Unser Hinweis auf die unbewußten Schuldgefühle, die ihre Seele in Zusammenhang mit ihren Anlagen und frühen Erlebnissen beherrscht haben, sowie auf die Angstgefühle der Kindheit und Mädchenzeit, erklärt zum Teil ihre Einseitigkeit und Gehemmtheit. Eine blühende Erzählerkunst, Humor und Phantasie — beschränkt durch die Moralität des Themas, durch Tendenz und Wunderglaube, durch den Mangel erotischer Schilderung, durch die Fixierung an die Kindheitseindrücke: dies scheint uns die Anomalie zu sein. Es soll gleichzeitig der Muse und dem Gewissen gedient werden, gleichzeitig so verschiedenen Persönlichkeiten wie Vater und Mutter Genüge geschehen.

Die Vorgänge bei einer Charakterentwicklung gehen unbewußt vor sich, auch die des besonders mitleidigen, ethischen und religiösen Charakters unserer Dichterin. Wir haben auf die triebhaften Grundlagen, die Mechanismen der Verdrängung und Reaktionsbildung mehrfach hingewiesen. Man könnte versucht sein, diese Veredlung als „ein Stück spontaner Weiterbildung des Ichs anzusehen, wenn nicht bestimmte Züge von zwanghafter Überbetonung auf ihren reaktiven Charakter und den dahinter verborgenen Konflikt hinweisen würden.“<sup>20</sup>

In Selma Lagerlöf hat ein starkes Ich die drohenden Gefahren ihrer Entwicklung überwunden. Nicht Neid und Mißgunst verblieben als Folgen ihrer Zurücksetzung durch die Natur und die Mutter. Sie fand im Gegenteil den Weg zum Besserein als die anderen, zur Erhebung über das allgemein Menschliche, zur edlen Persönlichkeit. Auf den Weg der geistigen Leistung gewiesen, fand sie den Weg zu Ruhm und Ansehen, weil eine hervorragende Begabung ihr eigen war. Größte Popularität und die höchsten Auszeichnungen der Kulturwelt wurden ihr zuteil. —

Manche altgewohnte Vorstellungen von den Motiven der Handlungen der Menschen und ihren Ursprüngen werden hier durch psychoanalytische Untersuchung umgestoßen. Sie läßt den Keim der Gewissensinstanz im Menschen neu lokalisieren und entspringen. Das Wissen um ein dynamisches Unbewußtes als eigentlichem Puppenspieler hinter den Kulissen wird Raum gewinnen müssen in der Seelenkunde und psychologischen Biographik.

Die Liberalität des Geistes der großen Dichterin wird auch die psychoanalytische Betrachtungsweise verstehen und — verzeihen.

20) Anna Freud, l.c.

# MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

## Fehlleistung infolge unbewußter Todeswünsche gegen das einzige Kind

Von

Hugo Klajn

Beograd

Die hier beschriebene „Zufallshandlung“, eine Art komplizierter gemeinsamer Symptomhandlung mit Vergessen, Fehlerinnern und Unterlassen, scheint mir deshalb mitteilenswert, weil ihr Sinn so eindeutig und offenkundig ist, daß die Deutung in diesem Sinne — obzwar aus Widerstandsgründen von den Urhebern der Fehlleistung mit größter Entschiedenheit abgelehnt — auch dem Nichtanalytiker einleuchtend und unabweisbar erscheinen muß; ferner deshalb, weil der hier klar zutage tretende Mechanismus der Fehlleistung gewissermaßen das Walten der unbewußten Tendenz auf Schritt und Tritt zu verfolgen und so festzustellen gestattet, mit welcher Findigkeit diese Tendenz, unbeirrbar auf ihr Ziel lossteuernd, Gedächtnisfunktion, Aufmerksamkeit und Motorik in ihren Dienst zu zwingen und sich durchzusetzen versteht, mit welcher Treffsicherheit der die Handlung Ausführende gerade das fördert und heraufbeschwört, was er bewußt unter Darbringung großer Opfer als schweres Unheil oder tieftragisches Ereignis abzuwenden bemüht ist; schließlich deshalb, weil der Fall einen deutlichen Hinweis auf gewisse Quellen enthält, aus denen Todeswünsche gegen eigene Kinder wichtige Zuflüsse erhalten.

Ein bereits mehrfach entwöhnter und wieder rückfällig gewordener 28-jähriger Narkomane wird zwecks neuerlicher Entziehung von seinen Eltern in eine Privatanstalt eingeliefert. Er bleibt unter ständiger Bewachung, die deswegen besonders streng ist, weil die Eltern der Ansicht sind, daß bei ihm außerordentlich große Selbstmordneigung bestehe: aus diesem Grunde belassen sie ihm nicht einmal seinen Gürtel. Die Mutter ist überzeugt, daß er versucht hat sich zu erhängen, da sie in der Wohnung einen verbogenen Kleiderhaken gefunden hat. Einen kleinen Ritzer an der Ulnarseite des Unterarms deutet sie als Versuch, sich die Adern aufzuschneiden. Der Vater klagt: „Es ist nicht zu sagen, wieviel seelische Qualen und wieviel materielle Opfer uns dieser Sohn bereits verursacht hat. Aber ich kann ihn natürlich nicht auf der Straße verkommen lassen.“

Der Patient selbst, der seinen Eltern gegenüber eine ausgesprochen ambivalente Einstellung aufweist — wobei das gewöhnlich vorherrschende und derzeit be-

sonders betonte trotzig ablehnende Verhalten vor einiger Zeit von abgöttischer Liebe und Ergebenheit durchbrochen wurde —, stellt jede Selbstmordabsicht in Abrede. Tatsächlich ist es ganz unwahrscheinlich, daß der über gründliche anatomische und physiologische Kenntnisse verfügende Patient derart unzulängliche Suizidversuche unternommen hätte, wie sie ihm seine Mutter zutraut. Trotzdem kommt sie von diesem Gedanken nicht los, bei jedem telephonischen Anruf aus der Hauptstadt, in der sich nun der Patient befindet — die Eltern selbst wohnen in einem benachbarten Provinzort —, fährt sie zusammen, die Unglücksnachricht befürchtend.

Nach beendigter Entziehungskur, vor Verlassen der Anstalt, erhält der Patient einen Brief, in dem ihm sein Vater verspricht, materiell auch weiterhin für ihn zu sorgen, ihn aber ermahnt und daran erinnert, daß er nun sein Schicksal in seiner eigenen Hand habe.

Nachdem er sein neues Domizil in der Hauptstadt, wo er eine vorderhand unbesoldete Stelle angenommen, aufgeschlagen hat, bittet der Patient seine Eltern, ihm einige seiner Kleider und Einrichtungsgegenstände nach einem von ihm gefertigten genauen Verzeichnis zu senden. Tags darauf erscheint er bei mir und teilt mir mit, daß man ihm von zu Hause nicht nur alles Verlangte geschickt hat, sondern außerdem auch einen Gegenstand, den zu verlangen ihm gar nicht in den Sinn gekommen sei: seinen Revolver. Er hätte geglaubt, daß ihm seine Eltern die Waffe auch dann nicht ausgefolgt hätten, wenn er sie dringend darum gebeten hätte; statt dessen erhält er sie nun unverlangt. Das könne er sich nur so erklären: seine Eltern seien es satt, fortwährend für ihn und um ihn sorgen zu müssen, sein Vater habe ihm ja auch geschrieben, daß er sein Schicksal in seiner eigenen Hand habe, nun schickten sie ihm den Revolver, um ihm anzuzeigen, daß er sich, wenn es ihm beliebe, ruhig auch eine Kugel durch den Kopf jagen könne.

Der von mir befragte Vater erklärte das Ganze als eine ihm einstweilen noch unerklärliche Erfindung seines Sohnes. Den Revolver habe er gar nicht erhalten, der befinde sich bestimmt in der Lade seines (des Vaters) Nachtkästchens. Auf meinen Einwand, seine Frau hätte doch aus Versehen oder „in Gedanken“ den Revolver aus der Lade nehmen und mit den übrigen Sachen verpacken können, erwiderte der Vater, eine solche Unachtsamkeit von seiten seiner Frau sei vollkommen ausgeschlossen. Übrigens werde er die Angelegenheit untersuchen und mich verständigen.

Bald darauf erhielt ich folgende Aufklärung:

Auf des Vaters Frage, ob sie nicht doch zufällig den Revolver mit eingepackt hätte, entgegnete die Mutter, es wäre teuflisch, ihr etwas derartiges zuzumuten. Nun wollte sich der Vater überzeugen, ob der Revolver tatsächlich in der Lade des Nachtkästchens sei. Er war nicht dort. Die Mutter bemerkte sofort: „Es ist

klar, daß du den Revolver nicht ins Nachtkästchen gegeben haben kannst, denn dann wäre unser Sohn seiner mit Leichtigkeit habhaft geworden. Als wir zum ersten Mal befürchteten, er könnte sich etwas antun, gab ich dir seinen Revolver, damit du ihn im Büro versperrst." Nun schlug sich der Vater auf die Stirn: „Ja, natürlich, ich habe ihn doch damals in die Tasche meines Ulsters gesteckt, der in meinem Schrank im Schlafzimmer hängt, weil ich den Schrankschlüssel immer bei mir trage.“

Was sich in Wirklichkeit während des Verpackens der dem Sohn zgedachten Sachen zugetragen, meinen die Eltern, die sehr intelligent, aber auch sehr fromm sind, nur als ein Werk des Teufels erklären zu können. Als die Mutter die Gegenstände zurechtlegte, sagte ihr Mann zu ihr: „Gib ihm doch meinen Ulster mit, ich benötige ihn nicht.“ Dabei hatte er „wie auf den Tod vergessen“ (so schrieb er nachher seinem Sohn), daß er selber den Revolver in die Tasche dieses Ulsters gesteckt hatte. Um sich zu vergewissern, ob nicht irgendwo Rausch- oder andere Gifte versteckt seien, durchstöberte die vorsichtige Mutter sämtliche Taschen in den Kleidungsstücken ihres Sohnes, steckte dann dessen photographischen Apparat in die eine leere Tasche des Ulsters, dachte aber nicht daran, die andere, in der die Waffe stak, zu untersuchen, da ja ihr Sohn den Ulster bisher gar nicht getragen hatte.

Der Anteil der Mutter an der gemeinsamen Fehlleistung ist allerdings nicht restlos geklärt. Leider ist ohne Analyse der Mutter eine restlose Klärung der Frage, ob der Mutter der Ort, an dem sich der Revolver tatsächlich befand, bekannt war, meines Erachtens nicht möglich. Die Mutter selbst sagt, sie könne sich nicht erinnern, von ihrem Mann erfahren zu haben, daß er die Waffe in jener Tasche verwahrt hatte. Der Vater erklärte gleichfalls, nicht zu wissen, ob er seiner Frau mitgeteilt habe, was er mit dem Revolver getan.

Zwei Möglichkeiten scheinen zunächst zu bestehen: 1. daß die Mutter mit Recht überzeugt war, die Waffe sei im Büro verwahrt; 2. daß sie ihr Wissen um den tatsächlichen Verwahrungsort verdrängt hatte.

Jedoch scheint eine dritte Möglichkeit die größte Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, nämlich: daß anläßlich der Beratung zwischen beiden Eltern die verschiedenen Verwahrungsmöglichkeiten erwogen wurden, wobei vielleicht kein bestimmter Entschluß gefaßt wurde, beide aber gegenseitig ihre unbewußten Absichten errieten, daß der Vater seiner Frau zwar keine ausdrückliche Mitteilung davon machte, was er mit dem Revolver getan, sie es aber trotzdem wußte, vielleicht auch mehr ahnte als wußte. Doch wäre eine solche Vermutung trotz aller Wahrscheinlichkeit nicht hinreichend, eine Fehlleistung der Mutter anzunehmen.

Folgende Tatsachen und Erwägungen veranlassen mich, ungeachtet der erwähnten Unklarheit auch bei der Mutter eine Fehlleistung anzunehmen: Sie gab zu, das zu wählende Versteck für die Waffe mit ihrem Mann besprochen zu

haben. Die Sache war ihr wichtig, weil sie ja, viel mehr als ihr Mann, von der Angst gequält wurde, ihr Sohn könnte sich erschießen. Trotzdem kam ihr in der Zeit, in der sie ihrem Sohn verschiedenartige Selbstmordversuche zuschrieb, kein einziges Mal der Gedanke, sich zu vergewissern, ob er nicht auch den Revolver wieder zu entwenden versucht habe. Sie hatte sogar vergessen, was sie und ihr Mann damals besprochen und beschlossen hatten, und sich erst dann erinnert, daß sie die Schreibtischlade als Verwahrungsort vorgeschlagen hatte, als ihr Mann den Revolver im Nachtkästchen nicht vorfand.

Sie selbst wunderte sich, daß sie nicht in jener Tasche den Revolver getastet, als sie in die andere den photographischen Apparat gesteckt hatte. Ihr selbst erschien es „auffällig und unerklärlich“, „nur durch die Tücke des Teufels erklärbar“, daß sie nicht auch jene Tasche untersucht hatte, zwar nicht um nach der Waffe zu forschen (an die sie damals gar nicht gedacht) oder nach Rauschgiften (die sie in dem von ihrem Sohn gar nicht getragenen Ulster nicht vermutete), sondern nach Gegenständen, die ihr Mann in diese Tasche hätte stecken und darin belassen können. Daß sie sich auch nachträglich nicht „erinnerte“, den Verwahrungsort des Revolvers gekannt zu haben, mag einerseits daher kommen, daß ihr dieser Ort nicht ausdrücklich bekanntgegeben worden war. Andererseits konnte eine Verdrängung durch die Tatsache verstärkt worden sein, daß sie beim Zuschicken der Waffe der ausführende Teil war. Gerade deshalb wurde ja auch von mir, bzw. ihrem Mann die — ihrerseits energisch zurückgewiesene — Vermutung geäußert, sie müsse den Revolver „aus Versehen“ mitverpackt haben, was nur dazu beitragen konnte, die Aufhebung der Verdrängung nach vollbrachter Handlung zu verhindern.

Die Tatsache, daß sie sogar den von ihr selbst vorgeschlagenen Aufbewahrungsort zunächst „vergessen“ hatte, daß sie den Vorfall nicht als etwas „Selbstverständliches“, keiner weiteren Erklärung Bedürftiges hinzunehmen vermochte, daß sie selbst meinte, sie hätte die Waffe entdecken müssen, wäre alles mit rechten Dingen zugegangen, all das läßt mich den Schluß für berechtigt halten, daß „näherliegende Begründungen“ — etwa: sie hätte gerade jene Tasche bloß deswegen ununtersucht gelassen, weil sie überzeugt war, daß in ihr keinerlei für ihren Sohn gefährlicher oder von ihrem Mann benötigter Gegenstand sein könne; oder: sie hätte „rein zufällig“ beim Herausnehmen, Zurechtmachen und Verpacken des Kleidungsstückes, das längere Zeit unbenutzt im Schrank gehangen hatte und jetzt in die Hände eines neuen Eigentümers übergehen sollte, jede Bewegung unterlassen, die die Anwesenheit eines solchen Gegenstandes hätte verraten können; oder es wäre dabei alles, was zu dieser Entdeckung hätte führen müssen, ihrer Aufmerksamkeit „zufällig“ entgangen — die Determinierung dieses Unterlassens nicht zu erschöpfen vermögen.<sup>1</sup>

1) Wenn man aber auch der anderen Meinung sein sollte (die ich nicht teile), so verrät doch

Der Fall ist — vor allem, was die Rolle des Vaters anlangt, mit gewisser Einschränkung auch bezüglich der Rolle der Mutter — so durchsichtig, daß ein Kommentar eigentlich überflüssig erscheint. Die sicherlich neurotische Angst der Mutter und der des Zwangscharakters nicht entbehrende Gedanke, ihr Sohn werde sich das Leben nehmen, entspringt zweifellos demselben unbewußten Wunsch wie die Fehlleistung. Der Sohn, der keinerlei psychoanalytische Kenntnisse besitzt, erriet ihren Sinn, allerdings faßte er sie nicht als Fehlleistung auf, sondern als eine einer bewußten Absicht entsprungene Handlung. Die Eltern, bei welchen eine derartige bewußte Absicht bestimmt nicht vorhanden war, schrieben, nach Art der Abergläubigen und Gläubigen, ihr eigenes Vergessen, das plötzliche Auftauchen und die Durchführung der Idee, den Ulster mitzuschicken, das Unterlassen der Kontrolle gerade dieses Kleidungsstückes, einer äußeren Macht zu, der Tücke des Teufels.

Die tiefen Wurzeln der Haßgefühle und Todeswünsche gegenüber den eigenen Kindern hat die Psychoanalyse zum Teil bereits aufgedeckt. Hier kommt es mir darauf an, die ohne tieferes Eindringen hervortretenden Faktoren aufzuzeigen, die in Fällen wie dem unsrigen zum Wachrufen, bezw. Wiedererwecken derartiger feindseliger Tendenzen führen. Der 28-jährige einzige Sohn war seiner Eltern größte Hoffnung, daher, als er infolge seiner Süchtigkeit nach mehreren vergeblichen Heilungsversuchen (bisher hat er sich keiner systematischen Psychoanalyse unterzogen) seine glänzend begonnene, vielversprechende Laufbahn auflassen mußte, auch ihre größte Enttäuschung. Die Erwartung, sich für die Mühen seiner Erziehung, für die Kosten seiner Ausbildung und seiner wiederholten Anstaltsbehandlungen, für alle sich seinetwegen auferlegten Entbehnungen entlohnt zu sehen, machte immer mehr der betrübenden Überzeugung Platz, daß diese Entbehnungen nutzlos gewesen waren, daß die Eltern sich statt eines Mehrers des väterlichen Vermögens und Ansehens einen Vergeuder desselben herangezogen hätten, statt der Stütze ihres Alters eine schwere Last, einen Menschen, der unaufhörlich an ihrer Arbeits- und Lebenskraft zehrte, der am Ende sie ebenso wie sich zugrunde zu richten, sie mit sich in den Abgrund zu ziehen drohte. Ihr einziges Kind seinem Schicksal zu überlassen und die drückende Last auf diese Weise von sich zu schütteln, das verbot ihnen nicht bloß ihre Elternliebe, sondern viel mehr noch ein Gefühl der Pflicht, die gesellschaftliche und moralische Forderung, daß Eltern für ihre Kinder zu sorgen haben.

Daher mußte diese Absicht verdrängt werden. Sie war aber offenbar wirksam, als der Vater den Revolver, den die Mutter dem Sohn entwendet hatte, zur Verwahrung übernahm. Denn seine Erinnerungstäuschung, er hätte ihn in der Lade

---

das Verhalten der Mutter nach Aufdeckung der Fehlleistung mindestens das eine, daß sie der Fehlleistung ihres Mannes (den die Waffe bergenden Ulster dem Sohn schicken zu lassen) unbewußt keineswegs fernstand.

seines Nachtkästchens verwahrt (wo ihn der Sohn ohne weiteres hätte holen und sich seiner bedienen können), seine auch nach dem Vorfall anhaltende irrtümliche Überzeugung, der Revolver befinde sich an eben diesem Ort, beziehen sich zweifellos auf einen nicht zur Ausführung gelangten Vorsatz.

Aber nicht nur dieser Vorsatz, auch der Vorschlag der Mutter, den Revolver außerhalb der Wohnung sicher zu verwahren, wurde verworfen. Statt dessen kam es zu einer Kompromißhandlung: die Waffe gelangte weder in das leicht zugängliche väterliche Nachtkästchen, noch in sein Büro unter sichern Verschuß, sondern in den Kleiderschrank, d. h. er war nun zwar nicht im Büro, aber doch unter Verschuß, und zugleich zwar nicht im Nachtkästchen, aber doch im Schlafzimmer der Eltern.

Als jedoch der Sohn das Elternhaus endgültig verlassen hatte, konnte sich die weiterwirkende verdrängte Tendenz mit dieser Lösung nicht mehr zufriedengeben. Es gelang ihr zunächst, den Ort der Verwahrung vom Bewußtsein abzusperrn; dann wurde beim Vater aus der verdrängten Absicht, dem „mißratenen“ Sohn die Waffe in die Hand zu drücken, auf dem Wege der Verschiebung die scheinbar harmlose Idee, ihm den Ulster zu schenken. Bei der Mutter lenkte die gleiche Tendenz vermutlich ihre Aufmerksamkeit von der ominösen Tasche weg allen anderen Taschen zu, ließ sie alles vermeiden, was zur Entdeckung des Revolvers hätte führen können, und so die denkbar größte „Unachtsamkeit“ begehen, die eine um das Leben ihres einzigen Kindes zitternde Mutter begehen kann.

So hatte sich der Konflikt zwischen der Forderung, seinem Kinde selbst das zu bieten, was ihm die Gemeinschaft versagt, sich nötigenfalls für sein Kind zu opfern, und der Tendenz, sich von ihm zu befreien, sich von ihm nicht bedrücken und erdrücken zu lassen, seinen Ausdruck und Lösungsversuch in einer komplizierten Symptomhandlung beider Eltern geschaffen. Allerdings ist es ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln und auf einem Wege, auf dem der Konflikt nicht lösbar ist; denn im Grunde handelt es sich hier doch bloß um ein schlau angelegtes und geschickt durchgeführtes Überlistungsmanöver, die strittige Angelegenheit kann jedoch nur in offenem, hartem Kampf ausgetragen und entschieden werden, in einem Kampf, in dem nicht nur den ununterdrückbaren Energien des Es ein Zugang zum Bewußtsein geschaffen wird, sondern auch die gesellschaftliche Forderung, bzw. ihre Repräsentanz im Über-Ich eine derartige Änderung erfährt, daß, wenn der bis dahin verpönten, daher gehemmten und verdrängten aggressiven individuellen Tendenz auch keine volle Befriedigung gewährleistet werden kann, doch ihrem freien Strömen in einer der Gemeinschaft förderlichen, gemeinnützigen Richtung, kurz: ihrer „Sublimierung“, nichts mehr im Wege steht.

# REFERATE

## *Grenzgebiete und Anwendungen*

**The American Journal of Sociology**, May 1937, volume XLII. University of Chicago Press. Sonderheft über „Soziologie und Psychologie“.

Die bedeutendste soziologische Zeitschrift Amerikas widmet den Beziehungen zwischen Soziologie, Psychologie und Psychoanalyse ein Sonderheft und bringt damit zum Ausdruck, welche Bedeutung und welches Interesse der Analyse hier auf allen Gebieten, besonders aber in letzter Zeit auf dem Gebiete der soziologischen und politischen Wissenschaft entgegengebracht wird. Alfred Adler, seinem Namen zufolge an erster Stelle, gibt seine bekannte Definition der Neurose als Zeichen mangelhaften sozialen Interesses und schlechter sozialer Anpassung.

Die Arbeit von Franz Alexander ist ein wesentlicher Beitrag zur psychoanalytischen Methodenlehre. Soziale Vorgänge sind Handlungen zwischen biologisch unabhängigen Individuen, sie lassen sich deshalb allein mit psychologischer Terminologie beschreiben und mit psychologischen Begriffen verstehen. Allerdings haben sich Soziologie und Psychologie bisher unabhängig von einander entwickelt. Zwei typische Fehler sind bei den ersten Versuchen ihrer Vereinigung nicht vermieden worden: Es ist nicht möglich, die Gesellschaft zu analysieren, wie man ein Individuum analysiert. Ebenso falsch ist es, soziologische Gesichtspunkte in der Psychiatrie anzuwenden und ein psychologisches Problem lediglich soziologisch erklären zu wollen. Eine Neurose z. B. muß aus dem Einzelschicksal psychologisch erklärt werden. Eine korrekte Anwendung der Psychoanalyse in der Soziologie setzt eine geschichtliche, kulturelle und volkswirtschaftliche Kenntnis der sozialen Struktur voraus, ist dann aber geeignet, durch Kenntnis des Unbewußten in der Massenpsychologie zur vollständigeren Erkenntnis beizutragen. Neurotische Mechanismen, insbesondere Projektionen, verstärken die emotionellen Spannungen zwischen Individuen, Klassen und Völkern, die aber ihre Entstehung dem Zusammenprall verschiedener politischer Interessen verdanken.

Elton Mayo nennt die Psychologie der Neurosen eine „intime Soziologie“. Paul Schilder und David Slight berichten über die Zusammenhänge zwischen sozialer und persönlicher Desorganisation. Einen besonderen Hinweis verdient die Arbeit von Harry Stack Sullivan. In einer schwer weiter abgekürzt wiedergehenden Form, klar und sachlich wird das Wesen psychiatrischer Erkenntnis geschildert. Auch der Soziologe, der sich im wesentlichen mit den Beziehungen der Menschen untereinander abgeben soll, muß psychologisch ausgebildet sein. Die „objektive Beobachtung“ in Psychiatrie und Soziologie ist in hohem Masse abhängig von der Objektivität des Psychiaters und Soziologen. Was in beiden Wissenschaftszweigen gebraucht wird, sind „Beobachter, die ihre Beobachtungen beobachten“. Und das ist nur vom analysierten Soziologen zu erwarten.

M. Grotjahn (Chicago)

JOHNSON, HIRAM KELLOG: **Gefühlsverlust als Krankheitssymptom.**  
 SOMMER, WALTER: **Zerfall optischer Gestalten.** In „Neue psychologische Studien“, Bd. 13, Heft 3. C. H. Beck, München, 1937.

Der Zerfall optischer Gestalten wurde von W. Sommer zum Gegenstand eingehender experimenteller Untersuchungen gemacht. Den Versuchspersonen wurden Bilder für Bruchteile von Sekunden vorgelegt, und auf Grund der Beschreibung ihres Zumuteseins konnte der Vorgang des Gestaltszerfalles analysiert werden. Die Ergebnisse sind selbst in der Sprache des Gestaltpsychologen für die psychoanalytische Traumdeutung von Interesse.

Die Arbeit von Kellog Johnson ist weniger experimentell und mehr klinisch orientiert. „Gefühlsverlust“ als Krankheitssymptom wird als ein unvermittelter und ausgedehnter Zerfall von Stimmungsganzheiten erklärt und eine neue qualitative Dimension des Bewußtseins wird angenommen, die sich zwischen „Reichtum und Kargheit“ ausdehnt.

M. Grotjahn (Chicago)

NEWMAN, H. H., FREEMAN, F. N., HOLZINGER, K. J.: **Twins: A Study of Heredity and Environment.** The University of Chicago Press, 1937.

Nach 10-jähriger Arbeit legen die Verfasser (ein Erbwissenschaftler, ein Statistiker und ein Psychologe) ein Material vor, wie es bisher von keinem Interessierten auch nur erträumt werden konnte. Den Ausgang des Buches bilden Untersuchungen an 50 eineiigen Zwillingspaaren, und deren Vergleich mit 50 zweieiigen Paaren, um durch diesen Vergleich einen Standard sicherlich oder wahrscheinlich ererbbarer Eigenschaften herauszufinden. Die so erzielten Ergebnisse werden dann im zweiten Teil des Buches mit dem wesentlichsten, neuen Material verglichen: nämlich mit 19 eineiigen, das heißt erbgleichen Zwillingspaaren, die alle in frühester Kindheit, meistens sogar vom ersten Lebensjahr an getrennt aufgezogen wurden durch Zeiträume von 11 bis 50 Jahren. Leider beschränken sich die psychologischen Untersuchungen völlig auf leistungspsychologisches Gebiet, die Methode ist ausschließlich das Testverfahren, vom Lebensgang erfährt der Leser wenig, von der Persönlichkeit so gut wie nichts. Aus Diskretion und aus dem Bestreben, sich von sensationsbegierigen Reportern zu distanzieren, betonen die Verf., daß sie keine „Geschichtenschreiber“ seien, und so sind die einzigartigen Möglichkeiten dieses unvergleichlichen Materials nicht im entferntesten ausgeschöpft. Das Endergebnis ist eine den nichtssagenden Untersuchungsmethoden entsprechende Enttäuschung: „Das, was durch Erblichkeit bedingt werden kann, kann auch durch Umwelt bedingt werden.“ Es sei darauf hingewiesen, daß die Verf. sich bereit erklären, jedem am Erb-Umwelt-Problem Interessierten das gesamte, zum Teil nicht veröffentlichte Material zur Verfügung zu stellen — ein auch den Analytiker lockendes Angebot.

M. Grotjahn (Chicago)

NIEHANS, PAUL: **Das Altern, seine Beschwerden und die Verjüngung.** Medizinischer Verlag Hans Huber, Bern, 1936.

Dieses Buch ist eigentlich kein Buch, sondern der Anlageplan zu einem. Mehr in tabellenähnlicher Form als in zusammenhängender Darstellung wird eine Unmenge von physiologischen Tatsachen über die Endokrinologie des Alterns und seiner Beschwerden zusammengestellt. Die Steinachsche Operation wird als Behandlung der Wahl bezeichnet.

M. Grotjahn (Chicago)

NIEHANS, PAUL: **Die endokrinen Drüsen des Gehirns.** Epiphyse und Hypophyse. Bern, Hans Huber, 1938.

Ein Chirurg hat es hier unternommen, ein Gebiet zu beschreiben, das täglich durch neue Forschungsergebnisse ergänzt wird; er hat selbst Wachstumsdrüsen jugendlicher Tiere auf menschliche Zwerge verpflanzt, Hypophysen-Vorderlappen bei primärer Amenorrhöe, Pigment-Drüsen schwarzer Schafe auf ein Albino-Kind, Schlafdrüsen von Murmeltieren bei schwerer Schlaflosigkeit d. dgl. m. Der Autor ist Enthusiast in seiner Drüsen-Welt. Endokrine Drüsen machen aus uns Riesen und Zwerge, feinfühlende oder stumpfe Menschen, Künstler oder Alltagsleute, tapfere Streiter oder Feiglinge, Diktatoren oder Effeminierte. Neben Körper und Geist sind auch unser Charakter, unsere Stimmungen, unsere Lebensfreude und unser Gemüt der Ausdruck, das Spiegelbild unserer hormonalen Kräfte. Das umfangreiche Buch trägt alle neuen Forschungsergebnisse über die Hormone und ihre Wirkung zusammen. Insbesondere der endokrine Motor, die Hypophyse, sei hier in einigen ihrer direkten oder indirekten Wirkungen hervorgehoben: Magersucht, vorzeitiges Altern, Kryptorchismus, Hämophilie, Basedow oder Myxoedem, Zuckerkrankheit mit erhöhtem Blutdruck, eine Form der Kachexie und der Eclampsie — sind vom Verhalten der Hypophyse abhängig. Wie weit ins Seelische hinein reichend dem Autor sein Wirken erscheint, sei aus einer Mitteilung entnommen: „1933 implantierte ich einer Italienerin, die sich weder um Mann noch Kinder kümmerte, nicht mehr aufstehen wollte und tagelang im verdunkelten Zimmer lag, zwei Nebennieren eines Schweines. Zur großen Überraschung der Familie ist die Patientin vollständig geheilt. Beobachtungszeit: 5 Jahre.“

E. Hitschmann (London)

SCHMID, GOTTLÖB: **Die seelische Innenwelt im Spiegel des Traumlebens.** Barth, Leipzig, 1937.

Wer heute, nach Jahrzehnten psychoanalytischer Forschung, noch den Mut hat, seine eigenen Träume in einem Buch zu veröffentlichen, verdient Anerkennung für seine mutige Tat — wobei es dem Psychologen unbenommen bleibt, nach mehr oder weniger offenkundigen Gründen unbewußter Triebbefriedigung zu fahnden. Der Verfasser dieses Berichtes über 11-jährige Beobachtung eigenen „Traumerlebens“, ein Schulrat in Eßlingen, scheint sich seines Mutes nicht sonderlich bewußt geworden zu sein und handelt mehr mit der kindlichen Unbefangenheit eines psychoanalytisch gänzlich Unberührten. In 16 einleitenden Zeilen handelt er in einem Atemzug Anthroposophie, Okkultismus, Psychoanalyse und den Begriff des Unbewußten ab. „Die Lehre von Freud, daß sich im Traum die Erfüllung sexueller Wünsche vollziehe, ist irrig.“ Immerhin werden später im Verlauf des Buches analytische Bezeichnungen verwendet, wie Verdichtung und Symbolbildung. Sogar das so sorgsam verdrängte Unbewußte erfährt zum Schluß noch eine Art Anerkennung. Der Inhalt einer vom Verf. selbst gegebenen Zusammenfassung seiner Hypothesen ist kaum zu verstehen. Eine kurze Wiedergabe des hauptsächlichlichen Inhalts sei mit den eigenen Worten des Verf. versucht: „Der Traum ist eine Gedächtnisleistung, die den Charakter einer Erinnerung verloren hat.“ In seiner „Gefühlsseite“ stimmt der Traum „genau“ mit einem „Urerlebnis“ überein, das in den Erlebnissen der letzten 3 Tage zu suchen ist, in seltenen Fällen auch 10 Tage zurückliegen mag — und das einer starken Entstellung unterliegt. Die „Ursache“ der Traumverschleierung ist das Auftreten von Ersatzbildern (Symbolen). Qualitative und quantitative Affektveränderungen sind durch die Ausschaltung des Willens leicht zu verstehen. Die „Betrachtung des Schlaftraumes im Lichte der Wach-

traumforschung" ergibt als Hauptunterschied, daß bei den Wachtraumbildern die „Berührungsassoziationen" ausgeschaltet sind. Der Traum gehört nicht „zu den Grenzgebieten, sondern zu den Zentralgebieten des Seelenlebens", was aber aus den Ausführungen des Autors wenig hervorgeht.  
M. Grotjahn (Chicago)

SCHUR, MAX, und MEDVEI, C. V.: **Über Hypophysenvorderlappeninsuffizienz.**  
Wiener Archiv für innere Medizin, Bd. 31, 1937.

Die Hypophysenvorderlappeninsuffizienz äußert sich in Amenorrhöe, Libidoverlust, Impotenz, Genitalatrophie, Hypotonie, Adynamie, Hypoglykämie, Grundumsatzsenkung und Kachexie. All diese Symptome bedeuten eine hochgradige Einbuße an Vitalität und werden mit einer neurotischen Aktivierung des Destruktionstriebes in Zusammenhang gebracht.  
H. Grotjahn (Chicago)

SZONDI, L.: **Analysis of Marriages.** An attempt at a theory of choice in love.  
Martinus Nijhoff, The Hague, 1937.

Eine Zusammenarbeit zwischen Erbwissenschaft und Psychoanalyse ist sicherlich vielversprechend und eine Anwendung des analytischen Begriffes von der Identifizierung hätte manchen Trugschluß in der Erbwissenschaft vermieden. Aber es ist nicht zulässig, analytische Terminologie in einer Weise anzuwenden, wie das der Verfasser tut, wenn er rezessive Gene ernstgemeint „verdrängtes" Gen nennt. Das rezessive Gen ist vom dominanten Gen unterdrückt, „verdrängt", ihm bleibt nun keine andere Möglichkeit, als sich im Unbewußten und damit auch in der Schicksalgestaltung auszuwirken. Als erste von weiteren geplanten Untersuchungen, die das Wirken von bisher unbekanntem Schicksalsgewalten aufdecken sollen, wird die Liebeswahl, das Motiv der Heirat, untersucht. „Es gibt keine andere Liebe, als Liebe der verwandten Gene." Die „verdrängten Genfaktoren dürfen als die natürlichen biologischen Heiratsvermittler betrachtet werden." Die Beweisführung mit Hilfe von Stammbäumen, die schweigend alles ertragen, ist grundsätzlich unzureichend.

M. Grotjahn (Chicago)

### *Psychiatrie—Neurologie*

BOLDT, ARNOLD: **Über die Stellung und Bedeutung der „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen" von Johann Christian Reil (1759—1813) in der Geschichte der Psychiatrie.** Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften. Berlin, 1936.

Reil war einer der Ersten, der die Errichtung von öffentlichen Heil- und Pflegeanstalten forderte, mit einer Trennung in Heilanstalten und Aufbewahrungsanstalten. Er bereicherte die Medizin um das Gebiet der Irrenheilkunde und stellte die psychische Heilbehandlung der Geisteskranken in den Mittelpunkt seiner psychiatrischen Betrachtung. Seine „Kurmethode" bestand in einer dreistufigen Behandlung, an der die Peinigung wesentlichen Anteil hatte.  
M. Grotjahn (Chicago)

BRUNN, LISA: **Die Psychopathie des Kindesalters in gerichtsärztlicher Beziehung.** Veröffentlichungen aus dem Gebiete des Volksgesundheitsdienstes. Band XLVIII, Heft 5. R. Schoetz Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1937.

Als Anlaß für die Begutachtung psychopathischer (das heißt: abwegiger) Kinder werden abgehandelt: Sorgerechtsentziehung, Fürsorgeerziehungsverfahren, Adoption, Unterbringung in Pflegestellen, Zuteilung und Besuchsregulierung für Kinder aus geschiedenen Ehen, Jugendgerichtsverfahren und die Frage der Verwertbarkeit kindlicher Aussagen. Letzteres ist besonders schwer zu beurteilen und die psychologische Untersuchung ist nicht allein maßgebend, denn auch ein psychopathisches Kind kann unter Umständen die Wahrheit sagen. Im konkreten Fall muß nach objektiven Kriterien für die Richtigkeit der Aussage gesucht werden. M. Grotjahn (Chicago)

LÖWENSTEIN, OTTO: **Der psychische Restitutionseffekt.** Basel, Benno Schwabeverlag, 1937.

Wie alle Veröffentlichungen des Verf. über ein ähnliches Thema (nämlich die Pupillarreaktionen auf Lichtreiz) ist auch dieses Buch verhältnismäßig kurz, aber ein Musterbeispiel dessen, was ein Mann an allgemeingültigen und bemerkenswerten Erkenntnissen finden kann, wenn er sich an ein scheinbar so eng umgrenztes Gebiet wie das der Pupillenbewegung hält. Nach eingehender Schilderung und Analyse der experimentellen Ermüdung der Pupille werden Vorgang und Begriff der „Entmüdung“ untersucht. Psychische Erlebnisse (lustbetonte mehr als unlustbetonte), sensible und sensorische Reize können die Pupille, statt sie weiterhin zu ermüden, „entmüden“. Dieser psychische Restitutionseffekt läßt sich auch am erkrankten Organ feststellen, ist auch am Patellarsehnenreflex nachzuweisen und anscheinend handelt es sich um ein allgemein gültiges Prinzip. Die biologische Bedeutung des Lust-Unlustprinzips und die Aktivität und Verschieblichkeit der Libidobesetzung erhält durch Löwensteins Befunde eine ganz neue und fundamentale Bestätigung von seiten der exakten, experimentellen Physiologie. M. Grotjahn (Chicago)

REHN, EDUARD: **Der Schock und verwandte Zustände des autonomen Nervensystems.** Ferdinand Enke, Stuttgart, 1937.

Über das Zustandekommen des Schocks entscheiden die Stärke und der Ort des Traumas, der Zustand und die Spannungslage des autonomen Nervensystems. Schock ist das Darniederliegen sämtlicher vegetativer Funktionen und kann auch beim völlig kreislaufgesunden Menschen durch das chirurgische Trauma ausgelöst werden.

M. Grotjahn (Chicago)

SCHEID, K. F.: **Febrile Episoden bei schizophrenen Psychosen.** Georg Thieme Verlag, Leipzig, 1937.

Welche Methode eines Tages Licht in die Schizophrenieforschung bringen wird, ist bisher noch ungewiß. In der vorliegenden Studie wird jedenfalls der internistische Standpunkt in den Vordergrund gestellt. 1000 schizophrene Patienten wurden systematisch und sorgfältig internistisch untersucht und an Hand von 22 selbstbeobachteten Fällen wird das Bild der febrilen zyanotischen Episode beschrieben. Das klassische Bild ist die „tötliche Katatonie“, mit den Hauptsymptomen des Fiebers, der Zyanose ohne Dyspnöe und der Pulsbeschleunigung. Die Episoden können im Beginn der schizophrenen Erkrankung auftreten, aber auch im späteren Verlauf. Ihnen ähnlich sind

febrile stuporöse Episoden und Schübe. Es handelt sich sicherlich nicht um eine Wasser-  
verarmung oder ähnliche Folgen, die sich aus dem Bild der Schizophrenie erklären  
ließen, sondern wahrscheinlich um ein „Grundsyndrom“ mit verstärkter Hämolyse  
und negativer Stickstoffbilanz. M. Grotjahn (Chicago)

SCHULTZ, I. H.: **Das autogene Training.** Georg Thieme, Leipzig, 1937.

Dieser „Versuch einer klinisch-praktischen Darstellung“ der konzentrativen Selbst-  
entspannung erlebt nun in fünf Jahren seine dritte Auflage, ohne im Wesentlichen  
verändert worden zu sein. Der Analytiker ist weniger interessiert an der Suggestiv-  
behandlung, oder an der „rationalen Wach- und Übungstherapie“, deren Wesen in  
einer Änderung des Erlebens durch ein Änderung der Haltung mittels autogenen  
Trainings besteht. Was das Buch auch für den Analytiker lesbar macht, ist das gebrachte  
Material über Hypnose und Suggestion, Physiologie und Psychologie der inneren und  
äußeren Haltung, des Einschlafens, des Lernens und Übens, der Beziehungen zwischen  
Haltung und Erleben, zwischen Psychotherapie, Religion, autogenem Training und  
Yoga, Gymnastik und Pädagogik. M. Grotjahn (Chicago)

### *Psychoanalyse*

ALEXANDER, FRANZ: **Remarks about the Relation of Inferiority Feelings to  
Guilt Feelings.** Int. Journal of PsA., XIX/1.

Ogleich sowohl Minderwertigkeitsgefühle als auch Schuldgefühle aus einer Span-  
nung zwischen Ich-Ideal und Aktual-Ich entstehen, sind sie in anderen Hinsichten  
entgegengesetzt, — Alexander meint, wie sympathisches und parasymphathisches  
Nervensystem oder wie Strecker und Beuger. Schuldgefühl nämlich bedeute immer  
Straferwartung, Angst vor der (rächenden) Aggression des anderen, — und bewirke  
deshalb in erster Linie eine Hemmung der eigenen Aggressivität, die ja als unge-  
rechtfertigt empfunden ist, und um deretwillen das bevorstehende Übel erwartet wird.  
(Nur wenn eine Projektion des Schuldgefühls dazu komme, könne sekundär auch eine  
Verstärkung der eigenen Aggressivität entstehen.) Minderwertigkeitsgefühle dagegen  
haben auf die eigene Aggressivität eine stimulierende Wirkung. Das Gefühl der eigenen  
Insuffizienz, das hier mit der Frage nach „Gerechtigkeit“ nichts zu tun habe, werde  
am besten überwunden, wenn man sich selbst beweise, daß man stark sei, sich rächen  
könne u. dgl. — Seien Schuldgefühle, die die Aggressivität einschränken, und Minder-  
wertigkeitsgefühle, die sie erhöhen, gleichzeitig vorhanden, so entstehen daraus Kon-  
flikte. So gebe es oft den Zirkel: Schuldgefühl führe zur Unterdrückung der Aktivität;  
das kranke den Narzißmus und erzeuge Minderwertigkeitsgefühle; diese führen zu  
Taten, oft krimineller Natur; diese erzeugen wieder Schuldgefühl; und so fort.

Die Minderwertigkeitsgefühle seien älter als die Schuldgefühle, die erst mit der  
Ausbildung des Über-Ichs entstehen; sie gehen auf den Urkonflikt zwischen dem  
Wunsch, groß und selbständig zu sein, und der regressiven Sehnsucht nach Um-  
sorgtsein zurück. Mögen solche Konflikte in unserer auf Konkurrenz aufgebauten  
Gesellschaft besonders gezüchtet werden, — sie müssen an sich, meint Alexander, in  
jeder Gesellschaft bestehen. Er glaubt ihren universalen Charakter durch den Hinweis  
darauf beweisen zu können, daß auch ein am Chicagoer Institut von Dr. Saul analy-  
sierter chinesischer Student Konflikte zwischen ehrgeiziger Konkurrenzbereitschaft  
und rezeptiver Sehnsucht nach Abhängigkeit zeigte.

Ref. meint, daß der von Alexander beschriebene Gegensatz in der Theorie bedeutsamer sei als in der Praxis; denn es kann kein Zweifel sein, daß es sowohl „Verbrecher aus Schuldgefühl“ gibt, deren Aggressivität durch Schuldgefühle gesteigert wurde, als auch Menschen, die durch Minderwertigkeitsgefühle derart verzagt sind, daß sie nirgends mehr den Kampf aufzunehmen wagen und ihre Aggressivität einschränken.

O. Fenichel (Los Angeles)

**BARRETT, WILLIAM G.: A Childhood Anxiety.** *Psa. Quarterly*, VI/4.

Die Analyse der Angst eines dreieinhalbjährigen Jungen ließ deren psychische Entwicklungsgeschichte besonders klar durchschauen: Es begann mit Wut und einem Impuls, den Vater, eigentlich des Vaters Penis, zu beißen. Daran schloß sich eine Periode verstärkten Interesses für Messer und Scheren, daran eine zunehmende Angst vor diesen Gegenständen. Hierauf begann der Junge Interesse für das Genitale der Schwester zu zeigen und das des Vaters zu fürchten; sofort verschob er aber diese Angst und bekam eine starke Angst vor dem großen Wolf. Während der Zeit, da er am meisten fürchtete, vom Wolf gefressen zu werden, sah er seine Eltern Würste essen, die ihm als „analer Penis“ erschienen; er wurde ermutigt, sie selbst zu essen, und fand sie sehr gut. Gleich darauf sperrte er in einem Spiel den Wolf in einen Käfig und fütterte ihn gleichfalls mit Würstchen. Befragt, wie der Wolf heiße, sagte er „ich“; von da an hatte er keine Angst mehr.

O. Fenichel (Los Angeles)

**BISCHLER, W.: Intelligence and Higher Mental Functions.** *Psa. Quarterly*, VI/3.

Die höheren geistigen Funktionen psychoanalytisch untersuchen, kann nichts anderes heißen, als verstehen und beschreiben, wie sie unter dem Einfluß der Außenwelt aus Triebbedürfnissen entstanden und sich gestalteten. Freuds Arbeit „Die Verneinung“<sup>1</sup> ist in dieser Beziehung mit der Untersuchung der Urteilsfunktion vorangegangen. B. versucht Ähnliches vor allem in bezug auf die Intelligenz. Es gelingt ihm weniger, eine einheitliche Auffassung von der Genese der Intelligenz überhaupt zu entwerfen; seine Ausführungen legen vielmehr dar, was für Triebe und psychische Instanzen an den Intelligenzfunktionen beteiligt sein mögen. Die Fähigkeit, neue Umweltsbedingungen zu meistern, wird als die Fähigkeit beschrieben, nach Störungen der libidinösen Harmonie zwischen Individuum und Umgebung eine dem verlorenen Zustand analoge oder ihn irgendwie ersetzende Situation zu etablieren. Dies aber muß in einer Weise geschehen, die das Ich selbst bereichert, sodaß gleichzeitig die Unabhängigkeit des Ichs und seine Verbundenheit mit der Umgebung gesteigert wird. Dazu sind sowohl primitives intuitives Verstehen als auch rationales analytisches Verstehen als auch schöpferische Phantasie erforderlich. Im ersteren sind besonders Identifizierungen, Einverleibungstendenzen, „haptative“ Einstellungen wirksam, aber auch projektive, „synthetische“; die Verbundenheit von Projektion und Introjektion ist dabei eine sehr enge. — Bei der logischen Untersuchung überwiegt dem gegenüber das destruktive Element, indem der Wirklichkeit ihr bunter, lebensnaher, dramatischer Charakter genommen wird, um sie mit Hilfe unaffektiver, rein begrifflicher Methoden zu verstehen; Sado-Masochismus und entsprechende Schuldgefühle überwiegen. Der Analyse folgt allerdings die logische Synthese, in der — der philosophischen Anschauung des Autors nach — die Welt wieder zusammengesetzt wird nach von uns ihr aufgedräng-

1) Ges. Schr., Bd. XI.

ten Prinzipien, also durch eine Art Projektion; es seien auch Projektionen eigener Gefühle und Einstellungen, die die „Abstraktion“ wieder lebendig machen. Die dabei wirksamen Verschiebungen, Verdrängungen, Übertragungen, Projektionen, Identifizierungen werden vom „gesunden Menschenverstand“ dirigiert, der strukturell dem Über-Ich zuzurechnen sei. Es seien die introjizierten Eltern, die letzten Endes, wie über gut und böse, so auch über richtig und falsch entscheiden.(?) — Die schöpferische Phantasie endlich entstehe unter dem Druck eines unbewußten Wunsches und bestehe in einer Verschiebung der Energie dieses Verdrängten zu immer entfernteren Zielen. Dies setze eine gewisse Introversion, einen vorangegangenen Rückzug von der Außenwelt in die Tiefen des eigenen Unbewußten voraus. Bei der Tätigkeit des Intellekts finde somit ein Oszillieren zwischen einer passiven Hingabe an das Es und einem aktiven Ordnen und Zusammenstellen durch das Ich statt, wobei die Objektivität durch den Einfluß des Über-Ichs gewährleistet werde. In aller Synthese spiele Eros die führende Rolle, in aller Analyse, wohl auch bei jeder Desexualisierung überhaupt die destruktiven Tendenzen. Alles Begreifen sei Derivat von einverleibenden, an sich ziehenden Trieben; schöpferische Phantasie dagegen komme vom Gebenwollen.

O. Fenichel (Los Angeles)

**DUNBAR, H. FLANDERS: Psychoanalytic Notes Relating to Syndromes of Asthma and Hay Fever.** *Psa. Quarterly*, VII/1.

Ein Patient und zwei Patientinnen mit Asthma bzw. Heufieber hatten, obwohl sie recht verschiedene Persönlichkeitstypen waren, einige Eigenheiten der Struktur und des Benehmens gemeinsam; dieselben Züge konnten dann auch an einigen nichtanalytisierten Asthma- und Heufieberkranken beobachtet werden. Vor allem war charakteristisch die Gleichzeitigkeit eines ständigen Verlangens nach Liebe mit einer Angst vor Erfüllung dieses Verlangens; ein ständiges Hin- und Herpendeln zwischen aktivem und passivem Verhalten, eine besonders hohe Ambivalenz und ein unbewußtes Beschäftigtsein mit sadistischen Phantasien. Bei Heufieber schienen bei weiblichen Patienten männliche Phantasien (Penisneid, Aggressivität), bei männlichen Patienten weibliche Phantasien (Schwangerschaftsgedanken und Phantasien über die Frau als Dulderin und die Frau mit dem Penis) eine besondere Rolle zu spielen. Im Material der Heufieberpatienten erschien immer wieder die Nase, in dem der Asthmakranken immer wieder das Körperganze als Penisymbol. Auffällig war ferner das relativ unentstellte Auftreten von Mord- und Selbstmordgedanken, die Neigung, aggressive Akte in einem gewissen Ausmaß auch wirklich auszuführen, ferner die eindeutig prägenitale Fixierung aller Patienten. Merkwürdig war, daß die Patienten trotz ihres Zwangscharakters keine eigentlichen Zwangssymptome produzierten, zumindest nicht, solange ihre somatischen Symptome auftraten. Endlich erschien ihr Ich in einer charakteristischen Weise schwach und ihr Über-Ich mangelhaft an dasselbe assimiliert.

O. Fenichel (Los Angeles)

**EIDELBERG, LUDWIG: Pseudo-Identification.** *Int. Journal of PsA.*, XIX/3.

Manche Personen zeigen eine besondere Ich-Schwäche, indem sie mit jedem Objekt, mit dem sie es gerade zu tun haben, flüchtige „Identifizierungen“ vollziehen, jedem jeweiligen Gesprächspartner recht geben, sich jeder Forderung anpassen, um so allen Konflikten zu entgehen. Die Analyse eines solchen Falles zeigte, daß der Betreffende sich im Grunde gar nicht wirklich an die jeweiligen Objekte anpaßte, die ihn als solche überhaupt nicht interessierten, sondern nur an eigene Meinungen, die er vorher in die Objekte projiziert hatte. Dies wurde besonders klar an der Übertragungs-Analyse.

Die Projektion, die der Pseudo-Identifizierung voranging, erwies sich als eine typische Reaktion auf Versagungen jeder Art. Versagung wie reaktive Projektion bleiben dabei völlig unbewußt. Während in der Paranoia ein Triebwunsch projiziert werde, werde hier auch die narzißtische Kränkung projiziert. Eine folgende theoretische Untersuchung sagt, daß die Pseudo-Identifizierung ein Mittelding zwischen primärer und sekundärer, zwischen autoplastischer und alloplastischer und zwischen „äußerer“ Identifizierung (bei der die Veränderungen des Subjekts äußerlich bemerkbar sind) und „innerer“ Identifizierung (bei der die Veränderungen des Subjekts nur in den Sinnesorganen oder in der Phantasie vor sich gehen) sei. O. Fenichel (Los Angeles)

**ERICKSON, MILTON H.: The Experimental Demonstration of Unconscious Mentation by Automatic Writing.** *Psa. Quarterly*, VI/4.

Auch Erickson hält eine Bekräftigung der psychoanalytischen Einsichten durch nichtklinische experimentelle Methoden für notwendig. Es gelang ihm, in hypnotischen Experimenten mittels automatischen Schreibens den Nachweis zu erbringen, daß psychische Akte neben ihrer bewußten Meinung durch Überdeterminierung gleichzeitig einen weiteren unbewußten Sinn ausdrücken können. In einem Fall war in ein automatisch geschriebenes Wort unbewußt wie in ein Vexierbild eine Ziffer hineingeschmuggelt; in einem anderen Fall konnte die Versuchsperson bewußt nicht angeben, wie oft sie einem posthypnotischem Auftrag zum automatischen Schreiben nachgekommen war. (Es war 8 mal der Fall gewesen); um einen spontanen Zahleneinfall befragt, nannte sie die Zahl 35; eine nachfolgende Analyse erwies, daß das zu lesen war als 3 + 5, also als 8. O. Fenichel (Los Angeles)

**FENICHEL, OTTO: The Drive to Amass Wealth.** *Psa. Quarterly*, VII/1.

Die Studie versucht, das Ineinander von biologisch vorgezeichneten Trieben und der sozialen Umwelt, die sowohl die Struktur dieser Triebe und ihr gegenseitiges Verhältnis zu ändern im Stande ist, als auch den einzelnen Trieben bestimmte Gegenstände und Formen gibt, am Beispiel des Dranges, sich zu bereichern, zu klären. (Autoreferat)

**GLOVER, EDWARD: A Note on Idealization.** *Int. Journal of PsA.*, XIX/1.

Glover meint, daß der Prozeß der „Idealisierung“, den Freud als eine Begleitscheinung des Unterganges des Ödipuskomplexes beschrieben hat, — wie andere seelische Mechanismen auch — schon viel früher zu spielen beginnt. Ein unter wahnartigen Ängsten stehendes Kind der Entwicklungsperiode, in der Introjektion und Projektion vorherrschen, könne seine Angstobjekte „idealisieren“, nämlich mit Libido besetzen, um seine Angst zu bekämpfen. Auch Zärtlichkeit, die mit „Idealisierung“ so enge zusammenhänge, entstehe nicht erst nach Zielhemmung der Sinnlichkeit, sondern sei schon viel früher neben der Sinnlichkeit vorhanden. Es gebe zärtliche Liebesüberschätzung und Idealisierung gegenüber eigenen Körperteilen und gegenüber leblosen Objekten schon in sehr frühen Entwicklungsperioden. Bei fetischistischen Regungen, aber auch bei Phänomenen der „narzißtischen Überschätzung der Exkretionsfunktionen“ werde das besonders deutlich; bei Erwachsenen trete die „Idealisierung“ wieder in Erscheinung, wenn sie zu solchen Phasen regredieren. Viele spätere „Idealisierungen“, die auf den ersten Blick als primär imponieren, sind in Wirklichkeit Regressionen in die anal-sadistische Phase, in der es auch schon „Idealisierungen“ gegeben habe.

O. Fenichel (Los Angeles)

GOLDMAN, GEORGE S.: **A Case of Compulsive Handwashing.** *Psa. Quarterly*, VII/1.

Die Analyse einer schweren Zwangsneurose mit Waschzwang gibt Gelegenheit, das „Mitsprechen“ des Symptoms und seine Veränderungen während einer langen analytischen Kur zu beobachten. Der Autor hält es für eindrucksvoll, eine Kurve über die Häufigkeit des Waschens, bzw. eines zwanghaften Betens im Verlaufe der Analyse, d. h. im Zusammenhang mit dem jeweils analytisch bearbeiteten Material zu zeichnen. Eine auffallende Besserung trat zum erstenmal ein, als die Patientin begriff, daß hinter ihrer Schmutzangst etwas verborgen sei, was die Analyse suchen müsse. Dann wieder, als sie in ihre starken Todeswünsche gegen ihre nächsten Angehörigen Einblick gewann. Später wurde deutlich, daß sie auf alles, was ihr Selbstgefühl erhöhte („ich kann etwas“) mit Besserung, auf alles, was es herabsetzte („ich kann doch nichts“), mit Verschlimmerung des Symptoms reagierte. Was immer unbewußt für sie bedeutete, sie werde ein Kind bzw. einen Penis erhalten, besserte das Symptom, die Nachricht, daß eine andere Frau ein Kind bekommen hatte, verschlechterte es bedeutend. Da sie ihren Penisneid auf geistige Produktion verschoben hatte, ging es ihr auch besser, so oft ihr eine solche Produktion gelang. Als das von der Analyse als Widerstand angegangen wurde, spiegelte sich das Durcharbeiten dieser Komplexe ebenfalls in der Kurve der Symptommhäufigkeit. — Die Patientin hatte als Kind tatsächlich unter Mangel an Liebe gelitten und hatte ihre Aggressionen gegen ein später geborenes Brüderpaar in gefährlicher Weise ausleben können; ein Versuch der Hinwendung zum Vater mißlang, was ihre unbewußte sadistische Rachsucht noch erhöhte. (Der Waschzwang sollte nicht nur vor Ansteckung schützen, sondern in Wiederkehr des Verdrängten aus der Verdrängung auch Ansteckung verbreiten.) — Die führende unbewußte Phantasie war die, ihre Feinde vermittle ihrer Faeces magisch zu töten. Es gelang ihr später, diese Neigung in einer bestimmten Weise zu sublimieren. Als diese Sublimierung dann wegfiel, kam es zunächst zu einer Rezidive, dann aber zu einem Durchbruch bis dahin abgewehrter sexueller Aktivitäten und schließlich zur bleibenden Besserung.

O. Fenichel (Los Angeles)

INMAN, W. S.: **A Psycho-Analytical Explanation of Micropsia.** *Int. Journal of PsA.*, XIX/2.

Micropsie, d. h. das Phänomen, daß die Objekte plötzlich aussehen, als ob man sie durch einen verkehrten Operngucker betrachte, wurde zweimal bei Kindern beobachtet, die man besonders spät und dann nur mit großer Mühe entwöhnt hatte, und die seitdem verschiedene Symptome einer unbefriedigten oralen Sehnsucht aufwiesen. Der Autor sieht in der Micropsie ebenfalls ein Zeichen dieser Sehnsucht, eine Regression in die Wahrnehmungswelt der Säuglingszeit. — Ref. möchte in diesem Zusammenhange an die Arbeit von Isakower „Beitrag zur Patho-Psychologie der Einschlafphänomene“, *Int. Ztschr. f. PsA.*, 1936, erinnern, in der er nachwies, daß Halluzinationen und Illusionen des Raumsinnes überhaupt mit den Erlebnissen des Säuglings an der Mutterbrust zu tun haben.

O. Fenichel (Los Angeles)

KAUFMAN, M. RALPH: **Psychoanalysis in Late-Life Depressions.** *Psa. Quarterly* VI/3.

Höheres Lebensalter gilt ebenso als Kontraindikation für Psychoanalysen wie manisch-depressive Erkrankungen psychotischer Art. Deshalb ist es sehr bemerkenswert, daß

K. in zwei Fällen, in denen beide erschwerenden Momente wirksam waren, von recht weitgehenden Erfolgen der Analyse berichten kann. — Der erste Fall ist eine 56-jährige Frau, die auf den Tod des Ehemannes mit agitierter Depression reagierte. Es gelang durch Deutung ihres Benehmens aggressive Tendenzen gegen den Mann, dann solche gegen die Mutter und schließlich die Angst, der Mutter etwas angetan zu haben, bewußt zu machen. Es kam wenig Kindheitsmaterial, und orale Tendenzen erschienen nur in Andeutungen, sodaß K. den Erfolg, der tatsächlich eintrat, für dynamisch nicht genügend geklärt ansah. — Der zweite Fall ist ein 60-jähriger Mann, der besonders deutlich den manisch-depressiven Erkrankungen zugrunde liegenden Zwangscharakter aufwies. Er war durch ärztlichen Eingriff kastriert worden. — Seine allgemeine Aggressivität und seine Selbstanklagen zentrierten sich allmählich um einen tiefen Haß gegen seinen Vater und um Schuldgefühle wegen Masturbation. Seine Konflikte standen im Zeichen seiner Kastration, die erst als Strafe für Ödipuswünsche, in einer folgenden Hypomanie aber mehr als Quelle femininer Glücksgefühle aufgefaßt war. Bemerkenswert ist, daß dieser Patient eine richtige Übertragungsneurose ausbildete, wie wir sie bei Neurotikern zu sehen gewohnt sind; nur waren ihre Bildungen ein wenig labiler.

O. Fenichel (Los Angeles)

**KOVSHAROVA, T. V.: An Attempt at an Experimental Investigation of Psychoanalytic Therapy.** *Ps. Quarterly*, VI/4.

Ausgehend von der falschen Meinung: „Die Heilung von Neurosen durch Psychoanalyse ruht, wie bekannt, auf einer rein subjektiven Basis. Es ist klar, daß da ein großes Bedürfnis nach einer festen objektiven Fundierung besteht,“ versucht die Autorin, durch reflexologische Experimente die therapeutische Wirkungsweise der Analyse „objektiv“ zu erfassen. Zu diesem Zwecke unterzog sie analytische Patienten vor und nach der Stunde einer Prüfung auf eingelernte bedingte Reflexe, bezw. deren Hemmungen. Es stellt sich heraus, daß analytische Sitzungen im allgemeinen den „Tonus des Kortex“ erhöhen. Kontrollexperimente zeigen, daß dies nicht einfach durch die Ruhelage oder dergl. bedingt ist, sondern daß der analytische Einfluß diesen Erfolg hervorbringt. Allerdings zeigt sich der Erfolg nicht nach jeder analytischen Sitzung, sondern nur nach solchen, die eine Erleichterung von einer inneren Spannung gebracht hatten; nach Widerstandsstunden oder bei Depressionen fehlt die Steigerung des Tonus des Kortex, oder es gibt sogar eine deutliche Senkung. — Genauer wird der Fall einer Patientin geschildert, die unbewußt gefürchtet hatte, ein Monstrum zu sein; die Besprechung dieser Angst brachte auch objektiv eine besonders deutliche Befreiung.

Die Autorin versucht sodann auch eine physiologische Arbeitshypothese für die von ihr beobachteten Erscheinungen, und zwar ausgehend von grob lokalisatorischen Vorstellungen. Sie spricht von einem „Komplexgebiet“ und einem „Außerkomplexgebiet“ in der Hirnrinde und darüber, wie die beiden sich gegenseitig beeinflussen mögen, und wie sie in der Analyse die motorischen Sprachzentren induzieren. — Das „Durcharbeiten“ von Komplexen sei für die analytische Therapie bedeutungsvoller als das „Bewußtmachen des Unbewußten“.

O. Fenichel (Los Angeles)

**KRIS, ERNST: Ego Development and the Comic.** *Int. Journal of PsA.*, XIX/1.

Kris diskutiert in interessanter Weise die vielen Probleme, die im Bereiche der Psychologie des Komischen noch ungelöst sind. Das Element der Plötzlichkeit der Spannungsbefreiung muß für die Freude am Komischen wesentlich sein. Aber

nicht alles, was lachen macht, ist komisch. Auch daß die Freude am Komischen Kindheitsfreuden wiederbringt, ist zwar wahr, aber keineswegs spezifisch. Auch daß hier — nach der „Witz“-Theorie von Freud — die Betätigung des Primärvorganges im Dienste des Ichs geschieht, ist nicht auf den Bereich des Komischen beschränkt. Immerhin können wir von hier aus die Beziehungen zwischen Komik und den Wortspielen der Kinder verstehen: In beiden Gebieten stellt das Ich, „Funktionslust“ erlebend, aktiv Spannungen her, um sie zu überwinden, die es sonst passiv, vielleicht ohne sie beherrschen zu können, über sich ergehen lassen müßte. Komik entspreche oft einem Überlegenheitsgefühl darüber, daß der andere noch nicht in der gleichen Weise gelernt habe, sich der Realität anzupassen, wie man selbst. Menschen, die keinen Sinn für Komik haben, sind solche, die sich mit allen „Nicht-Angepaßten“ identifizieren müssen und deshalb nicht über sie lachen können. Im Genuß des Komischen liege das Gefühl eines Triumphes darüber, daß man etwas, was man früher nicht meistern konnte, meistert, sodaß eine frühere Angst überflüssig geworden ist. Die reine „Funktionslust“ entspreche dem Erleben des Umstandes, daß man gegenwärtig die betreffende Funktion schon beherrsche; die Lust am Komischen entspreche mehr dem Genießen des Umstandes, daß und wie man in der Vergangenheit die Meisterschaft erlernt hat. — Während das Kinderspiel (als Vorläufer des Komischen) vom spielenden Kind allein genossen werden kann, ist das „Spaßmachen“ der Kinder schon sozial, es braucht das Mitmachen, die Billigung der anderen, der Eltern. Der Sinn für das Komische entwickle sich erst spät. Auch sei er nicht imstande, einen starken Affekt, eine Angst z. B. direkt zu bewältigen, sondern er setze bereits erworbene Angstbeherrschung voraus. Interessant in dieser Beziehung sei nicht nur das Studium der Beziehungen zwischen Tragödie und Satyrspiel, sondern darüber hinaus die Beobachtung der direkten Entwicklung von angsterregenden Objekten zu komisch wirkenden. „Was wir gestern fürchteten, scheint uns komisch, wenn wir es heute sehen.“ Unter bestimmten quantitativen Verhältnissen könne dann die Angst hinter dem intendierten komischen Effekt wieder hervorkommen, „Kipp-Charakter komischer Phänomene“. Das Komische erscheint so als ein Abwehrmechanismus gegen Angst, deren Überwindung genossen wird, die sich aber manchmal dennoch als noch nicht ganz überwunden erweist.

O. Fenichel (Los Angeles)

KUBIE, LAWRENCE S.: *The Fantasy of Dirt*. *Psa. Quarterly*, VI/4.

Der Begriff „Schmutz“ ist in erster Linie ein affektiver, und unser Benehmen schmutzigen Dingen gegenüber sehr widerspruchsvoll. Als „schmutzig“ wird alles empfunden, was aus dem Körper herauskommt, entsprechend der Phantasie, das ganze Körperinnere sei eine große „Schmutzfabrik“. Sodann gehört zu dem Begriff die Vorstellung einer magischen Kontagiosität: durch Berührung mit Schmutzigem entsteht weiter Schmutz. Versuche, „Schmutziges“ von „Reinem“ nach realen Kriterien zu unterscheiden, scheitern sämtlich. — Ausscheidungen des Körpers sind aber nicht gleichmäßig „schmutzig“, sondern es gibt da eine Hierarchie, reichend etwa von den Tränen bis zu den Faeces. (Im allgemeinen stimmen die Menschen über diese Hierarchie ziemlich überein; nur die Milch und der Samen werden von verschiedenen Menschen sehr verschieden eingereiht.) Weichheit, Feuchtigkeit, Schleimhaltigkeit und Haarigkeit gelten für schmutziger als Härte, Trockenheit, Haarmangel; alte Leute gelten für schmutziger als junge, schwarze als blonde, konvexe Körperteile als konkave. Dieser Hierarchie entspricht das allgemeine Gefühl, daß das Weibliche schmutziger sei als das Männliche (selbst bei neurotischen Frauen, die den Sexualverkehr verweigern, weil sie vom Mann

nicht „beschmutzt“ werden wollen, zeigt die Analyse, daß diese Idee die tiefere deckt, das eigene Genitale wäre doch noch schmutziger). — In allen diesen Auffassungen wirkt ein uraltes Tabu: das Tabu der Körperöffnungen. Es verrät sich u. a. heute noch besonders in kosmetischen Kompensationen. Daß diese bei Frauen eine so viel größere Rolle spielen, entspricht dem unbewußten weiblichen Gefühl, eine Körperöffnung zuviel, und zwar eine besonders „schmutzige“ zu besitzen. — Wenn Frauen häufiger Depersonalisationssymptome haben als Männer, meint Kubie, das hänge damit zusammen, daß Frauen, wenn sie das Gefühl, „schmutzig“ zu sein, einmal verlieren, auch das Realitätsgefühl überhaupt verlieren. Das hänge also mit einer „anal“ Auffassung des weiblichen Genitales zusammen. — Gesellschaftlich gilt immer „der Fremde“ als schmutzig; besonders wenn er pigmentierter ist als man selbst, pflegt man das Gefühl, das eigene Innere sei eine „Schmutzfabrik“, auf ihn zu projizieren (wobei allerdings der „Schmutzigere“ auch als der „Stärkere“ gilt). — Der intime Kontakt, den man mit den Mitgliedern der eigenen Familie hat, führt aber auch dazu, daß manche Kinder bewußt oder unbewußt die Meinung ausbilden: „Nur meine Familie ist schmutzig“, und umgekehrt alle Fremden für rein halten.

Was die Ontogenese der „Phantasie vom Schmutz“ angeht, ist Kubie der Ansicht, daß es keine primäre erogene Lust durch ein gefülltes Rektum gebe. Die erste anale Lust müsse die der Entspannung bei der Defäkation sein. Dazu komme sekundär — spontan oder von der Außenwelt beeinflusst — Lust während der Passage der Faeces durch das Rektum. Nach der Ausscheidung sei der Kontakt der Haut mit den Exkreten zuerst gewiß angenehm. Erst wenn diese kalt werden, ändere sich dies; jedenfalls aber komme dann bald die tertiäre Lust des Gesäubertwerdens. Die Erfahrung dieser Lust bewirke sodann eine Verdichtung aktiver exkretorischer und passiver genitaler Lust. Aus dieser Verdichtung stamme die „anale Auffassung der Genitalien“. — Der Übergang zum Topf bedeute daher für das Kind jedenfalls eine Versagung genitaler Lust und das „Engramm“ „Ausscheidung — genitale Sensationen“ verbinde nicht mehr Kind und Pflegeperson, sondern werde zum Kampfplatz zwischen ihnen. So bringe die Reinlichkeitserziehung notwendigerweise einen als Strafe aufgefaßten Entzug genitaler Lust mit sich. Dazu kommen dann die direkten „Schmutz“-Verbote der Erziehung. — Das Berührungsverbot verbinde dann die „Schmutz“-vorstellung mit der Masturbation. Hier bestehe ein Unterschied zwischen Körperbeschädigungsphantasien und Schmutzphantasien: Jene haben im Schmerz Erlebnis eine reale Grundlage, während das Schmutz Erlebnis von der Erziehung künstlich im Gegensatz zum Triebverlangen des Kindes erzeugt wird; Krankheitsangst verbinde die beiden Phantasienkreise über die Vorstellung von der „giftigen“ Natur der Körperprodukte. Von hier aus zeigen sich viele typischen Zwangssymptome (Berührungsverbote) als Folgen der Schmutzphantasie.

Phylogenetisch versucht der Autor die Entstehung der „Schmutzvorstellung“ durch die Annahme von Kulturentwicklungsstufen in bezug auf die Ernährung aufzuklären. Einem Stadium, wo kriechende Kleintiere gegessen wurden, folgte eines der Entwicklung von Jagd und Fischerei mit Speiseverboten gegenüber „niedrigerem“ Essen; schließlich folgte mit dem Ackerbau der Übergang zur Selbsthaftigkeit und damit die Notwendigkeit zur Regelung der Exkretionsfunktionen. Erst da entsteht die Vorstellung vom „Schmutz“ im heutigen Sinn.

Im sexuellen Tun wird das sonst immer gültige Tabu der Körperöffnungen und -produkte verletzt, und deshalb verschaffe die Sexualität demjenigen, der diese Tabus in sich aufgenommen hat, Konflikte. Vieles, was für „Kastrationskonflikt“ gehalten

werde, sei „Schmutzberührungskonflikt“, z. B. manche Angst der Männer vor Frauen. Auch für die analytische Technik sei es daher sehr wichtig, daß der Analytiker die typische Phantasie vom Körper als einer Schmutzfabrik kenne und rechtzeitig und ausführlich genug zur Sprache bringe. O. Fenichel (Los Angeles)

**LEVY-SUHL, MAX: Resolution by Psychoanalysis of Motor Disturbances in an Adolescent.** *Psa. Quarterly*, VI/3.

Ein fünfzehnjähriger Junge litt seit früher Kindheit an schwerer motorischer Unruhe, die als Folge eines degenerativen Prozesses in den Stammganglien diagnostiziert worden war. Er war körperlich sehr ungeschickt, scheu, hatte Zwangssymptome und ein ungeheures einseitiges Interesse für Eisenbahnwesen und Verkehr. In der Analyse wurde eine enge Zusammengehörigkeit der motorischen Störungen mit der Unterdrückung der infantilen Masturbation klar, deren sadistischer Gehalt besonders hoch gewesen war. Der Junge erwies sich als überall von Kastrationsangst bedroht, die aus sadistisch perzipierten Urszenenerlebnissen stammte. Die Bewegungsunruhe basierte auf der unbewußten Gleichung Körper-Penis und hatte exhibitionistischen Charakter. — Die motorische Unruhe ist seit der Analyse vollständig verschwunden, die Persönlichkeitsstörungen sind gebessert. O. Fenichel (Los Angeles)

**PAILTHORPE, GRACE W.: The Analysis of a Poem.** *Int. Journal of PsA.*, XIX/2.

Ein wehmütiges Gedicht, das ein Patient während seiner Analyse schrieb, erwies sich als durch die Probleme determiniert, die gerade in der Analyse durchbesprochen wurden. Der unbewußte Inhalt des Gedichtes war eine Schilderung der Erlebnisse, die der Patient als kleiner Junge auf dem Töpfchen gehabt hatte, während er an Konstipation litt. Das Interessante ist, daß jede einzelne Zeile, wenn man einmal dieses Wissen als Schlüssel zum Verständnis des unbewußten Gehaltes des Gedichtes besitzt, neben ihrem manifesten Inhalt auch eine latente unbewußte Bedeutung verrät, die auf die Töpfchen-Situation Bezug hat. — Bei der Analyse des Gedichtes wurde u. a. deutlich, daß die Vorstellung „Tod“ für den Patienten so viel wie „Entspannung nach einer unerträglichen Spannung“ bedeutete. O. Fenichel (Los Angeles)

**ROBBINS, BERNARD S.: Escape Into Reality: A Clinical Note on Spontaneous Social Recovery.** *Psa. Quarterly* VI/3.

R. hatte Gelegenheit, einen Psychotiker zu analysieren, nachdem vorher eine „Spontanheilung“ einer Wahnbildung eingetreten war. Er konnte dabei feststellen, daß diese keineswegs auf einem Schwinden pathologischer Mechanismen und einer Verstärkung der Realitätsprüfung beruhte, sondern daß sich eine intrapsychische Situation gebildet hatte, in der die Annahme der Realität das seelische Gleichgewicht besser gewährleistete als ein weiteres Festhalten am Wahn, d. h. eine Situation, in der das, was aus inneren Gründen geglaubt werden mußte, „zufällig“ mit der Wirklichkeit übereinstimmte. — Der Anlaß der Psychose war ein geschäftlicher Zusammenbruch gewesen, der durch die Schuld eines älteren Mannes zustande gekommen war, zu dem der Patient in Vaterübertragung stand. Der Patient bekam die Idee, er müsse entweder diesen Mann oder sich töten, und erkrankte gleich darauf an einer akuten panikartigen Halluzinose, in der er der wahnhaften Überzeugung war, alle seine geschäftlichen Mitarbeiter wären tot. Nach der Internierung besserte sich sein Zustand sofort. Es zeigte sich ein neuer

Wahn, der aber im Gegensatz zum früheren ohne entsprechende affektive Äußerungen auftrat, nämlich die Meinung, seine Frau wäre tot. Während dieser Zeit entwickelte er eine lebhaft, bewußt nicht sexuell gemeinte homosexuelle Übertragung auf einen Pfleger. Allmählich fühlte er sich besonders diesem Pfleger gegenüber wieder unsicherer und gespannter. Eines Nachts erschien er mit einem Brief seiner Frau in der Hand beim Pfleger und fragte ihn, ob die Frau eigentlich tot sei oder lebendig. Die Belehrung, daß sie lebe, nahm er zur Kenntnis — und war von da an von dieser Wahnbildung geheilt. — Die spätere Analyse erklärte diese Vorkommnisse. Die Psychose war Ausdruck einer Unterwerfung unter den Vater, eine direkte Flucht vor unerträglichen Mordimpulsen in die Passivität. Das Hospital war für ihn zunächst ein Schutz, ein liebevoller Mann, dem man sich passiv hingeben kann (in der Kindheit hatte der Patient eine ursprüngliche ambivalente Beziehung zum Vater in entsprechender Weise auf den älteren Bruder übertragen); daher die sofortige Besserung nach der Internierung. Der Hingabe an diese neue befriedigendere Beziehung stand aber seine Ehe im Wege; er phantasierte den Tod seiner Frau, um sich der Liebe zum Pfleger besser hingeben zu können. Aber eben dadurch wurde diese Liebe allmählich wieder gefährlicher. Er nahm schließlich die Wirklichkeit, daß seine Frau am Leben war, zur Kenntnis, nicht dank eines besseren Funktionierens seiner objektiven Realitätsprüfung, sondern weil er vor der Homosexualität wieder flüchten mußte und die Wirklichkeit wieder besser geeignet schien, die Integrität seiner Person zu schützen. Wäre die Frau, meint R., wirklich tot gewesen, so hätte er jetzt den Wahn entwickelt, daß sie am Leben wäre. Der Glaube an ihr Leben war in diesem Moment geeignet, die affektiven Spannungen auszugleichen.

O. Fenichel (Los Angeles)

**SCHMIDEBERG, MELITTA: Intellectual Inhibition and Disturbances in Eating.**  
Int. Journal of PsA., XIX/1.

Die unbewußte Gleichung: Sinneswahrnehmung—orale Einverleibung, hat verschiedene Folgen: Oft können Wahrnehmungshemmungen auf Eß-Schwierigkeiten früherer Zeiten zurückgeführt werden. An einer Krankengeschichte wird gezeigt, daß auch Einzelheiten in der Art der intellektuellen Aufnahme auf Einzelheiten der seinerzeitigen Schicksale oraler Konflikte zurückgeführt werden können. U. a. erkannte die Autorin in der Schwierigkeit, widersprechende Theorien eines bestimmten Wissenschaftsgebietes zu lernen, die Angst vor der Introjektion streitender Eltern. — Als Hauptursache für Hemmungen der intellektuellen Aufnahme erwies sich die Angst vor dem Neid der andern, der dem eigenen oralen Neid entsprechend gedacht ist. Der Einfluß oraler Faktoren auf den Intellekt ist aber nicht nur ein negativer: Unbewußte Einverleibungsideen liegen auch am Grunde erfolgreicher intellektueller Arbeit. (Ref. möchte in diesem Zusammenhange an die schöne Arbeit vom Wera Schmidt erinnern: „Die Entwicklung des Wißtriebes bei einem Kinde“, Imago 1930.) Dies verrät sich gelegentlich bei der Analyse kleiner Arbeitszeremonielle. Für produktive Arbeit ist ferner die Exkretions- und Geburtssymbolik von Bedeutung.

O. Fenichel (Los Angeles)

**SCHMIDEBERG, MELITTA: The Mode of Operation of Psychoanalytic Therapy.**  
Int. Journal of PsA., XIX/3.

Melitta Schmeideberg legt uns eine theoretische Untersuchung über die therapeutische Wirksamkeit der Analyse vor, die das Marienbader Symposium über das

gleiche Thema noch nicht berücksichtigen konnte. — Die besondere Natur der Behandlung von Übertragung und Widerstand in der Analyse — im Gegensatz zu anderen Psychotherapien — wird dargestellt. Als Hilfskraft, die die Bemühungen des Analytikers, den Patienten zum freien Assoziieren zu bewegen, unterstützt, komme nicht nur der Druck des Verdrängten zur Motilität hin in Betracht, sondern auch „der Wunsch, etwas Gutes den Leuten zu geben, die man liebt“, die „Wiedergutmachungs-Tendenz“. — Das Über-Ich, das die Verdrängung verlangt, setze aber dem freien Assoziieren Grenzen, die nur mit Hilfe der Deutungen überschritten werden können. Diese machen den Widerstandsaufwand überflüssig und unterstützen so die natürliche Tendenz zur „Synthese“. Normalerweise erfolge das Bewußtmachen des Unbewußten durch die Deutung mit Hilfe der Zwischenschaltung vorbewußter Vorstellungen — etwas, was wir „Konfrontierung des Ichs mit den bisher unbewußten Inhalten“ nennen würden —; Schmeideberg meint aber, daß es gelegentlich auch ohne solche Vermittlung gehe: „Die Affekte bilden ein direktes Verbindungsglied zwischen Bewußtsein und Unbewußtem, und die Symbolik ein anderes. Daher bieten Symboldeutungen, die mit Gefühlen verbunden sind, ein direktes Annäherungsmittel an das Unbewußte und sind besonders brauchbar bei Patienten, in denen das Vorbewußte ungenügend entwickelt ist (kleine Kinder, Psychotiker).“ Die Autorin legt auch Gewicht darauf, daß mit der Deutung eine Triebentmischung einhergehe, die u. U. auch zu weit gehen könne. (? Ref.) — Die Verwechslung von Gegenwart und Vergangenheit in der Übertragung gehe auf eine „Projektion“ der unbewußten Tendenzen und Ängste zurück, die durch Übertragungs-Deutung überwunden werde. Man solle aber nicht vergessen, daß es neben der Übertragung auch eine Reaktion des Patienten auf die wirkliche Persönlichkeit des Analytikers gibt. — Durch die Analyse werde das Über-Ich modifiziert, aber nicht aufgehoben. — Bei der Beschreibung der Veränderungen, die während der Analyse in der Triebstruktur der Patienten vor sich gehen, erwähnt die Autorin nicht die Bedeutung des Umstandes, daß nach der Aufhebung von Verdrängungen die bisher an infantile Zielsetzungen gebundene Libido sich dem Genitalprimat unterwirft und dadurch befriedigbar wird. Ihr scheint Folgendes wesentlicher: „Die Analyse bewirkt eine neue und verbesserte Mischung der befreiten Triebe, als ein Resultat ihrer passagären Entmischung, und infolgedessen eine Modifizierung der Triebe: aggressive Regungen werden libidinisiert, sexuelle sorgfältiger verteilt, d. h. sublimiert. Die durch die Analyse befreite Aggression ist wesentlich mit der Arbeit der Organisation des Es beschäftigt. Sexuelle Fixierungen lösen sich als Folge der Auflösung und vorteilhafteren Verteilung der zugrunde liegenden Angst und Aggression.“

Melitta Schmeideberg führt dann weiter aus, daß praktisch in der Analyse nicht nur die eigentlichen analytischen Maßnahmen therapeutisch wirken; bis zu einem gewissen Grade kommen immer auch Suggestion und Verstärkung mancher Verdrängungen in Betracht. Sie meint, daß eine lebhaftere Entwicklung der Übertragung, besonders ein lebhafter Wechsel der Übertragungsbilder, ein Zeichen für richtige Analyse sei, ein starres Festhalten an derselben Haltung dem Analytiker gegenüber dagegen den Verdacht nahelege, daß Suggestion eine große Rolle spiele. (? Ref.) Richtige Teildeutungen können zur Verstärkung von Verdrängungen an anderen Stellen, oft zu einer praktisch heilsamen Verstärkung von Verdrängungen Anlaß geben. — Zum Schluß vergleicht die Autorin Analyse und Erziehung. Auch von letzterer glaubt sie, daß sie nicht nur durch Drohung mit Liebesverlust, sondern positiv durch Anlaß zur Identifizierung mit „guten Eltern“ wirken könne und solle.

O. Fenichel (Los Angeles)

SEARL, M. N.: **A Note on the Relation between Physical and Psychical Differences in Boys and Girls.** Int. Journal of Ps.A, XIX/1.

Searl warnt zunächst mit Recht davor, zu viel Phantasieinhalte in die Seelenvorgänge des Säuglings hineinzudeuten. Der Geschlechtsunterschied erzeuge jedenfalls nicht von Anfang an das Interesse. Die erste Unterscheidung in der Objektwelt differenziere Brust oder Flasche von der übrigen Welt; nach drei Monaten werden bekannte und unbekannte Gesichter unterschieden; von anderen (eigenen und fremden) Körperteilen erzeuge sodann besonders der Finger die Aufmerksamkeit. Wir haben keinen Beweis dafür, daß schon im ersten Lebensjahre dem Penis ein besonderes Interesse zugewendet würde. Wahrscheinlich variere der Zeitpunkt, in dem dieses Interesse auftritt, sehr stark, und seine Natur hänge dann von der Art der ersten Beobachtungen ab. Wir seien gewohnt, daß der Finger als Penis-Symbol erscheint; genetisch sei es umgekehrt. — Außer dem Penis erwecke auch das Scrotum das Interesse der Kinder beiderlei Geschlechts; Miss Searl konnte bei verschiedenen Kindern darauf bezügliche Phantasien (Scrotum-Brüste) aufdecken. — Der Anblick des Genitales des anderen Geschlechts könne sehr verschieden wirken, und man möge sich diesbezüglich vor Schematisierungen hüten. Oft sei es nicht so, daß der Genitalunterschied allen Gedanken über die Geschlechter zugrunde liege, sondern so, daß umgekehrt das Kind von der Unsicherheit anderer Unterschiede (etwa der Gesichter) zu Gedanken über die Genitalien als über etwas, wo der Unterschied sicher ist, flieht; es wäre dies eine Art Flucht vom Abstrakten zum Konkreten. Eine solche Flucht entspreche einer Abneigung gegen alles, was nicht direkt mit den Sinnen wahrnehmbar ist, entstammend der Abneigung gegen die eigenen untastbaren und unsichtbaren Affekte. — Auch die Gedanken des sogenannten Kastrationskomplexes seien je nach wirklichen Erlebnissen sehr verschieden. Im allgemeinen haben Mädchen zunächst mehr Angst vor Beschädigung ihres Körperinnern als Jungen. Wenn sie sich aber einmal auf ihre „inneren“ Fähigkeiten des Gebärens und Nährens vertrauensvoll besonnen haben, so fürchten sie „innere“ Krankheiten weniger als Jungen und haben für alles „Innere“ (Heim) mehr Interesse. Andererseits habe ihr anatomischer Bau eine Scheu vor intensiver Forschung zur Folge, zu der der Junge sich getrieben fühle. Auch der Unterschied der Stellung beim Urinieren habe Folgen für die Charakterentwicklung: der Umstand, daß der Junge leichter Gelegenheit hat, Gegenstände aus Mutwillen anzunässen, mag zur Auffassung beitragen „Jungen sind schlimmer, Mädchen sind braver“.

O. Fenichel (Los Angeles)

STONE, LEO: **Concerning the Psychogenesis of Somatic Disease: Physiological and Neurological Correlations with the Psychological Theory.** Int. Journal of PsA., XIX/1.

In Affektzuständen treten tiefe Veränderungen im Blutchemismus (in den endokrinen Drüsen) und im Gebiet des autonomen Nervensystems auf, die Störungen im Respiration-, Zirkulations- und Gastro-Intestinal-System hervorrufen, welche unwillkürlich, stereotyp und für einen primitiven Organismus in einem primitiven Milieu zweckmäßig sind. Das Zentrum all dieser Änderungen ist der Hypothalamus (in intimer Zusammenspiel mit der Hypophyse) und der Thalamus. Durch die thalamo-kortikalen Fasern ist die Verbindung von diesem Zentrum zur Hirnrinde und damit zum kortikospinalen Nervensystem hergestellt. Durch diese Verbindung können die Reaktionen der willkürlichen Muskulatur gehemmt werden, während die affektive Reaktion subkortikal (endokrin und vegetativ) weiter besteht, — bei der Sperrung der Muskulatur

ohne ihr physiologisches Ventil weiterbesteht, woraus Krankheiten entstehen können (Hyperglykaemie, Hyperadrenaemie, Hypertension). — Primitives Lust-Unlust-Bewußtsein und primitive Motilität des Kleinkindes gehören der „thalamischen Stufe“ an, die offenbar dem „Es“ entspreche. Wie die Psychoanalyse nachweise, daß unter der psychischen Oberfläche archaische psychische Kräfte noch wirksam sind, so gebe es in der Physiologie Beweise für das Fortbestehen primitiver Neuralsysteme unter der „kortikalen“ Oberfläche. Dennoch warnt der Autor vor einer schematischen Zuordnung von psychoanalytischen und anatomischen Daten.

Der Autor meint, daß sich die Konversionshysterie gänzlich auf „kortikaler Stufe“ abspiele. Je „tiefer“ die Natur der beteiligten Triebe, bezw. je ungenügender die zentrifugale Abfuhr, umso mehr treten endokrine und vegetative Systeme in Funktion. Je früher und tiefer die psychische Störung des Individuums, umso eher erzeugt sie Störungen des Wachstums, des Zuckerstoffwechsels, des Blutdrucks, des Herzrhythmus u. dgl. Solches geschehe bei organischen Krankheiten ebenso wie bei Psychosen. In der Psychose werde das willkürliche Muskelsystem (das „Ich“) direkt zum Instrument der „thalamischen Stufe“. — Der Autor mutmaßt auch, daß eine Stauung von Todestriebenenergien für das Individuum gefährlicher sei als Libido-Stauungen. Ferner, daß das sympathische System vorwiegend Vehikel der aggressiven, das parasympathische der erotischen Triebe sei. (? Ref.) Auch könnten erotische Impulse eher selbst in abnormer Form auf kortikaler Stufe erledigt werden, während aggressive in autonome Kanäle drängen. (Und wie ist es bei jenen Aktualneurosen, bei denen man beobachten kann, wie am normalen Ablauf gehinderte sexuelle Energien sich vegetative Abfuhr verschaffen? Ref.)

Der Autor untersucht sodann noch die Bedeutung der Sprache als Vehikel der Abfuhr. Sie stehe zwischen Handlung und blosser Phantasie. Daß im Verlaufe der Phylogenie das Sprechen immer mehr an die Stelle des Handelns trete, erhöhe die Gefahren, die von seiten innerer Stauungen drohen. Andererseits ermögliche erst diese Entwicklung die Dissoziationen zwischen Trieb-Impuls und Trieb-Handlung, die der Entwicklung der menschlichen Seelenkräfte zugrunde liegt. — Endogene Krankheiten unbekanntem Ursprungs wie essentielle Hypertension und Arteriosklerose hängen mit diesen Dingen zusammen, wenn auch die Auffassung ihrer psychogenetischen Natur noch nicht bedeute, daß sie auch einer Psychotherapie zugänglich wären.

O. Fenichel (Los Angeles)

**THOMPSON, CLARA: Development of Awareness of Transference in a Markedly Detached Personality.** Int. Journal of PsA., XIX/3.

Es kommt bekanntlich öfter vor, daß ein Analytiker sich bei einem Falle zunächst über „Mangel an Übertragung“ beschweren möchte, weil der Patient ihm gegenüber nicht recht warm wird, bis er erkennt, daß gerade dieses Verhalten die spezifische Art der Übertragung des betreffenden Menschen ist; sei es, daß er in Abwehr seiner Gefühlsregungen überhaupt eine gewisse Kälte gegen alle Objekte als „Charakter-Widerstand“ entwickelt hat, — sei es, daß er in seiner Kindheit gelernt hat, sich nur einer gewissen Person gegenüber so zu benehmen, welche spezifische Beziehung dann in der Analyse übertragen wird. — Clara Thompson berichtet über einen Fall, in dem eine solche allgemeine Kontaktlosigkeit einen beinahe hebephrenen Eindruck machte, umso mehr, als sie auch von „zahlreichen Tics und ruhelosen Zuckungen im Gesicht und mit den Armen und Beinen“ berichtet. Aber es handelte sich nicht um eine eigentliche Psychose, vielmehr um eine schwere Entwicklungsstörung des Ichs, die sich als

solche schon im Vorschulalter deutlich bemerkbar gemacht hatte. Es gelang nach jahrelanger Analyse, die Kontaktlosigkeit zu durchbrechen: Richtig zu fühlen bedeutete für den Patienten, sich der Gefahr auszusetzen, sein Ich völlig zu verlieren, nämlich erkennen zu müssen, daß er eine Art Idiot sei, und daß ihn deshalb niemand lieben könne. Da er dies befürchtete, waren alle seine Ansätze zu Objektbeziehungen von Aggressionstendenzen durchsetzt, die ebenfalls durch die Kontaktlosigkeit abgewehrt wurden. — Die „übertragene“ Kontaktlosigkeit wurde zum ersten Male durchbrochen, als es nach zwei Jahren Analyse gelang, den Patienten davon zu überzeugen, daß die Analytikerin zu ihm halte, bzw. ihn seines sexuellen Verhaltens wegen nicht auslache. Daraufhin konnte dann eine Reihe von Phantasien, die bisher völlig isoliert gewesen waren, mit dem wirklichen Leben des Patienten in Verbindung gebracht werden. Er entwickelte gewisse paranoide Ideen der Analytikerin gegenüber, die allmählich der Analyse zugänglich wurden. — Eine folgende Periode von schüchtern positiver Übertragung wurde beendet, als der Patient bei einer besonderen Gelegenheit feststellen mußte, daß er der Analytikerin doch nicht so wichtig sei, wie er gehofft hatte. Erst von dieser Enttäuschung an kam seine Aggressionsneigung und dahinter seine Angst, wirklich und endgültig minderwertig zu sein, zur Analyse.

O. Fenichel (Los Angeles)

WEGROCKI, HENRY I.: **A Case of Number Phobia.** Int. Journal of PsA., XIX/1.

Ein Patient hatte Angst vor allen geraden und auch gewissen ungeraden Zahlen. Sie erwiesen sich als Deckvorstellungen für verdrängte sexuelle Traumata und Phantasien.

O. Fenichel (Los Angeles)

WILSON, GEORGE W.: **The Transition from Organ Neurosis to Conversion Hysteria.** Int. Journal of PsA., XIX/1.

Eine Patientin mit Ulcus duodeni und Agoraphobie, deren psychische Struktur der von Alexander beschriebenen „Ulcus-Haltung“ entsprach — chronische unbefriedigte orale Begehrlichkeit, verdrängt und überdeckt durch ein entgegengesetztes selbständiges Verhalten — bekam im Verlauf der Analyse passager ein schweres Konversionssymptom, nämlich einen Muskelspasmus in der Lumbalregion. Sie war als Kind von ihrem Bruder verführt worden, und aus diesem Anlaß in ihrer Sexualität zu einer oralabhängigen Haltung gegenüber Mutter und Schwester regrediert. Sie produzierte das neue Konversionssymptom gerade zu der Zeit, als ihr dies in der Analyse aufgedeckt und sie so gezwungen wurde, sich mit der sexuellen Frage auseinanderzusetzen. Zur gleichen Zeit entwickelte sie Männlichkeitswünsche und aktive Kastrationstendenzen gegen Analytiker und Bruder. Die Lokalisation des Symptoms war von den sexuellen Szenen mit dem Bruder her determiniert. Während das Material, das dem Ulcus zugrunde lag, prägenitalen Charakters war und sich mit Wünschen in bezug auf Mutter und ältere Schwester befaßte, entsprach das Konversionssymptom einem andern Ausweg aus den Sexualkonflikten mit dem Bruder: dieser andere Ausweg war phallischer Natur und getragen von Penisneid- und männlicher Identifizierung.

O. Fenichel (Los Angeles)

ZILBOORG, GREGORY: **Some Observations on the Transformation of Instincts.** Psa. Quarterly, VII/1.

Auf Grund von klinischen Erfahrungen warnt Zilboorg eindringlich vor Unterschätzung der noch zu wenig studierten oralen Faktoren für die Psychogenese der

Frigidität, und kommt dazu, die Tabelle über Triebumsetzungen, die Freud in seiner Arbeit „Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik“ aufgestellt hat, zu ergänzen: In der Analyse einer Frau mit Zwangscharakter, die beherrscht war vom „Rachetypus“ des weiblichen Kastrationskomplexes, stellte sich nach Durcharbeitung zahlreicher Konflikte aus späterer Zeit in besonders eindrucksvoller Weise heraus, wie sie in dramatischer Weise von unerledigten oral-sadistischen Konflikten ihrer Mutter gegenüber beherrscht war. Sie entdeckte schließlich die Wirksamkeit einer ihr bis dahin unbewußten Onaniephantasie des Inhalts, daß eine alte Nurse ihre Brüste ihr in den Mund oder in die Vagina stecke. Viele Einzelheiten ihres Verhaltens dem Penis gegenüber (z. B. ihr ambivalentes Verhalten gegenüber der Ejakulation) wurden nun verständlich, wenn der Penis als „Brustersatz“ gedeutet wurde. Eine Sehnsucht nach Schwangerschaft, die mit einer Gebärangst kombiniert war, erwies sich nicht nur als Ausdruck ihres Penisneides (etwas im Bauch haben, aber es nicht hergeben wollen), sondern als Sehnsucht nach „oraler“ Harmonie mit der Mutter, um oralsadistische Impulse gegen sie abzuwehren. Das Ziel des Sexualaktes solcher Frauen sei immer noch der Genuß des Säuglings an der Mutterbrust, in ihrem sexualpathologischen Verhalten spiegeln sich frühkindliche orale Versagungen wider. Die bekannte symbolische Gleichung Penis — Faeces — Kind sei zu ergänzen zu Penis — Faeces — Kind — Brust; hinter Kastrationsgedanken seien Entwöhnungserfahrungen verborgen, und zwar nicht nur Erfahrungen in bezug auf die endgültige Entwöhnung, sondern auch in bezug auf den täglich mehrmals wiederholten Brustentzug nach den einzelnen Mahlzeiten. Man müsse sich, meint Zilboorg mit Recht, die orale und die anale Periode als eng miteinander verwoben vorstellen.

Vielleicht verstößt Zilboorg etwas gegen diese seine eigene Warnung, wenn er im Folgenden versucht, aus diesen klinischen Einsichten theoretische Schlüsse zu ziehen und über den Übergang von der ersten zur zweiten oralen Unterphase nach Abraham, d. h. über die Entstehung der oralen Ambivalenz den Objekten gegenüber, Allgemeingültiges auszusagen: Es müsse eine „oral-rezeptive“ Phase geben, die vor der eigentlichen kannibalischen Einverleibungsphase funktioniere, schon bevor die Brust oder Flasche als Objekt der Außenwelt voll perzipiert sei, und deren Ziel nicht Beißen und Verschlucken, sondern Behalten und Weitersaugen sei; Versagungen dieser Zeit seien geeignet, besonders heftige Aggressionen, bezw. Ängste auszulösen.

O. Fenichel (Los Angeles)

# KORRESPONDENZBLATT

DER

## INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

---

Redigiert vom Zentralsekretär Edward Glover

---

### I. Tätigkeitsberichte der psychoanalytischen Ambulatorien

1936/1937

Mit diesem Bericht wird die Veröffentlichung statistischer Details aufgegeben. Die Einzelheiten, soweit sie sich jeweils auf ein Jahr beziehen, sind von geringem wissenschaftlichem Interesse. Mitglieder, die nähere Auskünfte wünschen, mögen sich an den Sekretär des betreffenden Instituts wenden. Eine Tatsache von allgemeinem Interesse soll jedoch hier festgehalten werden. Die Mitglieder des Indischen Instituts hatten seit Jahren das dringende Bedürfnis nach einer Klinik, speziell zur Förderung der Lehr-tätigkeit. Am Ende des Berichtsjahres wurde nunmehr beschlossen, eine Klinik zu errichten, und gegenwärtig steht der Entwurf der Statuten dieser Klinik zur Diskussion.

#### Budapest

Dr. Hollós und Dr. Hermann sind im Verlauf des Jahres aus dem ärztlichen Stab zurückgetreten. Dr. Hollós wurde zum ehrenamtlichen Vorstand bestellt. Der Bericht über die behandelten Fälle ist gegenüber dem Vorjahr unverändert. Anzahl der Neuanmeldungen: 100. In Behandlung standen: 52. Auf der Vormerkliste: 78.

#### Chicago

Ziffernmäßig bewegt sich die Tätigkeit dieses Instituts auf dem gleichen Niveau wie in den vergangenen Jahren. Es wurde ein Fünfjahresbericht veröffentlicht, der auch das Jahr 1937 einschließt. In diesen fünf Jahren kamen 745 Personen zur Konsultation, 226 wurden in Behandlung genommen, 86 aus der Behandlung entlassen; am Ende der Berichtsperiode standen 69 Fälle in Analyse. Die klinische Forschungsarbeit des Instituts ist, wie bisher, sowohl intensiv als auch extensiv organisiert. Viel gemeinsame Arbeit ist auf die Gebiete der gastro-intestinalen Störungen, der respiratorischen Dysfunktionen (z.B. Asthma bronchiale) und der cardio-vesiculären Störungen, insbesondere der Hypertension gerichtet. Es ist auch geplant, die Beziehungen der psychischen Vorgänge zu den endokrinen Funktionen zu erforschen. Die theoretische Bearbeitung des im Zusammenhang dieser Forschungen gewonnenen Materials wird als *Vektoranalyse* be-

schrieben. Die neue, im Oktober 1936 eröffnete Kinderabteilung hat ihre Aufmerksamkeit bisher hauptsächlich Kindern zugewendet, die an Asthma leiden. Das interessanteste Merkmal des klinischen Berichts ist, daß die besten Ergebnisse bei Organneurosen erzielt wurden; an zweiter Stelle kommen Charakterstörungen, an dritter Psychoneurosen.

### London

Abgesehen von der Veröffentlichung eines Zehnjahresberichtes der Londoner Klinik, der von ihrem früheren Direktor, Dr. Ernest Jones, zusammengestellt wurde, ist wenig Neues zu berichten. Die Konsultationen bewegten sich auf der gleichen Höhe wie in den früheren Jahren, Gesamtzahl: 71, davon 6 Kinder. Trotz gründlicher Auslese ist die Warteliste noch immer groß (117, davon 93 Erwachsene und 24 Kinder). Die Anzahl der in täglicher Behandlung stehenden Fälle bewegte sich zwischen 50 und 60. Aus dem Zehnjahresbericht kann man hervorheben, daß die Statistiken über abgeschlossene Behandlungen zu mager sind, um irgendwelche bedeutende Schlüsse daraus zu ziehen; die Anzahl der wissenschaftlichen Vorträge und Veröffentlichungen der Mitglieder des Instituts war im Ganzen zufriedenstellend.

### Palästina

Die Arbeit dieses Ambulatoriums steht unter der Leitung von Dr. Eitingon, Assistenten sind: Dr. Brandt, Dr. Dreyfus und Dr. Gumbel. Anzahl der im Berichtsjahr behandelten Fälle: 36. Die Resultate der abgeschlossenen Behandlungen zeigten ungefähr die gleiche Verteilung wie im Vorjahr.

### Wien

Die Arbeit des Ambulatoriums bewegte sich im Berichtsjahr in den gewohnten Bahnen. Gesamtzahl der Konsultationen von Erwachsenen: 141; zur Behandlung empfohlen: 68, behandelt: 39, Warteliste: 37, die übrigen Fälle wurden einer Beratung zugeführt. Am Ende des Berichtsjahres standen insgesamt 45 Personen in Behandlung. Die Abteilung für Kinderanalyse setzte ihre gewohnte Tätigkeit fort; in Behandlung standen 30 Fälle. Die Abteilung für Erziehungsberatung war wie immer voll beschäftigt.

---

## II. Bericht über den XV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß

Der XV. Internationale Psychoanalytische Kongreß fand in der Zeit zwischen dem 1. und 5. August 1938 (Montag bis Freitag) in Paris, Salle Jéna, statt. Am vorangehenden Sonntag Abend gab die Pariser Psychoanalytische Vereinigung einen Empfang im Restaurant Le Doyen, Avenue des Champs Elysés. Am folgenden Dienstag Nachmittag fand ein Empfang im Hotel Salomon de Rothschild statt, bei dem Professor Jean Perrin als Vertreter des Unterrichtsministers den Kongreß im Namen der französischen Regierung begrüßte. Der XV. Kongreß war nicht nur durch das gute Niveau der wissenschaftlichen Beiträge ausgezeichnet, sondern auch durch die großartige Gastfreundschaft

unserer französischen Kollegen. Mittwoch, den 3. August, wurde ein Ausflug in den Wald von Fontainebleau gemacht und während der Kongreßwoche gab es einige Empfänge, unter andern bei Prinzessin Marie von Griechenland und Dr. Raymond de Saussure, dem als Kongreßsekretär auch die ausgezeichnete Organisation zu verdanken war.

Montag, 1. August, 9 Uhr vormittags.

Dr. Ernest Jones, Präsident, hält die Eröffnungsansprache: „Unsere heutige Zusammenkunft steht unter dem Eindruck eines neuerlichen fürchterlichen Schlages, den die Psychoanalyse erlitten hat, das ist die Auflösung der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Dies ist ein Schlag von viel weiter tragender Bedeutung als alle vorausgegangenen, die unser Werk in seiner kurzen Lebensgeschichte von vierzig Jahren erlitten hat: der Abfall unseres ersten Präsidenten Jung, der Tod zweier anderer, Abraham und Ferenczi, und der gewaltsame Eingriff in die Freiheit einer unserer bedeutendsten Gruppen, der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung. Dieser neue Schlag von außen hat eine zentrale, ja vitale Stelle getroffen — die Mutter aller psychoanalytischen Vereinigungen, den eigentlichen Geburtsort der Psychoanalyse. Daß von allen Stätten der Welt gerade in Wien keine Psychoanalyse mehr betrieben werden soll, ist ein Gedanke, der einem den Atem raubt. Es wird längere Zeit brauchen, bis wir uns mit dieser Vorstellung vertraut gemacht haben.

Dem menschlichen Geist eignet jedoch eine solche Elastizität, daß er nach dem ersten betäubenden Schock gerade auf das am stärksten vernichtende Unheil mit neuem Antrieb reagiert. So sind es zwei Erwägungen, die diesem Mißgeschick die Bedeutung einer Katastrophe nehmen. Einmal der Gedanke, daß heutzutage die Zivilisation auf viel zu festem und weitem Grunde steht, als daß es noch in der Macht des Menschen stünde, und sei er noch so sehr von Vernichtungswillen und Torheit beseelt, den Vormarsch des wissenschaftlichen Gedankens für die Dauer aufzuhalten. Und wir können es heute mit Zuversicht aussprechen, daß die Zeit, da man die Psychoanalyse vernichten konnte, vorbei ist; sie wird alle Gegnerschaft überleben, die ihr in den Weg treten mag. Rückschläge, sogar schwere Rückschläge, sind nur lokal und vorübergehend, sie können höchstens unsere Reihen gelegentlich in Unordnung bringen, aber der Vormarsch zur Erkenntnis ist nicht mehr aufzuhalten.

Die zweite Überlegung, die uns anspornen mag, gilt dem Umstand, daß sich die Psychoanalytiker der ganzen Welt ungeachtet aller Meinungsverschiedenheit, die etwa unter ihnen bestehen möge, zusammengeschlossen haben, um die schwierige Situation in gemeinsamer Anstrengung zu bewältigen, was wieder einmal zeigt, daß gemeinsame Bande bestehen. Unabhängig voneinander und gleichzeitig wurden in Amerika, in England, Frankreich und in anderen Ländern Schritte unternommen, die bereits zu sichtbaren Resultaten geführt haben. Die Katastrophe in Österreich war — wenigstens für einige unter uns — nicht so unerwartet wie die erste in Deutschland, so daß wir die Möglichkeit hatten, voraussichtlich einiges zu unternehmen. Mit Rücksicht auf meine verantwortungsvolle Funktion begab ich mich sofort nach Wien und verhandelte mit den dortigen Vorstandsmitgliedern über die Maßnahmen, die am besten zu ergreifen wären. Es wurde sofort ein Aufruf zur Schaffung eines internationalen Fonds erlassen und ich konnte feststellen, daß unsere amerikanischen Kollegen mit bewundernswerter Raschheit ähnliche Schritte bereits unternommen hatten. Der englische Innenminister, Sir Samuel Hoare, an den ich herantrat, bot ohne Zögern und getreu den besten Traditionen seines Landes Professor Freud und seiner Familie eine dauernde Zuflucht an und gab das Versprechen, das seither auch in Tat umgesetzt wurde, einer Anzahl von Freuds

Wiener Mitarbeitern bei ihrer Niederlassung in England seine teilnehmende Hilfe zu leihen. In den Vereinigten Staaten wurde ein besonderes Refugee-Komitee unter der Leitung von Dr. Kubie geschaffen. Dieses Komitee beschränkte sich nicht darauf, durch finanzielle Hilfe und andere Maßnahmen die Einreise nach Amerika zu erleichtern, sondern verfaßte mit echt amerikanischem Sinn fürs Praktische ein Memorandum, das in bündiger Weise die Arbeits- und Lebensbedingungen schilderte, denen unsere Einwanderer bei ihrer Ankunft gegenüberstehen würden. Ein reichliches Maß privaten Beistands wurde auch von einzelnen Analytikern und persönlichen Freunden geleistet, was ich nicht in allen Einzelheiten wiedergeben kann. Es möge genügen, hier das Resultat zu erwähnen: Von den 102 Analytikern und Kandidaten in Wien ist nur noch ein halbes Dutzend in dieser unglückseligen Stadt und wir hoffen, daß sie ebenfalls binnen kurzem werden ausreisen können."

(Dr. Jones, der bisher englisch gesprochen hatte, setzt nun die Ansprache bis zu ihrem Ende in französischer Sprache fort.)

„Nun aber will ich von etwas Erfreulicherem sprechen, nämlich von der Freude, die wir empfinden, da wir uns zum ersten Mal in Frankreich versammeln, diesem schönen und viel gerühmten Land. Auf unserem letzten Kongreß in Marienbad konnte ich einen Zusammenhang aufzeigen zwischen der Entstehung der Psychoanalyse und Freuds interessanter Verbindung mit der mährischen Stadt Freiberg. Sein Zusammenhang mit Frankreich ist noch weit besser bekannt. Es ist nicht richtig, wie es manchmal geschah, irgendeine der psychologischen Theorien Freuds von seinem Aufenthalt in der Charcot'schen Klinik, vor nun 44 Jahren, herzuleiten. Aber es ist nur natürlich anzunehmen, daß er nach seiner Rückkehr nach Wien Mut schöpfte aus der Erinnerung an die Tatsache, daß der gefeiertste Neurologe Europas ein von seinen Kollegen so auffallend verschiedenes Verhalten zeigte, indem er das Phänomen der Hysterie ernst nahm und es nicht bloß als eine Schwäche der weiblichen Natur, sondern als eine außerordentlich komplizierte zerebrale Störung auffaßte. Wir wissen auch, daß Freud später, als es sich um ein heikles Hindernis in seiner Forschungsarbeit handelte, wieder nach Frankreich zurückkehrte, diesmal zu Bernheim nach Nancy, um sich Aufklärung zu holen. Es ist immerhin bemerkenswert, daß gerade Freud dem berühmten Streit zwischen den Schulen der Salpêtrière und von Nancy ein Ende machte, einem Streit, der im Anfang des Jahrhunderts durch zwanzig Jahre die neurologische Welt Frankreichs in Atem hielt. Man könnte diesen Streit vielleicht kurz beschreiben als eine Verschiedenheit in der Auffassung der relativen Bedeutung exogener und endogener Faktoren in der Verursachung der Hysterie. Eine der bedeutendsten wissenschaftlichen Leistungen Freuds war die Hervorhebung der Bedeutung der sexuellen Konstitution nicht nur für die Hysterie, sondern auch sonst, die (gleichsam ein dritter unabhängiger Faktor) ihrerseits aus der wechselseitigen Beeinflussung sowohl der Außenwelts- als auch der Erbfaktoren resultiert.

Aber in einem weiteren Sinne können wir Frankreich wohl als das Land ansehen, das der modernen Psychologie die notwendigen Kader gestellt hat. Das sind jene französischen Psychologen, die mit einer Intuition, die diesem Volke natürlicherweise eignet, zum ersten Male die Bedeutung klinischer und therapeutischer Beobachtungen für die Psychologie im allgemeinen aufgedeckt haben. Vom tierischen Magnetismus angefangen (Marquis de Puységur und Deleuze vor mehr als hundert Jahren) können wir eine ununterbrochene Reihe von Forschern verfolgen, über die frühen Erforscher der Hypnose und Suggestion, Bertrand und Charpignon, zu den präzisen Beobachtungen der berühmten Männer wie Liébault, Bernheim und Bérillon, denen nur wenig mehr

hinzugefügt werden konnte, weiter über jene, die die Spaltung der Persönlichkeit studiert haben wie Azam, Mesnet, Bourru, Burot, Binet und Ribot, bis zu den Arbeiten schließlich der klinischen Psychologen, Depine, Charles Richet und anderer, die in der großartigen Leistung Janets gipfelten. Alle diese Forschungsarbeit sichert die bedeutungsvolle Tatsache, daß der Verstand des Menschen nicht immer als eine Einheit handelt, wie es sich die Philosophen vorstellen, sondern auch automatisch funktionieren kann auf Grund individueller Faktoren, die unter gewissen Umständen von der eigentlichen Persönlichkeit völlig unabhängig werden können.

So war der Boden vorbereitet für die großartige Entdeckung des seelischen Unbewußten. Aber diese Entdeckung wurde anderswo gemacht. Oder, um einen Vergleich aus der Landwirtschaft anzuwenden: die Erde Frankreichs, die durch hundert Jahre unaufhörlich bebaut worden war, war am Ende des Jahrhunderts völlig erschöpft, die Zeichen der Unfruchtbarkeit wurden deutlich und es mußte eine Periode des Brachliegens folgen. Selbst als Freud den befruchtenden Samen der Psychoanalyse brachte, brauchte der erschöpfte Boden lange Zeit um zu reagieren. Erst wenige Jahre nach dem Weltkrieg konnte man in Frankreich ernste Lebenszeichen eines Studiums der Psychoanalyse bemerken. Morichau-Beauchant und später Hesnard machten einen kühnen, aber verfrühten Versuch, das Interesse zu entfachen. Madame Sokolnicka ging von Wien nach Paris. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß wir in der Person Ihres ersten Präsidenten, Dr. René Laforgue, den wahren Pionier der Psychoanalyse in Frankreich anerkennen müssen. Seine Energie und sein Enthusiasmus gewannen rasch Anhänger und vor nunmehr zwölf Jahren wurde die französische Vereinigung unter Mitwirkung der Prinzessin Marie Bonaparte von Dr. Allendy, Dr. Borel, Dr. Löwenstein, Dr. Parcheminey und Dr. Pichon gegründet. Ich muß an dieser Stelle auch der unschätzbaren Hilfe gedenken, die Professor Claude mit seiner bemerkenswerten Voraussicht und der Fülle seines Blicks leistete; seine hervorragende Stellung ermöglichte es ihm, uns Erleichterungen zu verschaffen, die wir anders nicht hätten erhalten können. Heute sehen wir die Ernte dieser Arbeit vor uns: eine aktive und blühende Vereinigung, die auch in der internationalen Sphäre ihre Rolle spielt und uns eine so liebenswürdige und herzliche Gastfreundschaft bewiesen hat, jene Gastfreundschaft, derentwegen Frankreich einen besonderen Ruf genießt."

*Erste wissenschaftliche Sitzung.* Vorsitzender: Dr. Charles Odier, Paris.

1. R. Löwenstein, Paris: Masochismus und die Theorie der Zwangsneurose. — 2. R. Allendy, Paris: Krankhafte Ersatzbildungen und Masochismus. — 3. S. Payne, London: Prägenitale Faktoren bei der Bildung des Fetisch. — 4. D. Lagache, Strasbourg: Über die homosexuelle Untreue in der Eifersucht. — 5. M. Katan, Den Haag: Einige Mechanismen der Eifersucht. — 6. S. Lorand, New York: Die Rolle der Phantasie vom Penis der Frau in der Charakterbildung des Mannes. — 7. E. Pichon, Paris: Die entgegengesetzte Entwicklung der Genitalität und der Sexualität in der westlichen Zivilisation.

*Zweite wissenschaftliche Sitzung.* 3 Uhr nachm. Vorsitzender: Dr. S. T. R. de Monchy, Rotterdam.

1. M. Rambert, Paris: Einige Erfahrungen aus Kinderanalysen mit Hilfe von Guignolspielen. — 2. R. Bak, Budapest: Regression der Ichorientierung und der Libido in der Schizophrenie. — 3. S. Morgenstern, Paris: Über die psychoanalytische Bedeutung von Symbolen in Kinderzeichnungen.

*Dritte wissenschaftliche Sitzung.* Dienstag, 2. August, 9 Uhr vorm. Vorsitzender: Dr. István Hollós, Budapest.

1. Professor Sigm. Freud, London (in absentia): Der Fortschritt in der Geistigkeit. — 2. K. Friedlander, London: Der Wunsch zu sterben. — 3. W. C. M. Scott, London: Über die heftigen Affekte bei der Behandlung einer schweren manisch-depressiven Störung. — 4. M. Klein, London: Trauer und ihre Beziehung zu manisch-depressiven Zuständen. — 5. S. Isaacs, London: Eine besondere Ausdrucksform von Angst verursacht durch verinnerlichte Objekte. — 6. A. Kielholz, Königfelden: Von den Quellen der Querulanz. — 7. G. Bychowski, Warschau: Die Beziehungen zwischen Ich und Über-Ich.

*Vierte wissenschaftliche Sitzung.* 3 Uhr 30 nachm. Vorsitzende: Dr. Federn, New-York, Anna Freud, London.

Symposium: Ichstärke und Ichschwäche. Otto Fenichel, Los Angeles; Edward Glover, London; René Laforgue, Paris; Hermann Nunberg, New York.

*Fünfte wissenschaftliche Sitzung.* Mittwoch, 4. August, 9 Uhr vorm. Vorsitzender: Dr. M. Eitingon, Jerusalem.

1. E. Bergler, New York: Über einen neuen Gesichtspunkt in der Therapie der Ereutrophobie. — 2. P. Federn, New York: Die Neurosenwahl zwischen Hysterie und Zwangsneurose. — 3. B. Lantos, London: Über Arbeitsstörungen. — 4. P. Sarasin, Basel: Denken und Handeln. — 5. P. Schiff, Paris: Über die Möglichkeiten der Psychoanalyse Krimineller. — 6. A. Bálint, Manchester: Naiver Egoismus und Aggression. — 7. M. Ribble, New York: Klinische Studien über die Verhaltensweisen des Säuglings beim Schreien und Saugen. (Filmvorführung). — 8. G. Róheim, Budapest: Australischer Totemismus. (Mit Lichtbildern.)

*Sechste wissenschaftliche Sitzung.* Freitag, 5. August, 9 Uhr vorm. Vorsitzender: Dr. Philipp Sarasin, Basel.

1. E. Servadio, Bombay: Psychoanalytische Bemerkungen über Yoga. — 2. E. Pichon, Paris: Person und Persönlichkeit im Lichte des französischen idiomatischen Denkens. — 3. E. Sharpe, London: Probleme der Psychophysik von der Sprache aus betrachtet. — 4. Prinzessin Marie Bonaparte, Paris: Der Mensch und die Zeit. — 5. R. Sterba, Wien: Zur Problematik des musikalischen Geschehens. — 6. O. Pfister, Zürich: Bildung und Lösung von Angst und Zwang in der Israelitisch-Christlichen Religionsgeschichte. — 7. R. Schönberger, Budapest: Ein Traum des Descartes: Gedanken über die unbewußten Wurzeln der Wissenschaften.

*Siebente wissenschaftliche Sitzung.* 3 Uhr 30 nachm. Vorsitzender: Dr. Ernest Jones, London.

Symposium: Kriterien der Deutung. Susan Isaacs, London; Georg Gerö, Kopenhagen; Charles Odier, Paris; Robert Waelder, Boston.

*Geschäftliche Sitzung.* 4. August, 3 Uhr 30 nachm. Vorsitzender: Dr. Ernest Jones, London.

Bericht des Präsidenten. Dr. Ernest Jones verliest folgenden Bericht:

„Mein Bericht über die verschiedenen Gruppen ist kürzer als sonst, denn die meisten der Einzelberichte schrumpfen zusammen gegenüber der besonderen Bedeutung zweier Probleme, die ohne jeden Zweifel den Hauptteil Ihrer Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen werden und die eine gewisse Beziehung zueinander haben: es handelt sich um Amerika und Wien. Über die anderen Gruppen werde ich in alphabetischer Reihenfolge rasch berichten.

In letzter Minute haben wir ein Dossier von etwa 37 Seiten vom Präsidenten und Sekretär der American Psychoanalytic Association erhalten. Wir hatten kaum Zeit, es durchzuarbeiten, und ich bin sicher, daß sein Inhalt Diskussionsmaterial nicht nur

für diesen, sondern auch noch für den nächsten Kongreß bieten wird. Nichtsdestoweniger muß ich versuchen, Ihnen jetzt einen Auszug daraus vorzutragen, wobei ich mich auf das Wesentlichste beschränken werde.

Der Hauptsache nach enthalten die Mitteilungen einerseits Berichte über verschiedene Tätigkeiten der American Association, andererseits verschiedene Anregungen über organisatorische Fragen, die der Internationalen Vereinigung gegeben werden. Sie zielen darauf hin, daß die Internationale Vereinigung aufhören solle, als administrative und exekutive Körperschaft zu existieren und sich restlos in eine Körperschaft (Kongreß) mit ausschließlich wissenschaftlichen Zielen verwandeln solle. In noch kräftigeren Worten wird gesagt, daß die Internationale Unterrichts-Kommission ‚als eine administrative Organisation mit exekutiven Vollmachten nicht nur sehr wenig wünschenswert, sondern auch eine Institution sei, die nur auf dem Papier stehe‘. Die American Association hat beschlossen, sich von nun ab im Exekutivkomitee der Internationalen Vereinigung nicht mehr vertreten zu lassen, auch solle kein Mitglied eines der amerikanischen Lehrausschüsse an der I.U.K. teilnehmen. Ferner wird uns mitgeteilt, daß von nun ab kein in den Vereinigten Staaten lebender und praktizierender Analytiker mehr die Wahl haben sollte, direktes Mitglied der I.P.V. oder sonst Mitglied irgend einer ausländischen Psychoanalytischen Vereinigung zu werden. Sie verlangen daher, daß auf dem nächsten Kongreß der I.P.V. der Beschluß gefaßt werde, daß die Einrichtung der Mitgliedschaft nach Wahl für in den Vereinigten Staaten lebende und praktizierende Personen nicht in Anwendung gebracht wird. Sie teilen uns mit, daß ein dringender Bedarf nach einem eigenen offiziellen Organ der American Association besteht und daß ein Ausschuß bestimmt wurde, der sich mit dieser Frage befassen soll. Diese Beschlüsse werden durch zwei Klagen über die I.P.V. gestützt: erstens, daß die I.U.K. in unverantwortlicher Weise versucht, ihren Einfluß auf interne Fragen der Lehrtätigkeit in den Vereinigten Staaten geltend zu machen, und zweitens, daß die I.P.V. jene Psychoanalytiker in den Staaten, die sich den Statuten der American Association nicht fügen, ermutigt und unterstützt.

Der erste Teil dieser Mitteilung ist ein Gegenstück zum zweiten. Denn sozusagen im gleichen Atemzug mit dem Rat, unsere administrativen und exekutiven Funktionen einzuschränken, kommt die Mitteilung, daß die zentrale Körperschaft der American Association, die ursprünglich eine rein beratende Funktion haben sollte, sich praktisch die administrative und exekutive Macht in einem Maße angeeignet hat, wie man es sich in der I.P.V. niemals vorgestellt hätte. Der Lehrausschuß der American Association hat beispielsweise ein 13 Seiten langes Statut über Zulassung und Ausbildung von Ärzten zur Psychoanalyse herausgegeben, das an Strenge und bindender Kraft alles übersteigt, was je von irgend einer anderen psychoanalytischen Gruppe oder Gesamtvereinigung in Betracht gezogen wurde.

Würde der Kongreß sich nach diesen Mitteilungen richten, so wäre eine Statutenänderung bezüglich der Zusammensetzung des Exekutivkomitees und auch der Internationalen Unterrichts-Kommission notwendig und gleichzeitig die Aufhebung der Beschlüsse der beiden letzten Kongresse über die weitere Mitgliedschaft politischer Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich. Die American Association erklärt, daß sie nach Erfüllung dieser Bedingungen eine freundschaftliche Zusammenarbeit in der Form einer losen Angliederung an die Internationale Vereinigung wünsche.

Es ist ohne weiteres klar, daß dies sehr weitreichende Probleme sind, die nicht auf einmal zulänglich gelöst werden können. Die Vorwürfe der Amerikaner haben hier großes Erstaunen ausgelöst und scheinen uns ganz und gar nicht begründet zu sein. Die

American Association hat für die vorhin genannten Zwecke ein besonderes Komitee zur Regelung der Beziehungen der American Association mit der Internationalen Vereinigung eingesetzt und ich möchte vorschlagen, daß wir ein ebensolches Komitee bilden, das mit dem Exekutivsausschuß der American Association verhandeln soll.

Ich habe keinen Bericht von der Bostoner Gruppe außer der Nachricht, daß Dr. Hanns Sachs aus prinzipiellen Gründen vom Unterrichtsausschuß zurückgetreten ist.

In Chicago wird die Forschungsarbeit über Asthma und Hypertension fortgesetzt; ein Arbeitsprogramm für die Forschung auf dem Gebiet der Endokrinologie wurde ausgearbeitet.

Die New Yorker Gruppe hat sogenannte Zwischensitzungen (interval meetings) eingeführt, die im Gegensatz zu den offiziellen Sitzungen nur aktiven Mitgliedern zugänglich sind und eine vertraulichere und freie Diskussion ermöglichen sollen. Gegenwärtig sind dort dreiundsiebzig aktive Mitglieder.

Die Washington-Baltimore Society ist durch die Aufnahme von Dr. Edith Weigert-Vowinkel verstärkt worden. Dr. Loren B. T. Johnson wurde als Ehrenmitglied gewählt.

Die British Society hat in der gewohnten Weise ihre gleichmäßig fortschreitende Arbeit fortgesetzt. Miss Searl hat sich aus theoretischen Gründen veranlaßt gefühlt, aus der Gesellschaft auszutreten; der Verlust eines so geschätzten Mitgliedes wurde allgemein bedauert. Das wichtigste Ereignis war natürlich die Ankunft unserer österreichischen Kollegen, die wir mit großer Herzlichkeit empfangen haben. Es ist uns eine besondere Genugtuung, daß Professor Freud und Anna Freud nun Mitglieder unserer Gesellschaft sind, Professor Freud natürlich als Ehrenmitglied.

Die Dänisch-Norwegische Vereinigung hat regelmäßige monatliche Zusammenkünfte abgehalten. Dr. Hoel ist ausgetreten. Die Gruppe bildet fünf Kandidaten aus.

Ich freue mich sehr mitteilen zu können, daß die Wiedervereinigung der beiden holländischen Vereinigungen, die unser letzter Kongreß sehr anempfohlen hatte, erfolgreich durchgeführt worden ist. Es mußten auch einige Schwierigkeiten mit den Behörden überwunden werden, aber die endgiltige Regelung fand vor knapp einem Monat, am 7. Juli, statt. Unser sehr geschätztes Mitglied Dr. de Monchy wurde zum Präsidenten gewählt, Dr. Blok zum Sekretär, Dr. van der Waals zum Kassier, Dr. Katan und Dr. Tibout zu Vorstandsmitgliedern. Der offizielle Name der Gruppe ist wie früher „Nederlandsche Vereeniging voor Psychoanalyse“ und wir alle wünschen sicherlich dieser reorganisierten Vereinigung eine harmonische und erfolgreiche Zukunft. Durch die Eingliederung von Dr. Hans und Dr. Jeanne Lampl ist die Gruppe verstärkt worden.

Die Finnisch-Schwedische Vereinigung konnte, teilweise aus geographischen Gründen, nicht regelmäßige Zusammenkünfte abhalten. In Schweden gibt es seit einiger Zeit eine Welle des Widerstands gegen die Psychoanalyse, die aber hoffentlich nicht lang dauern wird. Bemerkenswertere Fortschritte sind vielleicht in Finnland zu verzeichnen, wo Dr. Kulovesis neues Buch allgemeines Interesse erregt hat. Auch andere Bücher und Artikel über Psychoanalyse sind in finnischer Sprache erschienen.

Die Pariser Vereinigung hat Professor Freud, Anna Freud und mich zu Ehrenmitgliedern gewählt. In letzter Zeit hat sich das Niveau der Ausbildungstätigkeit und auch die Anzahl der Kandidaten in Paris bedeutend gehoben. Bemerkenswert ist das Eindringen der Psychoanalyse in offizielle Pariser medizinische Kreise. In mehreren wichtigen Spitälern und Kliniken werden Psychoanalytiker zu Konsultationen und zum Unterricht regelmäßig herangezogen.

Die Deutsche Vereinigung führt weiterhin ihre einigermaßen heikle Existenz. Das

neue Deutsche Institut für Seelenkunde und Psychotherapie wurde im Mai 1936 gegründet, eine Abteilung davon bildet die Psychoanalytische Vereinigung. Diese Abteilung hat sich bisher einer beträchtlichen Selbständigkeit erfreut, eine größere Anzahl Kandidaten wurde ausgebildet und neue Mitglieder wurden aufgenommen. Eines der Mitglieder, Dr. Riemann, teilte sich mit Dr. Saul aus Chicago in den Preis für das von der British Society veranstaltete Preisausschreiben für die beste klinische Arbeit. Die Stuttgarter Psychoanalytische Arbeitsgemeinschaft hielt unter der Leitung von Dr. Graber regelmäßige monatliche Zusammenkünfte ab.

Die Ungarländische Vereinigung, die bisher mit der Wiener Vereinigung eng zusammengearbeitet hat, betreibt rege Forschungsarbeit. Fünf Kandidaten wurden als Mitglieder zugelassen. Besonderes Interesse wurde der Anwendung der Psychoanalyse auf die Pädagogik zugewendet. Das wichtigste Ereignis war die Vierländertagung, in deren Rahmen sehr ergebnisreiche Sitzungen in Budapest im Mai 1937 abgehalten wurden. Auf die Zukunft dieser Vereinigung fällt durch die Abwanderung ihrer Wiener Freunde und die immer größer werdende politische Ungewißheit ein trüber Schatten.

Die Indian Society hat zwei, bzw. drei Mitglieder zu weiteren Studien nach London gesandt. Diese Vereinigung zog aus dem bedeutungsvollen Indischen Kongreß der Wissenschaften (Januar 1938 in Calcutta) großen Vorteil; ich war leider im letzten Augenblick verhindert, an diesem Kongreß teilzunehmen.

Die italienische Vereinigung, die offiziell noch nicht in die Internationale Vereinigung aufgenommen ist, hat ihre Bemühungen mehr auf intensive wissenschaftliche Arbeit denn auf eine Ausdehnung ihres Wirkungskreises eingestellt.

Ich habe keine neuen Berichte von den Japanischen Gruppen, aber wir müssen leider befürchten, daß ihre Tätigkeit durch die dort herrschenden Verhältnisse einigermaßen gehemmt ist.

Die Palästinensische Gruppe hat ihre Mitgliederzahl auf dreizehn erhöht. Am dortigen Institut werden sechszwanzig Analysen durchgeführt. Dr. Eitingon ist über das rasch wachsende Interesse an der Psychoanalyse in Palästina sehr befriedigt.

Die Schweizerische Vereinigung macht gleichmäßige und schöne Fortschritte, sowohl was wissenschaftliche Sitzungen als auch was Ausbildungstätigkeit anbelangt.

Ich habe nun über das unglückselige Schicksal zu berichten, das die Wiener Vereinigung betroffen hat. Wer hätte, als ich an ihren ersten Zusammenkünften vor mehr als zweiunddreißig Jahren teilnahm, gedacht, daß mir die Aufgabe zufallen würde, am 20. März dieses Jahres die praktische Auflösung dieser Vereinigung, der Mutter aller psychoanalytischen Gesellschaften, zu beantragen. Der Obmann der Wiener Vereinigung, Professor Freud, gab seine Zustimmung, als ihm empfohlen wurde, die Rechte und Pflichten der Vereinigung treuhändig an die Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft zu übertragen; über das endgiltige Resultat dieses Verfahrens sind wir noch im Unklaren. Sofort kam ausgedehnte Hilfe für unsere heimatlos gewordenen Wiener Kollegen, die sich mit nur vier Ausnahmen alle in englisch sprechenden Ländern niedergelassen haben.

Zum Abschluß meines Berichtes möchte ich erwähnen, daß die Internationale Vereinigung gegenwärtig 560 Mitglieder hat, davon etwa 30 % in Amerika.

Wir haben fünf Todesfälle unter unseren Mitgliedern zu verzeichnen. Im Februar vorigen Jahres hat die Wiener Vereinigung in Lou Andreas-Salomé eines ihrer hervorragendsten Mitglieder verloren. Diese bedeutende Frau, der sich die vertraute Freundschaft des größten Mannes des neunzehnten und des größten Mannes des zwanzigsten Jahrhunderts zuwandte, war schon in den Fünfzigern, als sie mit der Psychoanalyse bekannt wurde. Wiewohl sie in unseren Kreisen keine aktive Rolle spielte, betrieb sie

ein Vierteljahrhundert lang therapeutische Analysen und leistete eine Anzahl wertvoller Beiträge zu unserer Literatur.

Die New Yorker Gruppe hat zwei ihrer bedeutenden Mitglieder verloren. Dr. Dorian Feigenbaum, dessen lebendige Persönlichkeit lang in unserer Erinnerung bleiben wird, spielte eine führende Rolle bei der Gründung des „Psychoanalytic Quarterly“ und war eines der aktivsten Mitglieder in New York.

Dr. Frankwood E. Williams, der der Psychoanalyse wertvolle Dienste, vornehmlich extensiver Natur, erwies, spielte in der Mental Hygiene-Bewegung in den Vereinigten Staaten eine hervorragende Rolle; es gelang ihm, das Interesse an der Psychoanalyse in immer größeren Kreisen zu erwecken.

Die Washington-Baltimore Society hat in Dr. William A. White ihren ersten Präsidenten verloren, einen der Pioniere der Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten. Ich traf ihn zum ersten Male im Jahr 1907 und er war einer von jenen, die mir einige Jahre später halfen, die American Psychoanalytic Association zu gründen. Obwohl er persönlich niemals die Analyse ausübte, trug er durch direkte Propaganda und durch Verbreitung ihrer Lehren in seinen zahlreichen Publikationen viel dazu bei, in seinem Heimatland das Interesse an der Psychoanalyse zu verbreiten. Seine Freunde haben in ihm einen liebenswerten und anregenden Kollegen verloren.

Jean Frois-Wittmann, eines der meistversprechenden jüngeren Mitglieder der Pariser Vereinigung, starb, von seinen Kollegen tief betrauert, im vorigen Oktober.

Ich bitte Sie nun, sich zum Zeichen der Verehrung für die Kollegen, deren Verlust wir betauern, von Ihren Plätzen zu erheben.”

Bericht des Zentralkassenwarts. Dr. Sarasin stellt fest, daß die Einnahmen der I.P.V. während der Berichtsperiode 6.699.27 Schweizer Franken, die Ausgaben 7.881.27 Schweizer Franken betragen. Der verbleibende Debitsaldo von 1.182 Schweizer Franken war mehr als gedeckt durch den Restsaldo vom 30. Juni 1936. Der zur Verfügung bleibende Restsaldo beträgt 2.027.50 Schweizer Franken.

Durch die Abwertung des Schweizer Franken am 26. September 1936 ist der Gegenwert des Jahresbeitrages für die I.P.V. (2 Dollars) nunmehr 10 Schweizer Franken anstatt wie früher 8.

Seit dem Jänner 1938 ist es ungewiß geworden, ob drei von den Krediten, die der Zentralkassenwart gewährt hat, einbringlich sein werden. Es handelt sich um folgende: Die Ungarische Vereinigung mit 351.32 Pengö, der Wiener Verlag mit 275.93 Schilling und eine Anleihe an den Wiener Verlag mit 4.876.78 Schweizer Franken. Dr. Bálint erstattet einen Bericht über die finanzielle Lage und die verlegerische Tätigkeit der Ungarischen Vereinigung.

Dr. Sarasin schlägt vor, den Mitgliedsbeitrag von 8 auf 10 Franken zu erhöhen. Dr. Jones regt an, dem Zentralkassenwart Vollmacht zu geben, die Höhe des Beitrages je nach Lage der politischen und Verhältnisse abzuändern, worauf der Betrag vom Zentralvorstand genehmigt werden solle. Nach einer Diskussion, an der Dr. Odier, Dr. Lagache und Dr. Laforgue teilnahmen, wurde dem zugestimmt.

Die Sitzung beschäftigte sich sodann mit Dr. Jones' Bericht über die Beziehungen zwischen der American Psychoanalytic Association und der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, sowie mit seiner Anregung, daß ein besonderer Ausschuß die Angelegenheit prüfen und die Verhandlungen mit der American Association aufnehmen solle. Dr. Bálint unterstützte diesen Antrag, der schließlich genehmigt wurde. Folgende Mitglieder wurden für den Ausschuß gewählt: Edward Bibring, Marie Bonaparte, Anna Freud, Edward Glover, Ernest Jones. Die nach den Internationalen Statuten

erforderliche Ernennung von amerikanischen Mitgliedern in den Zentralvorstand wurde für einen späteren Zeitpunkt verschoben.

Gründung der Psychoanalytic Study Group of Topeka. Nach einer Diskussion wurde beschlossen, diese Gruppe aufzunehmen unter der vorläufigen Annahme, daß sie die Mitgliedschaft bei der I.P.V. anstrebt.

Es wurden dann verschiedene Fragen, die sich aus den Statuten der I.U.K. und aus der direkten Mitgliedschaft bei der I.P.V. ergeben, in Betracht gezogen. Nach einer längeren Diskussion (Staub, M. Bálint, Lorand, Nunberg, Mack-Brunswick, Laforgue, Finlayson, Eitingon, Anna Freud, Marie Bonaparte) wurde der Antrag Dr. Staub und Dr. M. Bálint angenommen, diese Fragen dem besonderen Ausschuß zu überlassen. Es wurde auch beschlossen, die Wiener Vereinigung als weiter bestehend zu betrachten, um dadurch die offizielle Mitgliedschaft ihrer Mitglieder zu sichern.

Dr. Hollós sprach der Wiener Vereinigung seinen Dank für ihre aktive Zusammenarbeit mit der Ungarischen Vereinigung aus und fügte hinzu, daß beschlossen wurde, die Tätigkeit der Ungarländischen Gruppe auf der alten Linie fortzuführen. Dr. Pfeifer unterstützte Dr. Hollós' Ausführungen.

Frau Bornstein dankte der Wiener Vereinigung im Namen der Prager Arbeitsgemeinschaft.

Hierauf erstattete Dr. Eitingon den Bericht der Internationalen Unterrichts-Kommission, wobei er unter anderem auf die Zumutung zu sprechen kam, daß diese Körperschaft exekutive Gewalt über Zweigvereinigungen ausübe. Auf eine Frage Dr. Lorands erklärte Dr. Eitingon, daß es sich gar nicht so verhalte.

Dr. Bibring berichtet über den Stand des Verlages und die Vorkehrungen, die für die Herausgabe von Zeitschriften usw. in Holland getroffen wurden. Dr. Pfeifer stellt die Frage der Abonnie rung des „Journal“ zur Diskussion. Dr. Róheim schlägt vor, daß das „International Journal of Psycho-Analysis“ das einzige offizielle Organ sein solle.

Dr. Jones erwidert, daß es außerordentlich wünschenswert wäre, der „Zeitschrift“ ihre alten Abonnenten zu erhalten.

Dr. Jones berichtet, daß die Internationale Bibliographische Zentralstelle von Wien nach London verlegt wurde.

Dr. van Emden schlägt vor, daß der nächste Kongreß in Holland stattfinden solle; nach einiger Diskussion wird beschlossen, Dr. Jones' Einladung, ihn in England abzuhalten, anzunehmen.

Dr. Laforgue eröffnet neuerlich die Diskussion über die Beziehungen zwischen dem internationalen Zentralvorstand und der American Psychoanalytic Association und gibt seiner Ansicht Ausdruck, daß die praktischen Seiten dieser Frage bis zu einem gewissen Grad hinter den moralischen Erwägungen zurückstehen müßten. Er schlägt eine Resolution vor dahingehend, daß der Kongreß es bedaure, daß die American Psychoanalytic Association gerade im gegenwärtigen Augenblick den Vorschlag mache, sich jeder Mitarbeit an der I.P.V. zu enthalten. Nach einer Diskussion, an der Drs. Leuba, Sarasin, Staub, Finlayson, Löwenstein, Anna Freud und Marie Bonaparte teilnahmen, wurde die Resolution mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. Dr. Sarasin betonte die Notwendigkeit strengster Sparmaßnahmen in der Verwaltung mit Rücksicht auf die schwierige finanzielle Lage der Internationalen Vereinigung.

Folgende Mitglieder der Internationalen Unterrichts-Kommission wurden einstimmig wiedergewählt: Dr. Eitingon, Dr. E. Bibring, Anna Freud.

Folgende Mitglieder des Vorstandes wurden wiedergewählt: Dr. Jones, Dr. Sarasin,

Dr. Glover, Dr. Eitingon, Marie Bonaparte, Anna Freud. Dr. Sarasin wurde als Zentralkassenwart, Dr. Glover als Zentralsekretär wiedergewählt.

Hierauf verläßt Dr. Jones den Präsidentenstuhl, der von Dr. Hollós eingenommen wird.

Dr. Hollós beantragt, Dr. Jones als Präsidenten der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung wiederzuwählen. Dies wird mit Beifall angenommen.

Hierauf wird die Sitzung geschlossen.

---

### III. Internationale Zentralstelle für psychoanalytische Bibliographie

Die Internationale Zentralstelle für psychoanalytische Bibliographie, die 1936 in Wien gegründet wurde, wurde nach London verlegt und im London Institute of Psycho-Analysis untergebracht. Ihre Adresse ist nunmehr: Bibliographical Centre for Psycho-Analysis, c/o Institute of Psycho-Analysis, 96, Gloucester Place, London, W.1. Glücklicherweise war es möglich, einen großen Teil des Index- und Kartothekmaterials aus Wien zu retten und die unübertroffene Bibliothek des Londoner Psychoanalytischen Instituts steht jetzt der Zentralstelle zur Verfügung. Es wurden Übereinkommen über wechselseitigen wissenschaftlichen Austausch mit anderen großen Bibliotheken getroffen, besonders mit der Royal Society of Medicine, dem Royal Anthropological Institute und der British Psychological Society. Dr. Edward Bibring und Dr. Ernst Kris sind die Sekretäre (Joint Secretaries) der Zentralstelle und ein großer Stab von Mitarbeitern aus verschiedenen Ländern wurde gewonnen.

Ernest Jones  
Direktor

# THE PSYCHOANALYTIC QUARTERLY

*Eighth year of publication*

## THE QUARTERLY

is devoted to original contributions in the field of theoretical, clinical and applied psychoanalysis, and is published four times a year.

### CONTENTS OF VOLUME VIII, No. 2 (1939)

In Memoriam: Monroe A. Meyer M. D. — Fritz Wittels: Unconscious Phantoms in Neurotics. — Otto Fenichel: Problems of Psychoanalytic Technique. — Leon J. Saul: Psychoanalytic Case Records. — Kurt Eissler: On Certain Problems of Female Sexual Development. — William G. Barrett: Penis Envy and Urinary Control; Pregnancy Fantasies and Constipation; Episodes in the Life of a Little Girl. — Carl M. Herold: A Controversy about Technique. — Book Reviews. — Current Psychoanalytic Literature. — Notes.

Editorial Board: Bertram D. Lewin, Gregory Zilboorg, Raymond Gosselin, Henry Alden Bunker, Lawrence S. Kubie, Carl Binger, Flanders Dunbar, A. Kardiner, Sandor Rado, Franz Alexander, Thomas M. French, Leon J. Saul, Helene Deutsch, Martin W. Peck, Otto Fenichel, Géza Róheim.

*Editorial communications should be sent to the Managing Editor, Room 1404, 57 West 57<sup>th</sup> Street, New York, N. Y.*

*Subscription price is \$ 6.00; Foreign subscriptions, \$ 6.50; Back volumes in original binding, \$ 7.50.*

*Address business correspondence to:*

**THE PSYCHOANALYTIC  
QUARTERLY, Inc.,**

**372-374 BROADWAY, ALBANY,  
NEW YORK**

# THE INTERNATIONAL JOURNAL OF PSYCHO-ANALYSIS

Directed by  
**SIGM. FREUD**

Edited by  
**ERNEST JONES**

This Journal is issued quarterly. Besides Original Papers, Abstracts and Reviews, it contains the Bulletin of the International Psycho-Analytical Association, of which it is the Official Organ.

Editorial communications should be sent to Dr. Ernest Jones, 81 Harley Street, London, W. 1.

The Annual Subscription is 30s per volume of four parts.

The Journal is obtainable by subscription only, the parts not being sold separately.

Business correspondence should be addressed to the publishers, Ballière, Tindall & Cox, 8 Henrietta Street, Covent Garden, London, W. C. 2., who can also supply back volumes.

(Ausgegeben Juli 1939)

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
GEORG GERÖ:	Zum Problem der oralen Fixierung . . . . . 239
OTTO FENICHEL:	Über Trophäe und Triumph . . . . . 258
LUDWIG EIDELBERG:	Die Wirkungen der Erziehungsgebote . . . . . 281
DOROTHY TIFFANY BURLINGHAM:	Phantasie und Wirklichkeit in einer Kinderanalyse . . . . . 292
EDUARD HITSCHMANN:	Selma Lagerlöf, ihr Wesen und ihr Werk . . . . . 304

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

HUGO KLAJN:	Fehlleistung infolge unbewußter Todeswünsche gegen das einzige Kind . . . . . 333
-------------	--

REFERATE

GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

The American Journal of Sociology (Grotjahn) 339. — Johnson: Gefühlsverlust als Krankheitssymptom; Sommer: Zerfall optischer Gestalten (Grotjahn) 340. — Newman, Freeman, Holzinger: Twins: A Study of Heredity and Environment (Grotjahn) 340. — Niehans: Das Altern, seine Beschwerden und die Verjüngung (Grotjahn) 340. — Niehans: Die endokrinen Drüsen des Gehirns (Hitschmann) 341. — Schmid: Die seelische Innenwelt im Spiegel des Traumlebens (Grotjahn) 341. — Schur und Medvei: Über Hypophysenvorderlappeninsuffizienz (Grotjahn) 342. — Szondi: Analysis of Marriages (Grotjahn) 342.

PSYCHIATRIE—NEUROLOGIE

Boldt: Über die Stellung und Bedeutung der „Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen“ von Johann Christian Reil (Grotjahn) 342. — Brunn: Die Psychopathie des Kindesalters in gerichtsärztlicher Beziehung (Grotjahn) 343. — LÖWENSTEIN: Der psychische Restitutions-effekt (Grotjahn) 343. — Rehn: Der Schock und verwandte Zustände des autonomen Nervensystems (Grotjahn) 343. — Scheid: Febrile Episoden bei schizophhren Psychosen (Grotjahn) 343. — Schultz: Das autogene Training (Grotjahn) 344.

PSYCHOANALYSE

Alexander: Remarks about the Relation of Inferiority Feelings to Guilt Feelings (Fenichel) 344. — Barrett: A Childhood Anxiety (Fenichel) 345. — Bischler: Intelligence and Higher Mental Functions (Fenichel) 345. — Dunbar: Psychoanalytic Notes Relating to Syndromes of Asthma and Hay Fever (Fenichel) 346. — Eidelberg: Pseudo-Identification (Fenichel) 346. — Erickson: The Experimental Demonstration of Unconscious Mentation by Automatic Writing (Fenichel) 347. — Fenichel: The Drive to Amass Wealth (Autoreferat) 347. — Glover: A Note on Idealization (Fenichel) 347. — Goldman: A Case of Compulsive Handwashing (Fenichel) 348. — Inman: A Psycho-Analytical Explanation of Micropsia (Fenichel) 348. — Kaufman: Psychoanalysis in Late-Life Depression (Fenichel) 348. — Kovsharova: An Attempt at an Experimental Investigation of Psychoanalytic Therapy (Fenichel) 349. — Kris: Ego Development and the Comic (Fenichel) 349. — Kubie: The Fantasy of Dirt (Fenichel) 350. — Levy-Suhl: Resolution by Psychoanalysis of Motor Disturbances in an Adolescent (Fenichel) 352. — Pailthorpe: The Analysis of a Poem (Fenichel) 352. — Robbins: Escape into Reality: A Clinical Note on Spontaneous Social Recovery (Fenichel) 352. — M. Schmeideberg: Intellectual Inhibition and Disturbances in Eating (Fenichel) 353. — M. Schmeideberg: The Mode of Operation of Psycho-Analytic Therapy (Fenichel) 353. — Searl: A Note on the Relation between Physical and Psychical Differences in Boys and Girls (Fenichel) 355. — Stone: Concerning the Psychogenesis of Somatic Disease: Physiological and Neurological Correlations with the Psychological Theory (Fenichel) 355. — Thompson: Development of Awareness of Transference in a Markedly Detached Personality (Fenichel) 356. — Wegrocki: A Case of Number Phobia (Fenichel) 357. — Wilson: The Transition from Organ Neurosis to Conversion Hysteria (Fenichel) 357. — Zilboorg: Some Observations on the Transformation of Instincts (Fenichel) 357.

KORRESPONDENZBLATT DER INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VEREINIGUNG

I. Tätigkeitsberichte der psychoanalytischen Ambulatorien 359. — II. Bericht über den XV. Internationalen Psychoanalytischen Kongreß 360. — III. Internationale Zentralstelle für psychoanalytische Bibliographie 370.